

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



IMPRESSUM

Herausgeber

Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:

Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Redaktion:

Dorothee Kühnel/Michael Kohler

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:

- Postbank Karlsruhe
IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:

Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

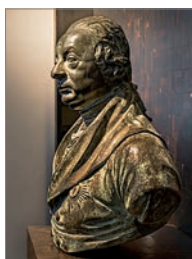
Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,- €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.



Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.



EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 484

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 485

AUFSÄTZE SCHWERKUNKT PFORZHEIM

**Grußwort der Kulturamtsleiterin
der Stadt Pforzheim**
Angelika Drescher 486

**Die Geschichte der Goldschmiede-
schule mit Uhrmacherschule**
Michael Kiefer 487

**Die Pforzheimer Schmuck- und
Uhrenindustrie im Wandel der Zeit**
Eduard Vinaricky 495

Die Rassler und ihr Umfeld
Eine Epoche in der Geschichte der
Pforzheimer Schmuckindustrie
Eduard Vinaricky 503

**Technisches Museum der
Pforzheimer Schmuck- und
Uhrenindustrie**
Isabel Schmidt-Mappes 510

AUFSÄTZE

In Memoriam
Dr. Karl Friedrich Schimper
Wilfried Schweinfurth 515

**Ein unverhofftes Wiedersehen
mit August Babberger in der
Kunststiftung Hohenkarpfen**
Elmar Vogt 530

**»Auf's Ganze gesehen« – oder:
»Denk ich an den Bodensee ...« –
Manfred Bosch zu Ehren**
Versuch einer Würdigung seines litera-
rischen Schaffens zum 70. Geburtstag
Elmar Vogt 538

**Hochwasserrückhaltebecken
Wolterdingen**
Otto E. Hofmann 546

**5000 Jahre Landschaft
und Wald am Oberrhein**
Helmut Volk 552

**Deutsch-französische Jahre
in Baden-Baden**
Reiner Haehling von Lanzenauer 563

**Vom mittelalterlichen Kleinhaus
bis zur Tankstelle der 1950er-Jahre**
Die Preisträger des Denkmalschutz-
preises Baden-Württemberg 2016
Gerhard Kabierske 569

Déjà vu?
Als die Straßburger Straßenbahn vor
rund 100 Jahren durch Kehl fuhr
Ute Scherb 587

**Schonach, Triberg,
Konstanz ... und Bahia**
Über Ludwig Grieshaber alias Dom Cle-
mente Maria da Silva-Nigra
Johannes Werner 599

Les élections en Alsace (2017)
Jean-Marie Woehrling 605

AUSSTELLUNGEN IN BADEN

**Ausstellung »Hans Thoma –
Wanderer zwischen den Welten«**
Bis zum 4. März 2018
in Baden-Baden zu sehen
Elmar Vogt 611

AUS DEM LANDESVEREIN

**Bausteinaktion des Landesvereins
Badische Heimat zur Renovierung
seines Hauses in der Freiburger
Hansjakobstraße** 613

Umsetzung der Bodman-Reform
Karlsruher Gespräch des Bodman-
Teams mit dem Vorsitzenden des
Landesvereins Badische Heimat,
Sven von Ungern-Sternberg
Protokoll: Heinrich Hauß
für Bodman-Team 614

**Arbeitskreis »Industriekultur
in Baden«**
Volker Kronemayer 615

**Hansjakob-Seminare
im Haus der Badischen Heimat**
Zugleich Rückblick auf das Jahr 2017
der Regionalgruppe Freiburg
Ursula Speckamp 616

**Regionalgruppe Freiburg
Vorschau auf 2018**
Seminare zu Albert Schweitzer
im Haus der Badischen Heimat
Ursula Speckamp 617

**Treffen des Landesvereins und
des Hegau-Geschichtsvereins
in Konstanz**
Sven von Ungern-Sternberg 618

**Regionalgruppe Pforzheim
unter neuer Leitung** 619

HEIMATDISKURS

**Marketing und Event:
Privatisierung und
Entpolitisierung von Heimat**
Bemerkungen zu den Heimattagen 2017
Heinrich Hauß 620

KOOPERATIONEN

's Sprochäm't stellt sich vor
Annette Striebig-Weissenburger 623

**'s Elsassische labt wittersch
mit de Kinder!**
Bénédicte Keck 625

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Bemerkungen zum Artikel von
Andreas Rossmann:
**»Unter dem Stadtniveau«. Karlsruhe
verlegt die Straßenbahn unter die
Erde, und Markus Lüpertz bewirbt
sich als Trittbrettfahrer**
Heinrich Hauß 628

Und so etwas ist des Lesens
zweimal wert ...
**Eine Bücherwelt in Gelb:
150 Jahre Reclam Verlag
mit J. P. Hebel**
Elmar Vogt 629

Rückblick auf das
200-jährige Jubiläum 2017
**Hans Eberhard Lessing und Ernst
Otto Bräunche im Streitgespräch
über Freiherr von Drais:**
»Keine zusätzliche Aufwertung«
Heinrich Hauß 630

PERSONALIA

**Staufermedaille in Gold für Dipl.-
Ing. Prof. Robert Mürb, den Vorsit-
zenden der Landesvereinigung Ba-
den in Europa**
Paul-Ludwig Weinacht 631

Nachruf
Herta Kümmerle (1921–2017) 632

Buchbesprechungen 635





Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mitglieder unseres Landesvereins,

das vorliegende Heft behandelt die »Goldstadt Pforzheim« als Schwerpunkt. Mein Dank gilt der Stadtverwaltung von Pforzheim für die gute Zusammenarbeit mit unserer Redaktion, insbesondere der Kulturamtsleiterin Angelika Drescher. Herzlichen Dank auch allen Autoren, die die Attraktivität der Stadt und ihre reiche Geschichte auf vielfältige Art und Weise darzustellen vermochten.

Für die Redaktion des Heftes erneut mein Dank an die Verantwortlichen, an den Chefredakteur Heinrich Hauß und vor allem an Frau Dorothee Kühnel, die nach dem Tod von Dr. Anna Gräfin zu Stolberg noch einmal die Redaktion übernommen hat. Zwischenzeitlich haben wir mit Herrn Michael Kohler einen geeigneten Nachfolger gefunden. Herr Kohler ist für die Badische Heimat kein Unbekannter. In früheren Jahren hat er zusammen mit Frau Kühnel beim G. Braun Buchverlag in Karlsruhe gearbeitet. Er wurde 1975 in Karlsruhe geboren, studierte Neuere deutsche Literaturgeschichte und Geschichte in Freiburg und Wien. Er war viele Jahre Leiter eines Regionalverlags, dann Verleger und Geschäftsführer einer Medienfirma. Heute ist er Inhaber eines Verlagsbüros. Er arbeitet für verschiedene Verlage als Programmleiter, Lektor und Redakteur und ist außerdem auch Autor landeskundlicher Bücher.

Mit der Idee einer Bausteinaktion leistet Dr. Bernhard Oeschger einen wichtigen Beitrag zur Finanzierung der Sanierung unseres Hauses in der Hansjakobstraße. Die Unikate eignen sich hervorragend als Weihnachtsgeschenk. Nützen Sie diese Gelegenheit, erwerben Sie ein kleines Kunstwerk und unterstützen Sie damit unseren Landesverein. Näheres hierzu finden Sie auf Seite 613 in diesem Heft.

Die Arbeiten am Haus gingen den Sommer über gut voran und neigen sich nun bereits dem Ende zu. Ein erstes Haus- und Handwerkerfest fand am 18. November 2017 statt. Im nächsten Heft werden wir ausführlich darüber berichten. Jede weitere Spende von Ihnen hilft uns, dieses große Projekt erfolgreich abzuschließen.

Ich wünsche den Mitgliedern und Lesern gesegnete Weihnachtstage und alles Gute zum Neuen Jahr. Bleiben Sie auch im nächsten Jahr der Badischen Heimat verbunden und unterstützen Sie unsere Arbeit.

Ihr Sven von Ungern-Sternberg



Nach meiner Erinnerung an die »Geburtsurkunde des Pforzheimer Unternehmertums« (1767) in der Sparte »Gedenktage badischer Geschichte« in Heft 1/2017 (Seiten 124–126) sah sich Herr Eduard Vinaricky von der Regionalgruppe Pforzheim herausgefordert, für das vorliegende Heft Aufsätze zum Thema *Goldstadt Pforzheim* zu organisieren: »*Die Geschichte der Goldschmiedeschule*,« »*Das Technische Museum*,« »*Die Rassler und ihr Umfeld*« und »*Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie*«. In diesem Zusammenhang weisen wir auch auf die Wahl eines neuen Vorstandes in der Regionalgruppe Pforzheim hin. Elmar Vogt versucht in dem Aufsatz »*Manfred Bosch zu Ehren*«, eine Würdigung seines literarischen Schaffens, nachdem wir in Heft 3/2017 die Redaktionstätigkeit Boschs der »alten« Allmende thematisiert haben. Wilfried

Schweinfurt erinnert zum 150. Todestag an die wissenschaftlichen Verdienste des Naturforschers und Lyrikers *Karl Friedrich Schimper*. Helmut Volk setzt sich in dem Aufsatz »*5000 Jahre Landschaft und Wald am Oberrhein*« mit dem Wirken des Menschen auf die Natur auseinander und verweist auf seine eigenen Arbeiten zu diesem Thema. Traditionsgemäß würdigt Dr. Gerhard Kabierske in der letzten Nummer eines Jahrgangs die »*Preisträger des Denkmalschutzpreises 2016*«, der gemeinsam von der Badischen Heimat und dem Schwäbischen Heimatbund alle zwei Jahre vergeben wird. Die beiden Vorträge zum Thema »*Heimatbewusstsein im Elsass*« von Jean-Marie Woehrling und »*Kulturelle Beziehungen zwischen Baden und dem Elsass*« von Prof. Gerd Hepp im Rahmen der *Vortragsreihe der Badischen Heimat zu den Heimmattagen in Karlsruhe* stießen auf große Resonanz bei einer Höchstzahl von Zuhörern im Stadtmuseum. Sie bilden gewissermaßen den Auftakt für eine *Reihe von Aufsätzen zum Thema Elsass* in unserer Publikation. Annette Striebig-Weissenburger und Bénédicte Keck stellen »*s Sprochämt*« vor, und Jean-Marie Woehrling beschäftigt sich in französischer Sprache mit »*Les élections en Alsace (2017)*«. Die Kooperation zwischen der Badischen Heimat und entsprechenden Vereinen im Elsass wird von unserem Beiratsmitglied, Herrn Prof. Dr. Gerd F. Hepp, betreut. Die französische Fassung des Aufsatzes von Jean-Marie Woehrling in diesem Heft bedarf der Erklärung: Die Teilnahme an der Kultur im Elsass und in Baden ist auf die Dauer nur durch Zweisprachigkeit garantiert. Baden-Württemberg hat Französisch in den Klassen 5 und 6 inzwischen wieder abgeschafft! Deshalb möchte Prof. Gerd Hepp, der den Abdruck des Aufsatzes veranlasst hat, die Fassung als »*Weckruf*« verstanden wissen. Im Zusammenhang mit dem Thema Elsass ist auch auf den Aufsatz »*Straßburger Straßenbahn vor 100 Jahren*« von Ute Scherb hinzuweisen. Herr Dr. Volker Kronemayer berichtet von der Sitzung des »*Arbeitskreises Industriekultur*« am 22. September 2017.

Frau *Dorothee Kühnel*, die das Amt der Lektorin für die beiden letzten Hefte nach dem Tode von Dr. Anna zu Stolberg nochmals vertretungsweise übernommen hat, gibt die Tätigkeit mit Heft 4/2017 auf. Herr *Michael Kohler* (Kohler Media) wird in Zukunft das Lektorat für die Hefte übernehmen. Frau Dorothee Kühnel hat die Hefte der Badischen Heimat im G. Braun Buchverlag in der Zeit von Heft 2/2004 bis Heft 4/2012 betreut und dann im Verlag Rombach die Hefte 1/2013 bis Heft 4/2014. Das ergibt zusammengenommen die stolze Zahl von 43 Hefen. Die Hefte 1/2015 bis 2/2017 wurden Frau Dr. zu Stolberg als Lektorin in eigener Regie betreut. Beim Wechsel der Lektoratstätigkeit musste Frau Kühnel die Aspiranten jeweils einlernen. Nur Menschen vom Fach können ermessen, welcher zeitliche und ideelle Aufwand, dazu Stress nötig waren, um vier Hefte im Jahr – teilweise in der Freizeit – rechtzeitig herauszubringen. Von den geringen Mitteln, die uns zur Verfügung standen, soll erst gar nicht gesprochen werden. *Heinrich Hauß*



Grußwort der Kulturamtsleiterin der Stadt Pforzheim



Liebe Leserinnen und Leser,

Pforzheim feiert im Jahr 2017 den 250. Geburtstag der Schmuck- und Uhrenindustrie mit einzigartigen Ausstellungen und spektakulären Live-Acts, mit Design und Kunst, mit Musik und Theater. Das Jubiläumsjahr gewährt einen Rückblick auf das Jahr 1767, die frühe Ansiedlung von Schmuck- und Bijouteriemanufakturen unter Markgraf Karl Friederich, aber auch Einblicke in eine Zeit, in der in Pforzheim über 500 Unternehmen ansässig waren, die Schmuck und Uhren produzierten.

Das Jubiläumsfestival »250 Jahre Goldstadt Pforzheim« richtet auch den Blick in die Gegenwart Pforzheims, einer Stadt, die für Tradition aber auch für Innovation und Design steht. Damit stellen wir aber zugleich auch wichtige Weichen für die Zukunft.

Einmal mehr Gelegenheit für die zahlreichen Pforzheimer Kultureinrichtungen, ihr vielfältiges Angebot zu präsentieren.

Allen voran die kulturellen »Leuchttürme« dieser Stadt. Das Drei-Sparten-Theater Pforzheim, das Kulturhaus Osterfeld, das Schmuckmuseum sowie das Südwestdeutsche Kammerorchester laden zu faszinierenden und unvergesslichen Momenten ein.

Vor allem bei Jugendlichen beliebt ist der Jugendkulturtreff »Kupferdächle«. Bei zahlreichen Workshops und Veranstaltungen gibt es dort die Möglichkeit, selbst kreativ zu werden, eigene Ideen zu entwickeln und umzusetzen.

Von Groß und Klein gerne besucht werden das Figurentheater Raphael Mürle und die Marionettenbühne Mottenkäfig im Stadtteil Brötzingen, die 2017 ebenfalls ein Jubiläum feiert.

Die Entwicklung der Schmuck- und Uhrenherstellung wird im Technischen Museum der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie, das am 6.4.2017 feierlich wieder eröffnet wurde, lebendig präsentiert. Hier können Sie selbst Schmuck herstellen und die ausgestellten Maschinen unter Anleitung bedienen.

Genießen Sie das vielfältige Kulturangebot. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Entdecken!

Angelika Drescher, Kulturamtsleiterin Stadt Pforzheim

Die Geschichte der Goldschmiedeschule mit Uhrmacherschule

Michael Kiefer

Die Geschichte der Goldschmiede- mit Uhrmacherschule beginnt im Jahr 1768. Aufgrund des Vorschlages des Unternehmers Autran wurde in Pforzheim eine staatlich finanzierte schulische Berufsausbildung eingerichtet. Andreas Koessler wurde durch den Marktgraf Karl Friedrich von Baden als erster Lehrer dieser Institution ernannt und trat am 12. September 1768 seinen Dienst an. Im Laufe der nächsten 250 Jahre entwickelte sich die Schule zu einer eigenständigen und international anerkannten Institution.

Die Anfänge im Jahr 1768

Die Geschichte der Goldschmiedeschule mit Uhrmacherschule beginnt am 12. September 1768. Die Grundlage zur Schulgründung wurde jedoch bereits ein Jahr früher gelegt. Im Jahr 1767 erhielten der aus Orange stammende Uhrenfabrikant François Autran und seine beiden Schweizer Entrepreneurs (Mitunternehmer) Amédé Christin und Jean Viala durch Markgraf Karl Friedrich von Baden das Privileg, eine Uhren- und feine Stahlfabrik im Sinne einer staatlichen Manufaktur im Pforzheimer Waisenhaus zu errichten. Bereits am Ende des Jahres 1767 nahmen Autran, Christin und Viala erneut nach der Gründung ihrer Unternehmen Kontakt zum Markgrafen auf. Sie schilderten ihm ihre Vorstellungen über eine staatlich finanzierte schulische Begleitung der in ihrer Manufaktur erteilten Berufsausbildung, um somit die Qualität des Unterrichtes zu erhöhen. Es war Autran, der sich auf die Suche nach einem geeigneten Lehrer machte. Der Mi-

niaturmaler Melchior Andreas Koessler war nach Autrans Ansicht ein geeigneter Bewerber. Der Markgraf schien vom Ideenreichtum und Engagement der Unternehmer beeindruckt. Dies führte dazu, dass am 28. Juli 1768 Markgraf Karl Friedrich von Baden ein Schriftstück unterzeichnete, das einer Ernennungsurkunde Koesslers gleichkam. Melchior Andreas Koessler trat seinen Dienst am 12. September 1768 an. Seine Aufgabe bestand darin, die Zöglinge des Waisenhauses, die in der dortigen Schmuck- und Uhrenfabrikation arbeiteten, im Zeichnen zu unterrichten. Besonders begabte Knaben wurden in der Miniatur- oder Emailmalerei, die damals sehr in Mode war, unterrichtet. Zudem sollte Koessler der Schmuckmanufaktur Entwürfe für die Emailmalerei liefern.

Zu große Klassengrößen, eine hohe Arbeitsbelastung und die schlechte Bezahlung führten in den ersten Jahren zu einem häufigen Lehrerwechsel. Dennoch wurde die Schule als Standortvorteil wahrgenommen. In einer Werbebroschüre aus dem Jahr 1771



Hinweistafel an der Ruine



Ruinenreste des Pforzheimer Waisenhauses

führte Amédé Christin – neben anderen Vorteilen von Betrieb und Standort – die Tatsache der von ihm und seinen Co-Entrepreneurs veranlassten schulischen Ausbildung von Lehrlingen als Werbeargument für seinen Betrieb ins Feld.

Die nächsten Jahre bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren geprägt durch verschiedenste Auf- und Abwärtsbewegungen in der Pforzheimer Schmuckbranche. Aufran pflegte von Beginn an Geschäftsbeziehungen nach Frankreich, Holland, Russland und der Schweiz. Diese internationalen Kontakte nahmen auch die anderen Schmuckfabrikanten auf und stellten bereits seit 1780 auf Messen in Frankfurt am Main sowie in Leipzig aus. Dies machte die Pforzheimer Fabrikanten aber auch abhängig von den europaweiten sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen. Auch das Bildungssystem war durch eine gewisse Unruhe geprägt. Auf der Suche nach geeigneten Konzepten wurden verschiedene Reformansätze erprobt. Diese bezogen sich sowohl auf den allgemeinbildenden Bereich als auch den be-

ruflichen sowie verschiedene neue Formen der Berufsvorbereitung und auch der Berufsausbildung selbst, wie die Zeichenschule Koesslers zeigt. Die Bezeichnung von Arbeits- oder Zucht Häusern als pädagogische Einrichtungen waren durchaus üblich. Vor diesem Hintergrund ist auch zu verstehen, dass es parallel zur Zeichenschule Koesslers und ihrer Zusammenarbeit mit der Schmuckfabrik in Pforzheim eine Freihand-Zeichenschule für die Schüler des Pädagogiums (der ehemaligen Lateinschule) und der Volksschule sowie für sonstige Freiwillige gab. Im Jahr 1805 wurde die Zeichenlehrerstelle durch den Tod von Johannes Schraidt vakant. Nachfolger wurde der Graveur Reinbold. Neben der Erteilung von Unterricht war es seine Aufgabe »der Zeichenschule größere Bedeutung zu verschaffen, da ihr Zweck auf die Bildung guter Handwerker und feinerer Künstler sehr eingreifend« sei. Die Idee der Zeichenschule Koesslers mit ihrer Verknüpfung von betrieblicher und schulischer Ausbildung ging nun vollends in der Freihand-Zeichenschule auf.



Schulgebäude in der Jahnstraße

Die Goldschmiedeschule als Gewerbeschule

Im Jahre 1833 regte ein Erlass des damaligen Murg- und Pfinzkreises der großherzoglichen Regierung an, für die Schüler des Pädagogiums und der Volksschule die »Freihandzeichenschule« als »Handwerkerschule« für die Pforzheimer »Gewerbelehrlinge« auszubauen. Der Unterricht erfolgte an den Sonntagvormittagen außerhalb des Hauptgottesdienstes. Ein Jahr später wurde mit dem Erlass vom 15. Mai 1834 die Handwerkerschule zur Gewerbeschule. War es auch die Idee der ursprünglichen Pforzheimer Zeichenschule, die nun im Gedanken der Gewerbeschule aufging, so bedeutet es gleichzeitig für diese Institution die Eingliederung in eine größere Organisation, stärkere staatliche Regulierungen und damit die teilweise Aufgabe der bisher selbständigen Entwicklung.

Im ersten Schulbericht aus dem Jahr 1835 wurde vermerkt, dass das Fach »Freihandzeichnen« für die Lehrlinge und Gehilfen aus der Schmuckindustrie von einem Graveur unterrichtet wird. Ansonsten unterrichteten nebenamtliche Lehrkräfte, Baupraktikanten, Gymnasiallehrer, Theologen und Volksschullehrer. Der Unterricht fand in verschiede-



Schulgebäude in der Jahnstraße

nen städtischen Gebäuden statt und es fehlte eine wirksame schulische Organisation. Die rechtlichen Vorgaben waren wesentlich klarer als zuvor, es scheiterte jedoch an der Umsetzung. Dies stellte sich als sehr nachteilig heraus und führte dazu, dass bereits im Jahr 1838 nur noch das Freihandzeichnen unterrichtet wurde.

Eine Konsolidierung trat erst ein, als 1842 der technisch gebildete Baupraktikant Seeger als Gewerbehauptschullehrer eingestellt wurde. Er führte eine Studententafel und klar gegliederte Schuljahre ein. Vollends Kontinuität kehrte dann 1844 ein, als Gewerbeschulkandidat Philipp Huber, ein Absolvent der Polytechnischen Schule in Karlsruhe, die Lei-

tung der Gewerbeschule übernahm. Er hatte dieses Amt bis zum Jahre 1887 inne.

Philipp Huber baute die Unterrichtsorganisation zunehmend aus. Im Jahre 1846 wurde beispielsweise Modellierunterricht mit je drei Wochenstunden für die zweite und dritte Klasse der Graveure und Goldschmiede eingeführt. Der schon seit längerem für Knaben der obersten Volksschulklasse bestehende vorbereitende Zeichenunterricht, den der Hauptlehrer der Gewerbeschule erteilte, wurde 1848 als Vorbereitungskurs der Gewerbeschule angegliedert und für verbindlich erklärt. Die Schmuckwarenindustrie nahm nach den Revolutionsjahren 1848/49 einen starken Aufschwung. Dies spiegelte sich auch in den Schülerzahlen wider. Gab es im Jahr 1844 noch 47 Schüler aus der Schmuckindustrie und 30 Zeichengäste (»Bijoutiers«), so stieg sie in den folgenden Jahren kontinuierlich an. Im Schuljahr 1873/74 erreichte die Schule einen vorläufigen Höchststand mit 1024 Schülern. Es beginnt eine zunehmend fundierte Aufteilung nach einzelnen Berufsbildern. Die größte Gruppe bilden hierbei die Gold- und Silberschmiede, gefolgt von den Edelsteinfassern, Graveuren und Emailmalern. Erste Anfänge des Metalltreibens und Ziselierens werden mit einigen Schülern gemacht.

Die Gründung der Kunstgewerbeschule

Immer wichtiger wurde für die Unternehmen, Fachkräfte sowohl im künstlerischen als auch im handwerklichen Bereich zu qualifizieren. Ausgehend von der Zeichenschule Koesslers über die Gründung der Gewerbeschule wurde dieser Forderung im handwerklichen Bereich Rechnung

getragen. Bereits im Jahr 1868 wurde von der Schmuckindustrie die Forderung gestellt, auch den künstlerischen Nachwuchs zu fördern. Dies führte zur Einrichtung einer sogenannten Künstlerklasse. Aufgrund der hohen Schülerzahlen entschloss sich die Stadt zum Neubau eines Gewerbeschulgebäudes. Dies wurde an der Ecke Jahnstraße und Rennfeldstraße auf dem heutigen Parkplatz des Reuchlinhauses errichtet. Das Gebäude wurde in den Jahren 1874 bis 1877 erbaut. Mit dem Einzug in das Gebäude an der Jahnstraße entstand am 2. Juli 1877 aus der Künstlerklasse die selbständige Einrichtung »Kunstgewerbeschule Pforzheim« (Fachschule für die Edelmetallindustrie der Stadt Pforzheim). Zum Direktor wurde der Architekt Waag ernannt. Er unterrichtete auch Freihandzeichnen und Modellieren an der Gewerbeschule. Im Jahr 1887 kam Georg Kleemann (1863–1932) als Lehrer an die Schule. Er war einer der bekanntesten und besten Entwerfer für Schmuck im Jugendstil um die Jahrhundertwende.

Von der Gewerbeschule zur Goldschmiedeschule

Konnten die Lehrpläne in den Anfangsjahren zu Zeiten der Zeichenschule Koesslers noch sehr frei gestaltet und auf die örtliche Situation angepasst werden, so nahmen sie mit der Einführung der Gewerbeschule zunehmend eine übergeordnete Struktur ein. Die Ausbildung wurde allgemeiner und auf die besonderen Bedürfnisse der Pforzheimer Schmuckindustrie wurde immer weniger Rücksicht genommen. Die ursprünglich sehr enge Verzahnung zwischen Zeichenschule und den Schmuckunternehmen ging zunehmend verloren.

Im Jahre 1887 wurde der seit zwanzig Jahren an der Gewerbeschule tätige Friedrich Rücklin zum Direktor ernannt. Er kannte die Pforzheimer Schmuckbranche und ihre Sorgen bezüglich der Ausbildung. Unverzüglich arbeitete er konkrete Unterrichtspläne aus, die »die Gründung einer Goldwarenfabrik bis zum flotten Gange derselben« zum Ziel hatten. Es war für Rücklin jedoch schwierig, eine allgemeine handwerkliche Ausbildung mit den speziellen Anforderungen der Schmuckindustrie in Einklang zu bringen. Auch die Teilung der Gewerbeschule in eine Handwerkerabteilung (361 Schüler) und eine Goldschmiedeabteilung (874 Schüler) unter gemeinsamer Leitung führte nicht zu dem gewünschten Erfolg. Es war ohnehin nur eine äußerliche Trennung – die Lehrer unterrichteten jeweils in beiden Abteilungen und die Lehrpläne unterschieden sich nur unwesentlich. Dennoch stiegen die Schülerzahlen kontinuierlich an und die Stadt entschloss sich zum Bau eines neuen Gebäudes auf der »Insel« am Enzufer. Dieses wurde im Jahr 1892 bezogen und war das erste Haus Badens, das ausschließlich für die Aufgaben des Unterrichts der Gewerbeschule gestaltet wurde.

Unterstützung bei der Schulentwicklung bekam Direktor Rücklin durch Hermann Gesell. Dieser war neben seiner Tätigkeit als Stadtrat und Landtagsabgeordneter seit 1886 Mitglied in der Handelskammer und bis 1924 deren Präsident. Hermann Gesell war es, der im Jahr 1902 eine Denkschrift mit dem Titel »Neuorganisation der Goldschmiedeabteilung bzw. der Goldschmiedeschule« veröffentlichte. Diese Schrift gab in der Folge Anlass zu einigen Veränderungen. Bereits im Jahr 1903 wurden die Lehrpläne der Goldschmiedeabteilung umgearbeitet. Die Fächer Freihandzeichnen und

Modellieren bekamen eine größere Bedeutung. Die Unterrichtsinhalte orientierten sich wieder verstärkt an den Bedürfnissen der Schmuckunternehmen. Die Neuausrichtung des Lehrplans wurde auch vom neuen Referenten im Karlsruher Landesgewerbeamt, Regierungsrat Maier, unterstützt. Dieser war auch dem Vorschlag aufgeschlossen, die Goldschmiedeabteilung von der Gewerbeschule zu trennen und selbständig zu machen. Der Gemeinderat war ebenfalls von dieser Idee beeindruckt. Dies führte dazu, dass im Jahr 1905 eine eigenständige Goldschmiedeschule entstand. Zum Direktor der neuen Schule wurde Prof. Rudolf Rücklin ernannt. Er war der Sohn von Friedrich Rücklin. Mit Gründung der Goldschmiedeschule besaß die Schule 1016 Schüler.

Im Jahr 1907 wurde eine neue Gewerbeschulverordnung eingeführt. Den Gewerbeschulen war damit auch ausdrücklich eine praktische Unterweisung übertragen worden. So gilt Baden als das erste Land, das den Werkstattunterricht im Sinne der Ergänzung der Lehre im Betrieb allgemein einführte. Der Werkstattunterricht hatte im Fach Modellieren seinen Vorläufer. Bereits der Vater von Prof. Rücklin nahm im Jahr 1887 die Kritik der Unternehmen auf, dass die Ausbildung zu theoretisch ist und zu wenig auf die Bedürfnisse der Pforzheimer Schmuckindustrie abgestimmt war. Mit der neuen Verordnung wurde nunmehr der Weg frei für eine praxisorientierte Ausbildung. Rücklin hat dieses Prinzip bereits bei seinem Amtseintritt im Jahr 1905 durch die Einführung des Fachlehrerprinzips unterstützt.

Die Raumnot im Schulgebäude auf der Enz-Insel wurde immer größer. Im Jahr 1911 erreichte die Schule mit 2300 Schülern ihren vorläufigen Höchststand. Bereits im Jahr 1907 bezog die Schule provisorische Räume in der

Kaiser-Friedrich-Straße. Immer mehr Räume wurden in anderen Schulgebäuden belegt. Im Jahr 1912 konnte die Schule nunmehr in das zuvor umgebaute ehemalige Schulgebäude in der Jahnstraße umziehen.

Die Goldschmiedeschule in der Zeit der Weltkriege

Die Teilzeitausbildung bildet auch nach dem I. Weltkrieg den Grundstock der Schule. In ihr werden im dualen System Gold- und Silberschmiede, Stahl- und Goldgraveure, Steingraveure, Elfenbeinschnitzer, Ziseleure, Guillocheure, Zeichner, Emailleure, Fasser, Stein- und Glasschleifer, Ring- und Kettenmacher, Zieharmbandmacher, Gehäusemacher, Dosenmacher, Bleistiftmacher, Gürtler, Optiker, Former, Gießler, Presser, Metalldrücker, Metallschleifer, Zurichter, Galvanisierer, Laboranten und Zahntechniker ausgebildet. Die Teilzeitschüler hatten durchgehend 10 Stunden Unterricht pro Woche. Der Unterricht war gegliedert in einen kunstgewerblichen und einen Realienunterricht. Grundsätzlich gab es in der dualen Berufsausbildung eine strikte Trennung von betrieblichem und schulischem Ausbildungsbereich. In der Schule sollte die Theorie vermittelt werden und im Betrieb wurde die praktische Ausbildung vorgenommen. Aufgrund der zunehmenden Spezialisierung vieler Pforzheimer Betriebe, war es jedoch immer schwieriger, eine ganzheitliche betriebliche Werkstattausbildung zu gewährleisten. Mit dem Schuljahr 1920–1921 wurde daher der Werkstattunterricht in den Pflichtunterricht aufgenommen.

Neben den Teilzeitklassen wurde im Schuljahr 1919/1920 zum ersten Mal an der Schule eine Klasse mit Vollzeitunterricht für

Goldschmiede geschaffen. Am 19. April 1920 wurde diese eingerichtet. Entgegen dem Teilzeitbereich war der Besuch dieser Schulart freiwillig. Gedacht war diese Schulform in ihrem Ursprung für Söhne von Fabrikanten, welche später das Unternehmen übernehmen sollten. Sehr bald wurden auch Schüler außerhalb Pforzheims aufgenommen. Diese stammten vorwiegend von Goldschmieden und Juwelieren. Eine Stärke dieser Vollzeitschule war eine sehr umfassende Ausbildung in den verschiedensten Techniken des Goldschmiedens. Im ersten Schuljahr 1919/20 gab es zehn Schüler in der neuen Schulart. Diese hatten zunächst 43 Wochenstunden Unterricht, später wurde die wöchentliche Unterrichtszeit auf 49 Stunden erhöht. Bis heute genießt die Berufsfachschule für Goldschmiede eine regionale und internationale Anerkennung.

Am 20. Januar 1940 wurde die Selbständigkeit der Goldschmiedeschule durch die Nationalsozialisten jäh unterbrochen. Aus der »Kunstgewerbeschule« und »Goldschmiedeschule« wurde die »Staatliche Meisterschule der deutschen Edelmetall- und Schmuckindustrie Pforzheim«. Nach einem Brandbombenangriff im Dezember 1944 musste der Unterricht eingestellt werden. Im Februar 1945 wurde das Schulgebäude völlig zerstört.

Der Weg in die zweite Selbständigkeit

Unter der Leitung von P. P. Pfeiffer begann bereits 1946 im alten Volksschulgebäude von Niefern der Neuaufbau. Direktion und Sekretariat waren andernorts untergebracht. 1949 zog man in die ehemalige Trautz'sche Maschinenfabrik nach Dillstein. Durch einen Vertrag zwischen der Stadt Pforzheim und



Schulgebäude an der St. Georgen-Steige
(alle Bilder Fotoarchiv Goldschmiedeschule mit Uhrmacherschule Pforzheim)

dem Landesbezirk Baden wurde 1947 eine gemeinsame Leitung der Goldschmiedeschule und der Kunstgewerbeschule, die 1940 – wie bereits erwähnt – in »Staatliche Meisterschule« umbenannt worden war, vereinbart. Mit dem 1.4.1952 wurden beide Schulen unter der Bezeichnung »Vereinigte Goldschmiede-, Kunst- und Werkschule Pforzheim« zusammengefasst. Die Leitung der Gesamtanstalt lag bei Prof. Egon Gutman. Die Abteilung Goldschmiedeschule wurde von einem Fachvorsteher betreut. Sie bestand aus den drei Bereichen: Pflichtschule für Lehrlinge, Berufsfachschule mit 45 Stunden Vollzeitunterricht sowie Kurse für Gasteschüler zur Vorbereitung auf die Facharbeiter- und Gesellenprüfung. Das Provisorium Trautz'sche Fabrik erwies sich als zunehmend unzulänglich. Am 20. Mai 1960 konnte schließlich der Schulneubau an der St. Georgen-Steige nach den Plänen von Hans Schürle eingeweiht werden. Am 1. Januar 1966 erfolgte die Trennung von der Kunstgewerbeschule und die Goldschmiedeschule erhielt ihre erneute Selbständigkeit.

Die zweite Selbständigkeit

Mit dem Umzug begann auch ein Wandel in der Ausbildung. Im praktischen Bereich, der früher durch eine strenge Abfolge technischer und handwerklicher Übungen dominiert war, begann neben der Technik auch die Gestaltung stärker in den Vordergrund zu treten. Dies wurde durch die in den 60er Jahren entstehende Schmuck-Avantgarde und durch Einflüsse aus Kunst und Design gefördert. Diese Ansätze veränderten das Schulleben und führten in der Folge auch zu einer Ausweitung des Bildungsangebotes mit der Einführung der Meisterschule für Goldschmiede im Schuljahr 1976/77 sowie der Einrichtung des »Berufskollegs für Formgebung – Schmuck und Gerät« (heute Berufskolleg für Design, Schmuck und Gerät) und der »Fachschule für Schmuck und Gerät – Werkkunstschule« (heute Fachschule für Gestaltung, Fachrichtung Schmuck und Gerät) im Schuljahr 1988/89 wurden diesen Veränderungen Rechnung getragen.

Bereits in den Anfängen der Schule im Jahr 1768 wurde auch das Uhrmacherhandwerk gelehrt. Aufgrund der Auflösung von Unternehmen wurde die Ausbildung wenige Jahre später eingestellt und erst im Jahr 1926 im Rahmen von Werkzeugmacherklassen wieder unterrichtet. Im Frühjahr 1952 wurde in Pforzheim an der Gewerbeschule I eine 2-jährige Berufsfachschulklasse für Uhrmacher eingeführt. Durch die Verlegung der Abteilung Uhren und Zeitmesstechnik von der Gewerbeschule I an die Goldschmiedeschule im Januar 1973 waren Schmuck und Uhren wieder unter einem Dach vereint. Dies führte zu einer Erweiterung des Ausbildungsspektrums und gleichzeitig zur Namensweiterung in »Goldschmiedeschule

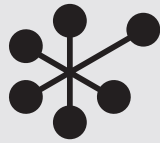
mit Uhrmacherschule«. Im Schuljahr 2011/12 erfuhr die Goldschmiedeschule mit Uhrmacherschule mit der Einführung des Berufskollegs für Produktdesign eine Erweiterung ihres Bildungsangebotes im gestalterischen Bereich.



Anschrift des Autors:
 Dr. Michael Kiefer, Schulleiter
 Goldschmiedeschule mit
 Uhrmacherschule Pforzheim
 St.-Georgen-Steige 65
 75175 Pforzheim
 Michael.Kiefer
 @stadt-pforzheim.de

fotos: günter meyer, winfried reinhardt | gestaltung: L2MS.com

schmuck- museum pforzheim im reuchlin- haus



5000 jahre schmuck



schlangenarmreif
 griechisch-hellenistisch
 3.-2. jh. v. chr.

www.schmuckmuseum.de



Wir freuen uns
 auf Ihren
 Besuch im
 wiedereröffneten
 Technischen
 Museum!

Technisches Museum
 der Pforzheimer
 Schmuck- und Uhrenindustrie

Bleichstraße 81
 Tel. (07231) 39-2869
 Fax (07231) 25 91
 www.technisches-museum.de

Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie im Wandel der Zeit

Eduard Vinaricky

Gold und Schmuck haben Pforzheim als Goldstadt geprägt und zum Weltruhm verholfen. Schmuckstücke aus Gold regen unsere Bewunderung an. Ausgangsstoffe für die Schmuckherstellung sind Rohre, Drähte und Bleche aus Goldlegierungen. In mehreren Arbeitsschritten, in denen u. a. Graveure, Präger, Goldschmiede, Fasser und Polisseusen beteiligt sind, entstehen individuell gestaltete, kostbare Kleinode, wie Ringe, Ketten oder Broschen. Die Ideen dazu liefern die Schmuckzeichner.

Das edle Schmuckstück dient der Besitzerin zur Zierde und wurde in früheren Zeiten nur an Sonn- und Feiertagen getragen. Es war ein Zeichen des Wohlstands und wurde später an die Nachkommen vererbt.

Die Mode hat sich jedoch im Laufe der Zeit geändert und das vor Jahren gefertigte Schmuckstück liegt nicht mehr im Trend. Der ideelle und auch materielle Wert bleibt jedoch weiterhin erhalten.

Die Schmuckindustrie im Wandel

Im Jahre 1767 gab Markgraf Karl Friedrich von Baden den Anstoß, im Pforzheimer Waisenhaus eine Manufaktur zur Erzeugung von Uhren und feinen Stahlwaren zu errichten.¹ Er holte als Fachleute und Unternehmer den Franzosen Jean François Autran und die beiden Schweizer Amadée Christin* und Jean Viala, die die ersten Manufakturen gründeten. Sie engagierten aus dem Ausland geeignete Ausbilder, um den Zöglingen des Waisenhauses die Uhrenmontage und die kunsthandwerkliche Art der Schmuckfertigung beizubringen. Dies war die Geburtsstunde der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie. Auch heute sind in diesem Industriezweig Fachausdrücke in französischer

Sprache als Vermächtnis an die Gründerzeit gebräuchlich.

Seit der Gründung vor 250 Jahren hat dieser Industriezweig viele Höhen und Tiefen erlebt, politische und wirtschaftlichen Krisen sowie zwei Weltkriege überstanden. Kurz vor Kriegsende, am 23. Februar 1945, brach dann ein Inferno über Pforzheim herein. Die Stadt mit ihrer Industrie wurde durch einen verheerenden Luftangriff fast vollständig in Schutt und Asche gelegt. Mit unermüdlicher Tatkraft und Ausdauer wurde anschließend der Wiederaufbau vorangetrieben und ein Neubeginn gestartet.

Die 1930er-Jahre waren eine Blütezeit der Schmuckindustrie.² Die Zahl der Beschäftigten erreichte im Jahre 1925 mit ca. 35 000 einen Höchstwert.³ Nach dem Rückgang in



Goldschmiedinnen bei der Arbeit
(S1.19-6-R-67, O. Kropf, Stadtarchiv Pforzheim)

den Kriegsjahren und dem Zusammenbruch 1945 erholte sich die Schmuckindustrie wieder. Aus bescheidenen Anfängen im Keller, in einer Kammer im Dachgeschoss oder in beengten Nebenräumen entwickelten sich kleine und mittlere Betriebe. Die Zahl der Beschäftigten stieg in der Folgezeit stetig an und erreichte 1956 einen Höchstwert von ca. 12 800. Im Jahre 1966 zählte man noch 10 200 Beschäftigte.⁴ Danach ging die Zahl weiter zurück. Derzeit finden ca. 2000 Beschäftigte inklusive der Zulieferer in dieser Branche Arbeit.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wies Pforzheim knapp 60 000 Einwohner auf.⁵ Diese Zahl stieg bis zum Beginn des 2. Weltkrieges auf ca. 80 000 an. Damit erreichte die Anzahl der Beschäftigten in der Schmuckindustrie etwa die Hälfte der Einwohner. Der Wirtschaftsraum Pforzheim war in dieser Zeit nahezu gänzlich abgeschirmt gegenüber branchenfremden Industriezweigen. Unmittelbar nach dem Kriegsende war die Einwohnerzahl auf etwa 40 000 gesunken. Im Jahre 2015 zählte Pforzheim ca. 116 000 Einwohner einschließlich denjenigen, welche durch die Ge-

bietsreform in den 1970er-Jahren aus den eingegliederten Gemeinden dazukamen. Der Anteil der Beschäftigten in der Schmuckbranche sank dadurch bis auf wenige Prozent der Einwohner. Die einseitig auf die Schmuckherstellung ausgerichtete Industriestruktur hat sich aufgelöst; andere, teils verwandte Industriezweige gewinnen heute immer mehr an Bedeutung.

Deutschland hat eine führende Stellung als Schmuckproduzent verloren. Die Hälfte

des am Markt gehandelten Goldes wird heute noch zu Schmuck verarbeitet, wobei China und Indien die größten Märkte darstellen.⁶ Dennoch kommt 75 % des in Deutschland hergestellten Schmuckes aus dem Raum Pforzheim.

Gründe für den Rückgang der Schmuckindustrie

Der Niedergang der Schmuckindustrie war vor allem auf die hohen Arbeitskosten zurückzuführen, die durch die jährlichen Lohnsteigerungen begründet waren. Gleichzeitig nahm die Zahl der Konkurrenten aus Europa und vor allem aus fernöstlichen Ländern zu, die durch niedrige Preise Marktanteile gewannen. Einige Hersteller versuchten durch Fertigungsverlagerung in fernöstliche Länder das Preisniveau zu senken. Die dort produzierte Ware wies teilweise große Mängel auf, so dass eine kostenintensive Nacharbeit notwendig wurde. Nachgearbeitete Ware war aber nicht immer mit den Vorstellungen der Kunden vereinbar.

Einige Firmen stellten ihre Produktion von hochedlen auf weniger edlen Schmuck um und konnten so einige Zeit überbrücken.⁷ Wenn alle Bemühungen zu keinem positiven Ergebnis führten und der Mut zum Neuaufbau außerhalb der Schmuckbranche fehlte, stellten die Unternehmen die Produktion ein. Um den Schaden möglichst gering zu halten, verkauften einige Fabrikbesitzer ihr Know-how sowie Werkzeuge, Maschinen und sonstige Einrichtungen.

Der im Laufe der 70er Jahre begonnene Anstieg des Goldpreises hatte weiterhin einen lähmenden Einfluss auf die Konjunktur. Gerade bei hochedlen Schmuckstücken haben die Höhe des Goldpreises und die Änderung im Modebewusstsein einen negativen Einfluss auf das Kaufverhalten. Goldene Manschettenknöpfe und Krawattennadeln waren für modebewusste Herren früher unverzichtbare Accessoires, für die aber ab den 1980er-Jahren kaum noch eine Nachfrage bestand.

Im Januar 1970 lag der Goldpreis⁸ noch bei einem Wert von 66 Euro je Unze (31,1 g). Zehn Jahre danach, im Januar 1980, stieg dieser steil auf einen Wert von 594 Euro je Unze an. Ein Grund dafür war, dass die Kopplung des Goldpreises mit dem US-Dollar aufgegeben wurde. In den Jahren 1981 bis 2001 fiel der Goldpreis wieder etwas und erreichte im Juli 1999 mit einem Wert von 238 Euro je Unze einen historischen Tiefstand. Ab dem Jahre 2001 stieg der Goldpreis wieder stetig an und überschritt 2010 die 1000-Euro-Marke. Auch die Schwankungen des Goldpreises haben seit 2005 stark zugenommen. Heute (16.5.2017) liegt der Goldpreis bei 1140 Euro je Unze.

In manchen Familienbetrieben erwies sich auch das Generationsproblem als Risiko für den Fortbestand des Unternehmens. Der rasche Aufstieg eines Betriebes in der ersten

Unternehmergeneration sowie die damit einhergehende Erweiterung der Produktion und Optimierung der innerbetrieblichen Organisationsstruktur waren nicht immer auf die zweite oder dritte Generation übertragbar. Aufgrund einer anderen Erziehung und Ausbildung der Nachkommen fehlte der Antrieb, den ererbten Betrieb mit der gleichen Tatkraft und Umsicht wie die Gründer fortzuführen.

Trotz aller Erschwernisse konnten sich einige Firmen im internationalen Wettbewerb behaupten, die vor allem edle Trauringe oder Luxuswaren wie kostbare Colliers herstellen. Sie beliefern heute weltweit eine zahlungskräftige Klientel.

Die Krise in der Uhrenindustrie ■

Die Uhrenindustrie hatte ihre Blütezeit⁹ in den Jahren 1900 bis 1914 und danach von 1925 bis 1939. Vor allem Uhrgehäuse aus Gold, Silber und Double¹⁰, die in Pforzheimer Betrieben mit hoher Präzision gefertigt wurden, waren auf dem Weltmarkt sehr begehrt.¹¹ Die fertigen Uhrenrohwerke wurden anfangs noch von ausländischen Firmen bezogen. Später wurden nur noch die Einzelteile zugekauft und in eigene Gehäuse eingebaut (»remontiert«). Ab 1932 war man dann in der Lage, Uhrenrohwerke komplett herzustellen¹².

Zwischen den Weltkriegen setzten Krisen und Absatzprobleme der Uhrenproduktion stark zu. Einige Betriebe wurden in den Kriegsjahren verpflichtet, Zünderteile oder anderes Kriegsgerät herzustellen. Sie konnten so wenigstens ihre Produktion aufrechterhalten.

Vor dem ersten Weltkrieg diente die Taschenuhr als Zeitmesser, nach 1920 kam dann die Armbanduhr auf. Sie galt häufig als ein wertvolles Geschenk, das bei besonderen An-



Uhrmacher bei der Arbeit
(S1-19-7-R-9, O. Kropf, Stadtarchiv Pforzheim)

lassen z. B. Konfirmation überreicht wurde. Für die Damen stellten die meist kleinen Uhren Schmuckgegenstände dar, die mit edlen Armbändern verziert wurden. Heute schmücken sich die Damen meist mit Uhren im Herrenformat.

Die kleinen und mittelständigen Uhrenfabriken standen untereinander im ständigen Wettbewerb, da das Produktsortiment sich nur wenig voneinander unterschied. Dennoch erlebte die Pforzheimer Uhrenindustrie in den 1950er-Jahren ihre »goldene« Zeit. Bis Anfang der 1970er-Jahre konnten die Pforzheimer Uhrenbetriebe mit der technischen Entwicklung mithalten und so ihre gute Position auf dem Weltmarkt weiter festigen. Dies änderte sich grundlegend mit dem Aufkommen der Quarzuhr.¹³ Obwohl einige Pforzheimer Unternehmen die Technologie zur Herstellung von Quarzuhren beherrschten,

gelang es trotz großem Bemühen nicht, die Fertigungsabläufe so kostengünstig zu gestalten, dass sie preislich mit den fernöstlichen Anbietern annähernd mithalten konnten. Der Investitionsaufwand für die Umstellung der Produktion von Kleinserien auf automatisierte Fertigungsanlagen für Großserien war von einem Pforzheimer Unternehmer allein nicht aufzubringen. Bei der geringen Eigenkapitaldecke der Unternehmen wären möglichst günstige Kredite dringend erforderlich, um Liquidationsengpässe zu vermeiden. Ein möglicher Ausweg durch einen Zusammenschluss mehrerer Hersteller scheiterte aber trotz in Aussicht gestellter staatlicher Unterstützung am Eigensinn der Unternehmer. So schaffte die einst erfolgreiche und lukrative Branche den Strukturwandel nicht; die traditionsreiche Uhrenindustrie verlor dadurch an Bedeutung.

Die Quarzuhr, die im Wesentlichen aus einer Batterie als Energiequelle, dem piezoelektrischen Quarzkristall als Taktgeber, dem Schrittschaltmotor, der analogen Zeitanzeige sowie den elektronischen Schaltkreisen besteht, passte nicht in das Berufsbild eines Uhrmachers. Dieser war gewohnt, aus kleinsten Teilen ein feinmechanisches Uhrwerk mit hoher Präzision herzustellen. Trotz des hohen Aufwandes, der für die technischen Verbesserungen der mechanischen Uhr in der Folgezeit betrieben wurde, gelang es nicht annähernd, die Ganggenauigkeit einer Quarzuhr zu erreichen.

Durch die Verwendung elektronischer Bauelemente konnten bei der Quarzuhr viele Einzelteile eingespart werden.¹⁴ Außerdem reichten für die automatisierte Montage meist angelernte Arbeitskräfte aus, so dass auf hochqualifizierte Fachkräfte weitgehend verzichtet werden konnte. Zwar wird die mechanische Uhr heute immer noch hergestellt,

meist aber von Liebhabern erworben, die ein solches feinmechanisches Meisterwerk schätzen und dafür auch bereit sind, einen höheren Preis zu zahlen.

Das Aufkommen der Quarzuhr zeigte sich auch in der Zahl der Beschäftigten in der Pforzheimer Uhrenindustrie¹⁵. In der Phase des Wiederaufbaus im Jahre 1949 waren ca. 3500 Arbeitnehmer in der Uhrenbranche beschäftigt. Diese Zahl erreichte 1960 mit ca. 11 000 einen Höchstwert, der 1970 auf ca. 7000 zurückging. Ein weiterer Rückgang auf ca. 4000 Beschäftigte trat 1980 ein.¹⁶ Heute weist dieser Industriezweig nur noch wenige hundert Beschäftigte auf.

Die Quarzuhr gleicht zwar im Aussehen einer mechanischen Uhr, übertrifft diese aber in der Genauigkeit der Zeitangabe, ist preislich günstig und abgesehen vom Batteriewechsel wartungsfrei. Sie kann dem Modebewusstsein folgend in kürzeren Zeitabständen ausgewechselt werden.

Auswege aus der Krise

Die Arbeit der Goldschmiede und Uhrmacher war nicht eintönig. Da jedes neue Modell eine Herausforderung bei ihrer Herstellung darstellt, waren die Kreativität und die Fähigkeit zum präzisen Arbeiten eine Herausforderung für alle an dem Fertigungsprozess Beteiligten. So entstanden Werkzeuge und Maschinen, die einerseits die Arbeit erleichterten und andererseits die Einhaltung der engen Maßtoleranzen ermöglichten. Im Pforzheimer Sprachgebrauch bezeichnete man diese kreativen Köpfe als »Diftele«, die die Gestaltung der Werkzeuge für die jeweilige Anwendung austüftelten. Kreativ waren auch die Zeichner, die in mehrjährigen Kursen die verschiedenen Zeichentechniken zur Gestaltung der

Schmuckstücke erlernten. Das zeichnerische Talent und die Kreativität konnten sie als Designer auch in anderen Branchen erfolgreich nutzen.

Präzision

Unternehmer, die Weitblick, Mut und Risikobereitschaft zeigten, haben ihren Chancen genutzt und teilweise einen radikalen Strukturwandel in ihren Betrieben vollzogen. Bisher war man in den Betrieben gewohnt, Unikate oder Kleinserien herzustellen, jetzt musste man sich u. U. auf Massenproduktion einstellen. Der Juwelier war bisher meist der Kunde, jetzt war man Zulieferer von Industriebetrieben. Das Edelmetall Gold wurde durch Bänder aus Nichtedelmetall ersetzt. Daraus werden nun Produkte für andere Branchen hergestellt, in denen die Präzision einen hohen Stellenwert besitzt. Zu dieser Kategorie zählen u. a. die Dentaltechnik, Medizintechnik sowie die Elektrotechnik und Elektronik.

Die Möglichkeit zur Diversifizierung der Produktion und Erweiterung des Produktspektrums haben die Scheideanstalten schon in der Zwischenkriegszeit erkannt und auf verschiedene Weise genutzt.

Scheideanstalten

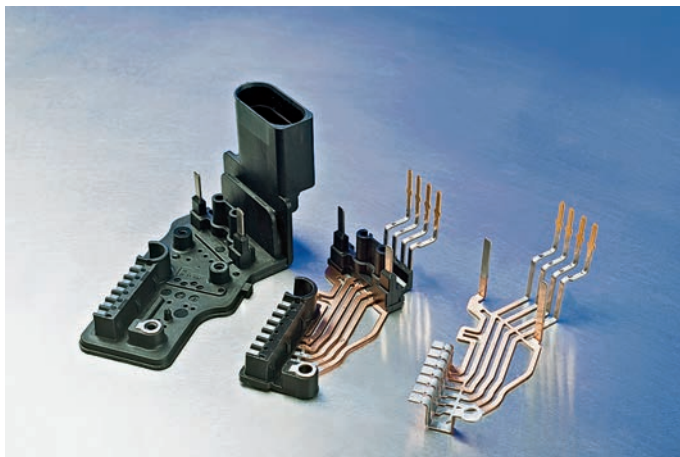
Das kostbare Gold aus Fertigungsrückständen, als »Gekrätz«¹⁷ bezeichnet, das bei den verschiedenen Arbeitsprozessen anfiel, aufzuarbeiten und das wiedergewonnene Feinmetall in den Kreislauf der Edelmetallverarbeitung zurückzuführen, haben die Schmuckmanufakturen frühzeitig erkannt. Goldhaltiger Schrott tritt auch im privaten Umfeld oder bei der industriellen Anwen-

derung des Edelmetalls auf, z. B. bei vergoldeten Stanzteilen, nicht mehr benötigten elektronischen Bauelementen, Brillengestellen, in der Uhren- und Dentalfertigung. Der Recycling-Prozess erfolgt entsprechend dem angelieferten Scheidgut nach verschiedenen Verfahren und unter strenger Einhaltung der Vorgaben des Umweltschutzes.¹⁸

Aus dem wiedergewonnenen Sekundär-gold wurde auf schmelztechnischem Wege die gewünschte Legierungszusammensetzung hergestellt und zu Schmuckhalbzeugen weiterverarbeitet. Die anfänglich nur für die Schmuckfertigung hergestellten Halbzeuge wurden danach auch in unterschiedlicher Legierungszusammensetzung für die Herstellung von Dentalerzeugnissen, Brillengestellen und elektrischen Kontakten benötigt.

Präzisionsstanztechnik für elektromechanische Bauteile

Der Bedarf an feinen Dreh- und Stanzteilen mit hoher Maßgenauigkeit für Anwendungen



Kunststoff-Metall-Verbundteil für eine Doppelklappensteuerung im Automobil, dargestellt in Fertigungsschritten (Foto: Fa. DODUCO)

in vielen Branchen hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Die dafür benötigten Stanzwerkzeuge sind so konzipiert, dass sie mehr als 10 Millionen Stanzoperationen mit höchster Präzision ausführen können. Die Werkzeuge, meist in Modulbauweise erstellt, ermöglichen häufig während des Stanzvorgangs eine Maß- und Funktionskontrolle.¹⁹ Durch die Kombination von Stanz- und Spritztechnik werden in einem automatisierten Fertigungsprozess die gestanzten Teile als eine funktionale Baugruppe in Kunststoff eingebettet.²⁰ Die aus einem Kunststoff-Metall-Verbund bestehende Baugruppe stellt dabei das Herzstück eines Schalters z. B. im Bordnetz eines Automobils dar.

Um ein zuverlässiges Öffnen und Schließen elektronischer Stromkreise in den Baugruppen zu gewährleisten, sind die Stanzteile mit einer dünnen, galvanisch hergestellten Goldschicht versehen. Diese Goldschicht ist auf die Bereiche beschränkt, an denen die Berührung der beiden Kontaktpartner stattfindet, und ist, je nach Anwendung, lediglich wenige Zehntel Mikrometer dünn. Der sparsame Einsatz

des teuren Edelmetalls und die Kontrolle der Schichtdicke während des Fertigungsprozesses sind Voraussetzungen für eine kostengünstige Herstellung.²¹ Die auf die jeweiligen Anwendungen »maßgeschneiderten« Beschichtungsanlagen werden überwiegend im Pforzheimer Raum entwickelt und hergestellt.

In der Elektronik wird ca. 9 % des gehandelten Goldes eingesetzt.²² Möglicherweise erhöht sich künftig dieser Anteil durch Anwendungen im Bereich der Nanotechnik.

Präzision in der Dental- und Medizintechnik

Ausgehend von der Schmuckherstellung haben einige Firmen einen Wechsel zur Dental- bzw. Medizintechnik vollzogen, für die gute Zukunftsaussichten prognostiziert werden, oder haben neue Firmen in diesem Industriezweig gegründet. Sie gehören heute zu den weltweit führenden Anbietern von hochpräzisen Produkten für die moderne Kieferorthopädie, oder für Produkte der Medizintechnik aus Formgedächtnislegierungen²³, wie hochpräzise Gefäßimplantate, Herzklappenrahmen für kathetergestützte Herzoperationen und Stents für Herzkranzgefäße.

Präzision bei der Herstellung von flexiblen metallischen Elementen

Der in Pforzheim ansässige Weltmarktführer auf dem Gebiet der Metallschläuche hatte ebenfalls seine Wurzeln in der Schmuckindustrie. Bereits vor 100 Jahren wurde die Produktion von Schmuckwaren aufgegeben und die Fertigung auf flexible metallische Elemente ausgerichtet. Heute werden Metallschläuche in vielen Branchen eingesetzt, z. B. im Automobil, aber auch in der Luft- und Raumfahrt.

Design für viele Bereiche

Die Wurzeln für Gestaltung und Design liegen in der Pforzheimer Goldschmiedeschule begründet. Dort werden seit vielen Jahren Zeichner ausgebildet, die mit ihrer Kreativität Schmuck und Uhren nach den neuesten Modetrends gestalten. Der Designer darf sich bei seiner Arbeit keineswegs nur von gestal-

terischen Gesichtspunkten leiten lassen, vielmehr müssen auch betriebswirtschaftliche Aspekte wie Rentabilität, benötigte Arbeitszeit und Fertigungskosten berücksichtigt werden. Heute entwerfen die Designer auch modische Kleidungsstücke mit den dazugehörigen Accessoires, moderne Gebrauchsgegenstände sowie futuristisch anmutende Karosserien von Automobilen.

Die Fakultät für Gestaltung der Pforzheimer Hochschule mit ihren Sparten Industrial Design und Mode festigt den Ruf Pforzheims als Zentrum für Design und Innovation.

Goldstadt Pforzheim, Stadt der Präzision und das Design

Gold und Schmuck sowie Präzision und mechanische Uhren sind jeweils Begriffe, die sich ergänzen und zusammengehören. Das Design verleiht dem Schmuckstück und der Uhr je nach Wunsch ein schlichtes oder elegantes Aussehen; die Präzision sichert den technischen Produkten die Funktionsfähigkeit. Die neuen Wahrzeichen der Stadt Pforzheim, nämlich Präzision und Design, die heute die Goldstadt schmücken, sind jedoch ohne die aus der traditionellen Schmuck- und Uhrenfertigung gewonnenen Fähigkeiten undenkbar.

Die Stanztechnik mit ihren Produkten hoher Präzision und die Anlagen zur funktionsgerechten galvanischen Edelmetallbeschichtung sind auf das Geschick und die Kreativität der ehemals in der Schmuck- und Uhrenindustrie Beschäftigten zurückzuführen. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Stanztechnik im Raum Pforzheim konzentriert. Man spricht daher von einem »Silicon Valley« der Stanztechnik und einem europäischen Ballungszentrum rund um das Stanzen und Beschichten.

Die Verbindung von Wissenschaft und Wirtschaft hat für die Stanztechnik eine besondere Bedeutung. So entstand an der Fachhochschule Pforzheim ein Lehrstuhl für Stanztechnik, an dem qualifizierte Fachkräfte ausgebildet und neue Fertigungstechniken erdacht werden. Zudem hat sich Pforzheim zu einem Messestandort für die Stanztechnik entwickelt, an dem Produkte und Technologien rund um das Stanzen und Beschichten präsentiert werden. Die Besucher kommen von weit her, um sich die Messeneuheiten anzusehen und Erfahrungen auszutauschen.

Das Design beschränkt sich heute nicht nur auf Schmuck und Uhren, sondern schließt u. a. industrielle Produkte und Gebrauchsgegenstände ein und dient als Spiegelbild der Mode.

Anmerkungen:

- 1 Erich Maschke: Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie – Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1967, S. 81 ff.
- * Amadée Christin taucht in den Quellen auch als Amédé Christin, Amédée Christin und A. Christian auf. (Anmerkung der Redaktion)
- 2 Wolfgang Pieper: Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie. Casimir Katz Verlag, Gernsbach 1989, S. 228.
- 3 Beschäftigte: Die Angabe von Beschäftigtenzahlen in der Schmuckindustrie ist mit Vorbehalt zu betrachten, da diese erst ab einer unterschiedlichen Betriebsgröße erfasst wurden und teilweise Beschäftigte aus Zulieferbetrieben enthalten. Die Angaben sollen vor allem den Trend zeigen.
- 4 Vgl. Pieper, Pforzheimer-Schmuckindustrie, S. 280.
- 5 <http://www.pforzheim.de/Einwohnerprognose>
- 6 World Gold Council: Demand for Gold in Jewellery.
- 7 Vgl. Pieper, Pforzheimer-Schmuckindustrie S. 269.
- 8 <http://www.goldpreis.net/goldpreisentwicklung>
- 9 Wolfgang Pieper: Geschichte der Pforzheimer Uhrenindustrie: 1767–1992, Hrsg. Gesellschaft zur Förderung des Technischen Museums der

Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie e. V. Pforzheim, S. 150.

- 10 Doublé: ein durch Aufschweißen (Warmpressschweißen) oder -walzen (Walzplattieren) hergestellter Zweischichtwerkstoff, wobei die Oberseite aus Gold und die Unterseite aus Silber oder einem Nichtelegmetall z. B. »Tompak«, einer Kupfer-Zink-Legierung mit 15 Gew.-% Zink, Rest Kupfer, besteht. Dabei entsteht in der Berührungsfläche der beiden Werkstoffe eine unlösbare, stoffschlüssige Verbindung.
- 11 Philipp Weber: Die Armbanduhren-Industrie in Deutschland. In: Deutsche Uhrmacher-Zeitung. Jg. 57, Nr. 48/1933, S. 618 f.
- 12 GLA 237/35435.
- 13 Ralf J. F. Kieselbach: Zeit und Präzision – Armbanduhren aus Pforzheim von den Anfängen bis heute. Untitled Verlag und Agentur GmbH & Co. KG, Hamburg 2017, S. 22.
- 14 Vgl. Pieper, Pforzheimer-Uhrenindustrie, S. 322.
- 15 Vgl. Pieper, Pforzheimer-Uhrenindustrie, S. 310.
- 16 Vgl. Pieper, Pforzheimer-Uhrenindustrie, S. 363.
- 17 Gekräzt: Edelmetallhaltiges Scheidgut, das mit organischen oder mineralischen Stoffen vermischt ist, darunter auch Kehrriecht aus Juwelierwerkstätten und Dentallabors.
- 18 DODUCO: Datenbuch der elektrischen Kontakte. Stieglitz Verlag, Mühlacker 2012, S. 321 f.
- 19 Vgl. DODUCO, S. 174.
- 20 Vgl. DODUCO, S. 315 ff.
- 21 Jochen Heber: Selektivgalvanisierung. In: E. Vinaricky (Hrsg.), Elektrische Kontakte, Werkstoffe und Anwendungen. S. 478 ff, Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg 2016, S. 478.
- 22 World Gold Council: Demand for Gold in Technology.
- 23 Formgedächtnislegierungen: Nickel-Titan-Legierungen, die über ein thermisches Formgedächtnis verfügen. Sie sind in der Lage, nach einer plastischen Verformung durch Erwärmung wieder ihre Ursprungsform anzunehmen.



Anschrift des Autors:
Dr. Eduard Vinaricky
Walther-Rathenau-Straße 35
75180 Pforzheim
dreduard.vinaricky@nexgo.de

Die Rassler und ihr Umfeld

Eine Epoche in der Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie

Eduard Vinaricky

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts, besonders aber in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts konnten die Schmuckhersteller die benötigten Arbeitskräfte nicht mehr allein aus der Bevölkerung der Stadt Pforzheim rekrutieren. Um das gestiegene Arbeitsvolumen zu bewältigen, waren die Unternehmen auf Arbeiter aus den umliegenden Gemeinden angewiesen. Diese Bijouterie-Arbeiter pendelten in einem teilweise mehrstündigen Fußmarsch morgens zur Arbeitsstätte und nach einem 11-stündigen Arbeitstag abends wieder in ihren Heimatort zurück. Sie prägten durch ihr Erscheinen das Stadtbild und verhalfen durch ihre Arbeit der Pforzheimer Schmuckindustrie zu ihrem Weltruhm.

Die Rassler-Bewegung

Die Bijouterie-Arbeiter, die täglich aus dem Pforzheimer Umland zur Arbeit in die Schmuckbetrieben kamen, trugen mit Eisennägeln beschlagene Schuhe und hinterließen mit ihrer hastigen Gangart auf dem Kopfsteinpflaster der Stadt ein rasselndes Geräusch. Man nannte sie daher im Pforzheimer Sprachgebrauch »Rassler«^{1,2}. Der Nagelbeschlag diente dazu, das Schuhwerk strapazierfähiger zu machen und so eine häufige Neubesohlung zu vermeiden.

In den Zwischenkriegsjahren stammte etwa die Hälfte der Arbeiterschaft aus den umliegenden Gemeinden. Bei ihrem Marsch zur Arbeitsstätte hatten die Pendler Entfernungen zurückzulegen, die für eine einfache Strecke oft mehrere Stunden beanspruchte.³ Für weiter entlegene Orte, beispielsweise in den Flusstälern der Enz und der Nagold gab es Eisenbahnverbindungen. Um die Haltestellen zu erreichen, war häufig auch ein Zeitaufwand von ca. einer Stunde nötig. Von manchen Orten aus konnte man den Postbus benutzen, der allerdings recht

teuer war und nur ein begrenztes Platzangebot anbieten konnte.⁴ In solchen Fällen, in denen die Wegstrecke zum Arbeitsplatz und somit der Zeitaufwand zu groß war, übernachteten die Arbeiter in bescheidenen Behausungen im Stadtgebiet. Der weite Weg hin zur Arbeitsstätte wurde am Montag früh und die Rückkehr in den Heimatort am Samstagnachmittag angetreten.⁵

Im Zug der Pendler waren auch Frauen geduldet, die beim eintönigen Marschieren die Zeit beispielsweise auch für das Stricken nutzten. Lehrlinge (Auszubildende), auch »Stifte« genannt, durften sich nicht in die Gruppe der Pendler einordnen. Das Hierarchieempfinden und das Selbstbewusstsein der Bijouterie-Arbeiter ließen dies nicht zu. Sie bestanden auf einer räumlichen Distanz zu den jüngeren Lehrlingen. Diese folgten dann in einem achtungsgebietenden Abstand hinter der Pendlergruppe.

Die Rassler sind im Bewusstsein der Pforzheimer Bürger fest verankert. Das Echo, das sie durch ihr Erscheinen auslösten, spiegelt sich im nachfolgenden Gedicht wieder, das 1938 von Wilhelm Hagenmeyer verfasst wurde.⁶



Bijouterie-Arbeiter (1905) während der Mittagspause im Stadtzentrum (S1-8-W-29-R-63, G. Kraft, Stadtarchiv Pforzheim)

Die Rassler

*In dem Wald die Winde pfeifen,
Graue Regentropfen streifen
Durch das dunkle Tannengrün.
Alle Straßen liegen finster,
Selbst der gelbe Besenginster
Ist am Wege nicht zu sehn.
Nirgends Menschen in der Runde.
Zu der sechsten Morgenstunde
Stumm die Uhrenzeiger gehen.
Doch nun knistert es am Wege.
Oben, hinter Engelsbrand.
Auch im Würmtal, an dem Stege.
Kommt jetzt einer angerannt.
Und dann sind es plötzlich viele
Raßler, die in dunkler Nacht*

*Sich zu ihrem Arbeitsziele
Nach der Goldstadt aufgemacht.
Hörst Du ihre kleinen Kannen
Mit der Suppe für das Mahl
Klappern durch die hohen Tannen?
Siehst du, wie von Bärental
Und von Wurmberg durch die Straßen
Klingeling ... die Räder rasen?
Hurtig, hurtig nach der Stadt,
Wo der Goldschmied Arbeit hat.
Selbst die liebe Einsenbahn
Schließt sich diesem Eifer an.
Sie befördert mit Vergnügen
Tausende in ihren Zügen
Früh am Morgen in die Stadt.
Auch wer gute Gaben hat
Kann es beinah' nicht beschreiben,
Welch ein Leben und ein Treiben
Hier sich in den Straßen tummelt,
Schiebend, drängt und drückt und brum-
melt.*

*Wie in einem Bienenhaus
Sieht es nun im Stadtbild aus.
Frauen trippeln durch die Gassen,
Männer rasseln durch die Stadt,
Welche all die Menschenmassen
Täglich zu erwarten hat.
Kapo, Schmotz und Polisseuse,
Fasser, Presser und Regleure,
Goldschmied, Stift, Gehäusedrücker,
Rahmenmacher für die Zwicker,
Bürofräulein, Fabrikant
Und wie alle sie genannt
Sputen sich vom Morgenbett
Frisch und munter an ihr Brett.*

Das Wesen der Arbeiterschaft

Die Pforzheimer Schmuckindustrie setzte sich zur damaligen Zeit meist aus einer Vielzahl kleiner und kleinster Betriebe zusammen.

Diese waren bestrebt, durch einen hohen Spezialisierungsgrad sich auf kleine, überschaubare Fertigungsbereiche oder auf die Herstellung von Nischenprodukten zu konzentrieren und dabei ein möglichst umfassendes Know-how zu erreichen. Dadurch war es möglich, gegenüber größeren Betrieben zu bestehen. Auch in großen Unternehmen mit breiter Produktpalette war zunehmend ein Trend zur arbeitsteiligen Produktion im industriellen Maßstab zu erkennen.

Diese Spezialisierung führte auch zur Eingrenzung des traditionellen Berufsbildes eines Goldschmieds, der ursprünglich alle wesentlichen Produktionsschritte bei der Fertigung eines Schmuckstückes selbst ausführte. Der Bijouterie-Arbeiter oder Goldschmied war ein Spezialist auf seinem Fachgebiet. Das hatte Auswirkungen auf seine Mobilität; denn standortbezogene Krisen konnte er kaum durch Umzug in einem anderen Wirtschaftsraum umgehen, da als Schmuckhochburgen nur noch die Städte Hanau und Schwäbisch Gmünd sowie Idar-Oberstein in Frage kamen. Pforzheim stellte unter diesen Schmuckstädten den größten Arbeitsmarkt dar. Die Sesshaftigkeit der Arbeiter, die häufig über einen eigenen Garten und auch Äcker verfügten, zeigte sich auch darin, dass vielfach der Vater und der Großvater den gleichen Beruf ausübten und so gewisse handwerklichen Fertigkeiten und auch Know-how an die Nachkommen vererbt wurden.⁷ Die lückenlose Übertragung von speziellem, in vielen Jahren angehäuften Fachwissen an jüngere Arbeitskollegen erfolgte meist nur zögerlich und in begrenztem Umfang.

Die Vielfalt an Schmuckwaren, die im Laufe der Zeit entstand, führte immer mehr zu einer Aufteilung. Neben dem traditionellen Beruf des Goldschmieds entstanden weitere Berufszweige, wie Graveure, Fas-

ser, Guillocheure, Steinschleifer, Etuimacher, Werkzeugmacher u. a. Für die Herstellung von filigranen Schmuckstücken bedarf es besonderer Fertigkeiten, die nur Spezialisten ausführen konnten. Solche Fachkräfte sind die Säulen des Betriebs und kaum zu ersetzen.

Die Entlohnung war je nach Tätigkeit unterschiedlich, Spitzenlöhne erzielten dabei die Graveure. Bei genügsamem Lebenswandel konnte ein Teil des Lohnes gespart werden. Die im Laufe der Jahre angehäuften Ersparnisse reichten mitunter für den Bau eines Häuschens. Diesen Besitz in seiner spärlichen Freizeit zu erhalten und zu pflegen, war nur morgens vor dem Marsch zur Arbeitsstätte oder an den Wochenenden möglich.

Die besondere Eigenart des land- und hausbesitzenden, zur Arbeitsstätte pendelnden Bijouterie-Arbeiters – man nannte ihn daher auch »Goldschmiedsbäuerle«⁸ – zeigte sich in zweierlei Hinsicht. Einerseits trug der Landbesitz zu seiner Sesshaftigkeit bei, andererseits bescherte er ihm ein bescheidenes Zusatzeinkommen und diente in wirtschaftlichen Krisenzeiten zumindest als Ernährungsgrundlage. Eine wichtige Rolle spielten dabei auch der saisonale Charakter der Schmuckindustrie und die sich daraus ergebende schwankende Beschäftigungslage.

In den 1950er Jahren nahm das Interesse an der Landwirtschaft allmählich ab. Der Goldschmied konzentrierte sich auf seinen Beruf und betrachtete seine Arbeit in der Landwirtschaft fortan eher als Hobby.

Die Polisseusen ■

Eine typische Arbeit für Frauen war das Polieren von Schmuckstücken. Die Polisseuse, ein zu der damaligen Zeit in der Schmuckindustrie zusammen mit der Kettenmacherin tradi-



Polisseusen bei der Arbeit
(S1-19-6-R-8, O. Kropf, Stadtarchiv Pforzheim)

tioneller Frauenberuf, hatte die Aufgabe, die Schmuckstücke vor der Auslieferung zu reinigen und ihnen den typischen Goldglanz zu verleihen. Diese Tätigkeit wurde mit maschinell betriebenen Bürsten ausgeführt. Ein Abzug sorgte dafür, dass die abgeriebenen kostbaren Edelmetallflitter und -stäube aufgefangen und durch Scheidprozesse wieder dem Edelmetallkreislauf zugeführt werden konnten.⁹

Als Polisseusen wurden hauptsächlich ausgebildete Kräfte eingesetzt, die eine mehrjährige Lehrzeit erfolgreich abgeschlossen hatten.¹⁰ Die Dauer der Lehrzeit lässt sich mit ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit begründen. Das von ihnen bearbeitete Schmuckstück hatte bereits sämtliche Produktionsschritte durchlaufen und stellte somit einen hohen Arbeitswert dar. Bei einer fehlerhaften Bearbeitung konnte daher ein großer finanzieller Verlust auftreten. Außerdem war das Polieren von Schmuckge-

genständen aus »Doublé«¹¹ aufgrund der häufig sehr dünnen Goldauflage durchaus diffizil und bedurfte einer langjährigen Erfahrung. Der »Doublé«-Schmuck galt wegen seines geringeren Goldanteils als Billigschmuck, den sich breitere Bevölkerungsschichten als eine Art Modeschmuck leisten konnten.¹² In der Zwischenkriegszeit zählte der »Doublé«-Schmuck zur bedeutendsten Warengruppe.¹³ Etwa die Hälfte der Arbeiter war in diesem Produktionszweig beschäftigt.¹⁴ Da die »Doublé«-Halbzeuge in Form von Drähten, Bändern und Blechen sich wie massive Goldlegierungen verarbeiten ließen, eigneten sich diese auch für eine industrielle Massenproduktion.

Das nachfolgende Gedicht, das im Pforzheimer Dialekt verfasst ist, der für manchen wohl nicht ganz verständlich ist, vermag einen Hinweis auf das durchaus vorhandene Selbstbewusstsein der Polisseuse und ihre Rolle im gesellschaftlichen Leben einer Schmuckstadt zu geben.¹⁵

Mei nob'ls Polissösle

*A Polissösle isch mei Schätzle,
a ganz adretts, poussierlichs Deng,
i sag Euch, o des isch a Frätzle,
wenn die m'r pfeift, no haifst's; jetzt
schpreng!*

*Ja, ja sie führt a schtrengs Kommando,
on i muß horche druff uf's Wort,
sie isch sonscht awer ganz scharmando,
i geh ganz gern als mit'r fort.*

*Hm, wenn die siesch em Sonntigskleidle,
e Hitle uff'm Köpfle druff,
on seidne Schtrempf hat's a des Maidle,
on Lackschuh gar mit Schlipfle druff.
Sie kommt daher schtolz wie a Gräfe,
schtreckt's Näsle keck zum G'sichtle naus,
on Löckle hat's fei an de Schläfe,
on's Göschle schpitzt se wie a Maus.
Nei nei, m'r sott des gar net denke,*

*daß des a Polissösle isch,
 's tut ihre Füßle fascht verrenke,
 so graziös, daß d'gschmisse bisch.
 Doch wenn se so hoch trägt's Köpfler,
 on isch halt no so graziös.
 So bleibt's halt ewe doch mei Schätzle
 On isch doch blöß a Polissös.*

Die Lehrlinge (Auszubildende) ■

Die Goldschmiedelehrlinge absolvierten in den Betrieben bis in die 1930er-Jahre eine 6-jährige Ausbildung, die danach auf 4 und letztlich auf 3 Jahre verkürzt wurde.¹⁶ Dort erlernten sie die handwerklichen Fertigkeiten, die für die verschiedenen Arbeitsprozesse notwendig waren. Das mehr theoretische Wissen über die Werkstoffe und die Prozessabläufe wurde ihnen in der Goldschmiedeschule beigebracht, die eigens für die Bedürfnisse der Schmuckindustrie konzipiert wurde. Gegen Ende ihrer Lehrzeit wurden sie entsprechend ihrer Eignung in die industrielle Fertigung eingegliedert und stellten so für die Unternehmer billige Arbeitskräfte dar.

Für begabte Lehrlinge ergab sich nach dem erfolgreichen Abschluss der Goldschmiedeschule die Möglichkeit, sich auf der Kunstgewerbeschule weiterzubilden und die verschiedenen Zeichentechniken und auch Kunstgeschichtliches zu erlernen. Absolventen dieser Schule waren prädestiniert, als Zeichner für die Gestaltung der Schmuckstücke oder als Kabinettmeister für die organisatorische Abwicklung eine gehobene Anstellung zu finden.

Die Heimarbeit ■

Eng verknüpft mit dem Pendlerwesen war auch die Heimarbeit in Pforzheim und den umliegenden Gemeinden, die in der Zeit zwischen

den Weltkriegen ein weiteres strukturelles Merkmal der Schmuckindustrie darstellt. Der Ausbau der Heimarbeit und dadurch eine Abschwächung der Pendlerbewegung ermöglicht ein typisches Kennzeichen der Schmuckindustrie, nämlich die Herstellung kleiner, handlicher Produkte.¹⁷ Zudem ermöglicht die Heimarbeit dem Fabrikhaber, konjunkturelle Schwankungen auszugleichen. So konnten bei schlechter Auftragslage Arbeiten, für die sich die Anstellung einer zusätzlichen Fachkraft nicht lohnte, nach außen vergeben werden. Gerade für kleinere Schmuckbetriebe bot sich so die Möglichkeit, durch hohe Flexibilität gegen größere Wettbewerber bestehen zu können.¹⁸ Allerdings musste zwischen dem Unternehmer und dem Heimarbeiter ein großes Vertrauensverhältnis bestehen, da die zu verarbeitenden Rohstoffe, meist Edelmetalle, aber auch die bei ihrer Weiterverarbeitung entstehenden Abfälle sehr wertvoll waren. Im Jahre 1942 wurden ca. 5000 Heimarbeiter registriert.¹⁹

Wege zur Firmengründung ■

Das handwerkliche Geschick und die genaue Kenntnis der Produktionsabläufe führten bei



Goldschmiedebrett (Heimatmuseum Kämpfelbach, Foto: B. Wörle)

manchen Bijouterie-Facharbeitern zur Gründung eines eigenen Unternehmens. Ihr technisches Know-how, das sie durch eine langjährige Tätigkeit erworben haben, ließen sie den Sprung ins Unternehmertum wagen. Allerdings fehlten ihnen oftmals das kaufmännische Wissen und die Kenntnis über die Finanzen, um konjunkturelle Flauten weitgehend schadenfrei zu überstehen. Vielfach schlossen sie sich mit einem Kaufmann zusammen, der die innerbetriebliche Organisation übernahm und darüber hinaus auch mit den Mechanismen der Märkte vertraut war. Weiterhin besaß er gute Kontakte zu den Kunden, den Lieferanten und den Geldgebern. Häufig verfügte er über gute Fremdsprachenkenntnisse, die ihm bei Besuchen von Kunden in Europa und Übersee oder auf Messen und Ausstellungen nützlich waren und er so mit neuen Aufträgen nach Hause kommen konnte.

Für die Unternehmensgründung bedurfte es einer relativ geringen Kapitalzufuhr. Zur Grundausrüstung genügten meist ein Goldschmiedebrett, verschiedene Werkzeuge und ein kleiner Raum. So konnte der »Dachstübel-fabrikant«, auch »Kramponer«²⁰ genannt, mit seiner Arbeit beginnen.

Der Rohstoff Gold

Als Rohstoff für die Fertigung von Schmuckstücken diente vor allem das Edelmetall Gold, in geringerem Umfang auch Silber.²¹ Andere Edelmetalle, wie die Metalle der Platingruppe, finden in der Produktion von Schmuckwaren kaum Verwendung, es sei denn bei entsprechenden Modetrends.

Gold ist das beständigste aller Edelmetalle. Es bildet bei Einwirkung einer korrosiven Umweltatmosphäre keine Oxid- oder Fremdschichten auf der Oberfläche und behält so

den ursprünglichen Goldglanz bei. Da reines Gold sehr weich und damit wenig abriebfest ist, eignet es sich nicht für die Verwendung als Schmuckstück. Für die Herstellung von Schmuckwaren werden vornehmlich schmelztechnisch erzeugte Goldlegierungen eingesetzt. Die Legierungspartner bestehen aus Edelmetallen, wie Palladium oder Silber, oder aus Unedelmetallen, wie Kupfer oder Nickel. Die Legierungszusätze erhöhen u. a. die mechanische Festigkeit und die Härte und begünstigen so die Verarbeitbarkeit. Häufig eingesetzt werden Goldlegierungen mit einem Feingehalt von 14 oder 18 Karat, was einem Gewichtsanteil von 585/000 (Tausendteile) bzw. 750/000 entspricht. Je höher der Goldanteil ist, umso edler und wertvoller ist das daraus gefertigte Schmuckstück. Mit der Wahl der Legierungspartner lassen sich unterschiedliche Farbschattierungen erzeugen, die dem jeweiligen Modetrend angepasst sind. Die gebräuchlichen Farbnuancen sind Rotgold, mit Legierungszusätzen aus Kupfer und geringen Anteilen von Silber, Gelbgold mit Silber und Kupfer sowie Weißgold mit Palladium und Nickel.

Die Schmuckindustrie in der Nachkriegszeit

Am 23. Februar 1945 wurde bei einem britischen Luftangriff Pforzheim in Schutt und Asche gelegt. Etwa 80 % des Stadtgebietes wurde zerstört, darunter auch die meisten Schmuckbetriebe. Nach Kriegsende machten sich die verfügbaren Arbeitskräfte an den Wiederaufbau der Schmuckbetriebe. Weitere neugegründete Betriebe kamen dazu. Dies führte in den 60er-Jahren zu einer erneuten Blüte der Schmuckindustrie.

Die verbesserte Infrastruktur im Bahn- und Busverkehr war in den 1950er-Jahren für die



Rassler-Skulptur von Prof. Fritz Theilmann
(Foto: B. Wörle)

Pendler ein willkommener Anlass, den erforderlichen Zeitaufwand für ihren täglichen Weg zur Arbeitsstätte deutlich abzukürzen. Infolgedessen nahm die Rasslerbewegung ab und kam bald danach zum Erliegen. Mit dem allmählichen Verschwinden der Rassler endete eine wichtige Epoche in der Pforzheimer Schmuckindustrie. Die Rassler trugen dazu bei, dass aus der badischen Provinzstadt Pforzheim die Goldstadt mit Weltruhm wurde.

Ihnen zu Ehren wurde 1982 in Pforzheim ein in Bronze gegossenes Denkmal gewidmet, das unweit vom Zentrum der Stadt zu bewundern ist. Der Künstler Prof. Fritz Theilmann stellt eine Rasslergruppe aus Kieselbronn, einer Nachbargemeinde von Pforzheim, dar.

Anmerkungen

- 1 Renate Schostak: In: B. Rudin (Hrsg.): Zwischen Acker und Werkbrett – Pforzheims ländliche Schmuckwarenarbeiter von einst. Pforzheim 1982, S. 10 f.
- 2 Wolfgang Pieper: Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie. Casimir Katz Verlag, Gernsbach 1989, S. 65.
- 3 Kurt Jourdan: Auslese und Anpassung der Pforzheimer Bijouteriearbeiter. Pforzheim 1916, S. 99.
- 4 Friedrich Holtzmann: Die Pforzheimer Schmuckwarenindustrie im Lichte der Sozialhygiene. Karlsruhe 1925, S. 20.
- 5 Wolfgang Pieper: Arbeitnehmer. In: Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie. Beiträge

zur wirtschaftlichen Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1967, S. 215 ff.

- 5 Vgl. Jourdan, S. 47.
- 6 Bärbel Rudin (Hrsg.): Die Rassler. Pforzheim 1982, S. 80.
- 7 Walter Eise: Die Schmuckwarenindustrie von Pforzheim und Gablonz a. d. Neiße in ihrem wirtschaftlichen Aufbau. Diss. Heidelberg 1933, S. 36 f.
- 8 Vgl. Großherzogliche Badische Fabrikinspektion. S. 65.
- 9 Vgl. Jourdan, S. 47.
- 10 W. G. Simon: Die Erhaltung und Erziehung des Pforzheimer Bijouteriearbeiterstammes. Diss. Köln 1926, S.30.
- 11 Double: ein durch Aufschweißen (Warmpressschweißen) oder -walzen (Walzplattieren) hergestellter Zweischichtwerkstoff, wobei die Oberseite aus Gold und die Unterseite aus Silber oder einem Unedelmetall z. B. »Tompak«, einer Kupfer-Zink-Legierung mit 85 Gew.-% Kupfer und 15 Gew.-% Zink, besteht. Dabei entsteht in der Berührungsfläche der beiden Werkstoffe eine unlösbare, stoffschlüssige Verbindung.
- 12 Vgl. Pieper: Pforzheimer Schmuckindustrie. Pforzheim 1989, S. 247 ff.
- 13 Arbeitgeberverband, Jg 1928, S. 115.
- 14 Arbeitgeberverband, Jg 1933, S. 76.
- 15 Pforzheimer Anzeiger: Der beste Goldschmiedewitz. Pforzheim 1936, S. 28.
- 16 Aloys Stolz: Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1901, S. 250.
- 17 Deutscher Metallarbeiterverband (Hrsg.): Die Heimarbeit in der Eisen- und Metallindustrie. Stuttgart 1926, S. 50.
- 18 Vgl. Enquete, S. 73.
- 19 Vgl. GLA: 237/28813.
- 20 Julius Wernsdorf: Das kapitalistische Konzentrationsgesetz in der Pforzheimer Bijouterieindustrie. Diss. Freiburg 1899, S. 76 f.
- 21 Vgl. Eise, S. 13.



Anschrift des Autors:
Dr. Eduard Vinaricky
Walther-Rathenau-Straße 35
75180 Pforzheim
dreduard.vinaricky@nexgo.de

Technisches Museum der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie

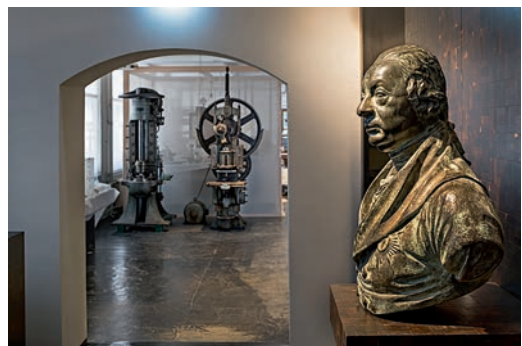
Isabel Schmidt-Mappes

Nach knapp einjähriger Umgestaltungspause wurde das Museum im April 2017 im Rahmen des Jubiläumsfestivals 250 Jahre Goldstadt Pforzheim wiedereröffnet – mit neuen Themen, Bezügen zur Gegenwart, neuen Informationsangeboten und zeitgemäßer Ausstellungsgestaltung. Das seit 1983 bestehende Museum zeigt die Technik der Schmuck- und Uhrenindustrie in ihrem historischen Kontext: die Techniken der Herstellung wie auch Arbeitsbedingungen und Entwicklungen in der Stadt Pforzheim.

Es lebt, es riecht nach Öl und Metall, und die Maschinen machen Lärm! Dieses Museum ist anders als die anderen: Hier wird die Vergangenheit lebendig, hier erleben Besucher, wie Schmuckstücke hergestellt werden: wie Metalle zu Legierungen geschmolzen und als Blech oder Draht weiterverarbeitet werden und wie komplexe Rohwerke, Zifferblätter oder Gehäuse für Uhren gebaut werden. Ob Sandgießen, Walzen und Ziehen, Galvanisieren oder Emaillieren: Zur Schmuckherstellung waren und sind viele verschiedenartige Verfahren notwendig, die heute fast in Vergessenheit geraten sind. Doch im Technischen Museum der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie bleiben sie lebendig. Hier können Besucher vom Entwurf bis zur Produktion alle Arbeitsschritte verfolgen und an Original-Maschinen traditionelle Fertigungstechniken bestaunen.

Nach knapp einjähriger Umgestaltungspause wurde das Museum im April 2017 im Rahmen des Jubiläumsfestivals 250 Jahre Goldstadt Pforzheim wiedereröffnet – mit

neuen Themen, Bezügen zur Gegenwart, neuen Informationsangeboten und zeitgemäßer Ausstellungsgestaltung. Den Charakter des alten Fabrikgebäudes, eines der schönsten in der Stadt, hat »das Technische« behalten. Denn die Fassade des imposanten Kollmar&Jourdan-Hauses, einer ehemaligen Schmuckfirma, hat ihren ursprünglichen Charme bewahrt. »Innen erwarten die Besucher umgestaltete Räumlichkeiten, modern



Büste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden (1728–1811) im Eingangsbereich.
© TMP, Foto Winfried Reinhardt

angeordnete Rundgänge mit Vertiefungsstationen, erklärende Texte und – nach wie vor – ein Ort der lebendigen Begegnung, in dem der Praxisbezug an den Maschinen vorgeführt wird«, erläutert Museumsleiterin Cornelia Holzach. Sie hat die Umgestaltung maßgeblich konzipiert und gemeinsam mit dem Architekturbüro Münzing, Dr. Martina Eberspächer, Ausstellung und Konzeption, sowie dem Grafikbüro L2M3 umgesetzt.

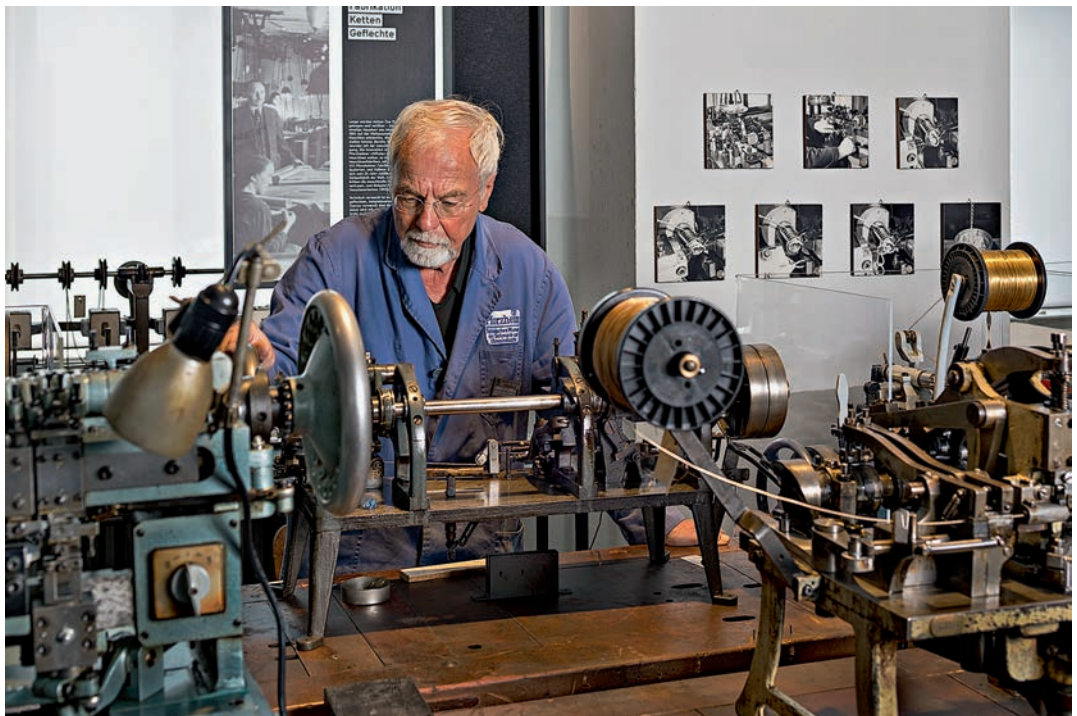
Auch wenn die Hauptfinanzlast bei der Stadt lag, hat die Werner Wild Stiftung die Umgestaltung durch eine großzügige Spende von 150 000 € unterstützt und ermöglicht. Zusätzlich hat der Förderverein bei Pforzheimer Unternehmen Spenden eingeworben und selbst einen maßgeblichen Beitrag investiert.

Für die Wiedereröffnung wurde mit dem 6. April ein historisches Datum gewählt: An jenem Tag des Jahres 1767 unterzeichnete

Markgraf Karl Friedrich von Baden den ersten der beiden Verträge mit dem Entrepreneur Jean-François Autran, denjenigen zur Herstellung von Taschenuhren im Pforzheimer Waisenhaus. Kurz darauf sollte der Vertrag zur Schmuckfertigung folgen.

Wie das Museum entstand

1979 wurde auf Initiative des Pforzheimer Kulturbürgermeisters Fritz Wurster ein Förderverein »Technisches Museum« gegründet. Hintergrund dafür war die Schließung vieler Schmuckfirmen Ende der 1970er-Jahre und die Frage, was mit deren Produktionsmaschinen geschehen sollte. Der Förderverein wollte sowohl Maschinen als auch Werkzeuge bewahren, damit der Prozess der Schmuck- und Uhrenherstellung für die Zukunft nachvoll-



Kettenmaschinen in der Schmuckabteilung. © TMP, Foto Winfried Reinhardt



Galvanik in der Schmuckabteilung. © TMP, Foto Winfried Reinhardt



Heimarbeiterstube, © TMP, Foto Winfried Reinhardt



Uhrenabteilung, © TMP, Foto Winfried Reinhardt

ziehbar bleibt. Engagierte Bürger mit Kenntnissen in diesen Bereichen halfen mit, und so eröffnete das Technische Museum 1983 im Kollmar&Jourdan-Haus. Über zwei Stockwerke konnte hier der gesamte Produktionsablauf in seinen verschiedenen Arbeitsschritten vorgeführt werden. Ehrenamtliche Helfer bedienten die Maschinen und ließen das Museum lebendig werden. Seit 1984 wird das Museum in Trägerschaft der Stadt geführt und finanziert.

Neuerungen

In der neuen Konzeption können sich Besucher auch alleine durchs Haus bewegen und anhand verständlicher Texte die Idee und Technik hinter den komplexen Maschinen

verstehen. Kontinuität und Wandel der Pforzheimer Traditionsindustrien werden schon im Eingangsbereich erläutert: wie verzahnt die Uhren- und Schmuckproduktion mit Pforzheim ist und wie sich diese im Lauf der Jahre gewandelt hat bis hin zur Herstellung von Präzisions-Dreh- und -Stanzteilen und speziellen Legierungen. Hier erfahren die Besucher, was sich aus der Schmuck- und Uhrenbranche heraus an Industriezweigen und Institutionen in der Region entwickelt hat. Insbesondere bei diesem neuen Bereich hat der Förderverein sich sehr engagiert.

Während sich die Anordnung der Maschinen kaum verändert hat, wurde sie um Stationen mit zusätzlichem Text-Bild-Material ergänzt. Die unterschiedlichen Techniken sind so angeordnet, wie die Produktion verläuft, somit wird der gesamte »Entstehungszyklus«

eines Schmuckstücks gezeigt vom Entwurf bis zum fertigen Produkt. Auch die Produktionswege sind nachvollziehbar: Eine Brosche, die geprägt, ein Ring, der gegossen, eine Dose, die guillochiert¹ wird, all das wird im jeweiligen Prozessablauf gezeigt. Im Obergeschoss geht es um Armbanduhren. An der Längsseite stehen Produktionsmaschinen, gegenüber werden Uhrwerke und Uhren montiert und geprüft.

»Der Charakter einer alten Fabrik bleibt auf beiden Stockwerken erhalten. Hier im ›Technischen‹ ist nichts gestriegelt und geschniegelt, vielmehr passen sich die Möbel und Einrichtungsgegenstände der Patina an, sie reagieren auf den gebrauchten Stahl. Selbst der Boden weist Risse auf, es ist kein *white cube*, sondern ein lebendiges Museum, ein Haus, dem man seine Geschichte ansieht«, ordnet Cornelia Holzach ein.

Die aktive Beteiligung der Besucher ist erwünscht. Im Bereich der Uhren liegen Karten aus, und hier soll das Wissen der Bürger mit einfließen. Wer will, kann seine Kenntnisse aufschreiben. »Es ist ein Museum *in progress*. Wir erhoffen uns weitere Informationen zu Uhr(werk)en und haben dafür noch Fläche freigehalten. Wir sind also in dreifacher Hinsicht ein lebendiges Museum: mit den Personen, die unsere Maschinen erklären und vorführen, mit dem Haus, das atmet, und durch das Miteinbeziehen der Besucher«, meint Holzach.

Eine organisatorische Neuerung sind die erweiterten Öffnungszeiten: Das Museum ist seit der Wiedereröffnung mittwochs bis samstags von 14 bis 17 Uhr und sonntags von 10 bis 17 Uhr für Besucher geöffnet.

Anmerkung

- 1 Guillochieren: Unter Guillochieren versteht man das maschinelle Gravieren metallischer Gegenstände mit einem Stichel zur Erzeugung eines Ornaments von feinen, sich überlappenden Linien. Dadurch entsteht ein großflächiges Muster, das zur Verzierung und damit Aufwertung von Schmuckstücken beiträgt. Das Guillochieren ist eine sehr diffizile Tätigkeit, für die viel Erfahrung und vielfältiges Können erforderlich ist. Beliebte waren das Guillochieren bis in die 1980er-Jahre zur Dekoration von Bechern, Dosen, Zifferblättern von Armbanduhren, Zigarettenetuis und hochwertigen Kugelschreibern. Der bekannteste guillochierte Schmuckgegenstand ist das Fabergé-Ei. Heute ist der Beruf des Guillocheurs im Aussterben begriffen. Nachwuchskräfte auf diesem Fachgebiet werden kaum noch ausgebildet.



Anschrift der Autorin:
Isabel Schmidt-Mappes
Öffentlichkeitsarbeit
Schmuckmuseum
Technisches Museum Pforzheim
Jahnstraße 42
75173 Pforzheim
isabel.schmidt-mappes
@stadt-pforzheim.de

In Memoriam Dr. Karl Friedrich Schimper

Wilfried Schweinfurth

Am 21. Dezember 1867 verstarb in Schwetzingen der Mannheimer Naturforscher und Lyriker Karl Friedrich Schimper. Im Lauf seiner beruflichen Tätigkeit konnte er, gestützt auf eine außerordentlich Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, auch keine Details in ein großes Ganzes einzuordnen, grundlegende Forschungsergebnisse aufweisen. Er muss als Namensgeber für die wissenschaftlichen Begriffe: Eiszeit, Faltengebirge und Blattstellungstheorie angesehen werden. Obwohl er offensichtlich im Umgang mit Anderen nicht immer eine gute Hand hatte, war er in Schwetzingen, seinem letzten Wohnort, ein angesehener Mitbürger und gesuchter Ratgeber. Seine wissenschaftliche Würdigung ist ihm leider bis heute versagt geblieben.

Der seit 1849 in Schwetzingen lebende Naturforscher und Lyriker Karl Friedrich Schimper (1803–1867) ist außerhalb der Kurpfälzer Residenzstadt nahezu vergessen und in seiner wissenschaftlichen Bedeutung ungerechterweise verkannt. Und doch wird ihm auf dem Schwetzingener Friedhof ein Ehrengrab erhalten, das dem Forscher bis heute Anerkennung zollt. Diesem Widerspruch widmen sich die folgenden Ausführungen, die auch anhand von Schimpers eigenen Einschätzungen seiner Lebenssituationen und seinem Arbeiten das Bild eines beeindruckenden Wissenschaftlers, aber auch eines durch seine allzu menschlichen Schwächen eingeschränkten Individuums erkennen lassen.

Einen ersten Eindruck über die Persönlichkeit und Selbstsicht Schimpers erhielt der damalige Bürgermeister Welde in einem längeren Anmeldeschreiben des neuen Einwoh-



Karl Friedrich Schimper um 1866.
Stich von C. Geyer, Foto: Gemeinfrei

ners Schwetzingens vom 29.7.1849. Schimper schrieb abschließend: »In allen Fällen, hochverehrter Herr Bürgermeister, rechne ich von Ihrer Seite auf den Schutz, den jeder ruhige und gesittete Staatsbürger erwarten darf, und es kann Sie wohl auch freuen, daß nun ein anerkannt selbständiger, sittlicher und gebildeter Mann mehr in Schwetzingen seinen Sitz genommen hat.«¹

Achtzehn Jahre später, am 21. Dezember 1867, verstarb gegen 20:30 Uhr, der am 15. Februar 1803 in Mannheim geborene Naturforscher und Lyriker Karl Friedrich Schimper in der Wohnung seiner langjährigen Freundin Sophie Wohlmann im Haus Schlossplatz 9, in Schwetzingen.

Bei der Beisetzung Karl Friedrich Schimpers, die am 23. Dezember 1867, nachmittags um 15:00 Uhr, unter großer Anteilnahme der Schwetzingener Bevölkerung sowie einiger weniger auswärtiger Freunde aus Vereinen und der Universität Heidelberg auf dem Schwetzingener Friedhof am Badergässel (Schulstraße/Hildastraße), dem heutigen Hebelplatz, unter Leitung des Schwetzingener Dekans Dr. Junker stattfand, wurde der angedeutete Spannungsbogen zwischen gesellschaftlicher Akzeptanz und Eigenbrötelei nach über achtzehnjähriger Einwohnerschaft Schimpers in Schwetzingen offensichtlich.

Dekan Dr. Junker würdigte in seiner Grabrede für Schimper die wissenschaftlichen Leistungen und Erkenntnisse des Verstorbenen, brachte jedoch auch seine menschlichen Unzulänglichkeiten zur Sprache. In seiner Kernaussage bezeichnet er Schimper, als durch »Wille und Natur getrieben«, »als gelehrten Einsiedler«, »selbstlosen Forscher«, »geräuschlos wirkenden Priester der Wissenschaft«, aus dessen Wirken die »Welt ... Gewinn ... geschöpft hat« und »seine Anregungen und Forschungen oft anderen zu Gut

gekommen sind, die vielleicht nicht Alle im Tiefgange seiner Gedanken und in der Ihm eigenen großartigen Umfassung der Wissenschaft gewandelt sind.«² Er habe in stets ausgezeichnete und aufopfernde Weise Sorge für seine Wissenschaft getragen und habe es verstanden, junge Nachwuchswissenschaftler für ihren künftigen Beruf zu begeistern. Für seine eigenen Forschungsergebnisse habe er aber »oft den Schritt der Zeit überhört« jedoch »im Hinrichten seines Geistes auf das ihm vorschwebende eine Ziel die Ausdauer eines Helden bewiesen«. Daraus leitete Dekan Junker den Satz ab: »Für das praktische Leben hatte die Natur unseren heimgegangenen Freund nicht geschaffen, und wohl mag er sich oft in dessen Weise und Ton nicht zurechtgefunden haben.«³ Schimper hätte die höchsten Ehren in der Wissenschaft erreichen können, wäre es ihm in Verbindung mit etwas Glück und aus eigenen Antrieb gelungen, »die reichen Gaben und Kräfte, mit denen Gott ihn ausgerüstet« hatte, »in geregelter Lebens- und vornehmlich in öffentlicher Lehr-tätigkeit für sich zu nutzen.«⁴

Dieser Beurteilung des Lebens Schimpers war eine ebenso teilweise durch glückliche Umstände geprägte als auch leidvolle Biographie angefügt.

Schimper hatte zu diesem Zeitpunkt bereits jahrelang unter Gicht in den Füßen und der bei ihm schließlich im Jahr 1865 erstmals diagnostizierten Hydropsie, der sogenannten Wassersucht, die in seinen letzten Lebensmonaten verstärkt aufgetreten war, gelitten. Diese Erkrankung führte zu Nebenerscheinungen, unter anderem stark schmerzenden Füßen, die den Patienten erheblich in seiner Lebensqualität beeinträchtigten. Zu diesem angegriffenen Allgemeinzustand kamen gesundheitliche Probleme in der Folge eines – nach den vorhandenen Polizeiakten – von drei Perso-

nen verübten Überfalls, der in der Nacht des 30. Juni 1867, gegen 23:00 Uhr, durch nicht eindeutig identifizierbare Täter verübt worden war. Obwohl Schimper in einem Gedicht die Täter eindeutig beschrieb und der Tat bezichtigte, blieb der Überfall mangels einer sicheren Beweislage ungesühnt.⁵ Seit diesem Einschnitt litt Schimper unter Lähmungsercheinungen der rechten Körperhälfte, besonders des Armes und der Hand. In seinen letzten Lebensmonaten war Schimper ans Bett gefesselt. Die gesundheitliche Verfassung des Patienten verschlechterte sich kontinuierlich und führte schließlich zu seinem Tod. Es ist anzunehmen, dass es Schimper zusätzlich demoralisierte, dass er glaubte, die Täter zu kennen, aber mangels eindeutiger, gerichtsverwertbarer Beweise oder gar Zeugen nichts gegen sie unternehmen konnte.

Anfang Oktober 1867 beschreibt Schimper in zwei Briefen an Adalbert Geheeb⁶ seinen Zustand⁷ in einem recht verzweifelten, aber auch wehklagenden Ton, der nicht frei von Selbstmitleid erscheint:

»Ich bin in Pflege und Logis bei Fr. Wohlmann, meiner Freundin seit mehr als 40 Jahren in nah und fern, und zwar in dem Gastzimmer; habe auch nach wie sonst meinen Mittagstisch da. Ich kann jetzt erträglich schreiben (schlecht genug); Arm noch sehr verletzlich und ungeschickt, wie die rechte Hand auch – Füße äußerst schmerzhaft, zeigen keine Besserung ...«

»... ich bin allein – auch sehr einsam. Besuche bleiben aus, von Frankfurt soll immer noch der 1. Besuch kommen (morgen, übermorgen) zum mündlichen Versammlungsbericht eintreffen! Briefe sind äußerst selten, meine Einsamkeit drückend, dabei mein theoretischer Fleiß groß; ich habe in den letzten Wochen bedeutende physikali-

sche Entdeckungen gemacht, nach denen ich viele Jahre umsonst gestrebt ...«

Es ist typisch für Schimper, dass er selbst bei wissenschaftlichen Schreiben, ein Mitteilungsbedürfnis bezüglich persönlicher Befindlichkeiten verspürt und an die Adressanten einfließen lässt, was uns heute befremdlich erscheint.

In seiner Schrift »Letzten Mitteilungen« an das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt am Main vom 17. September 1867 (nach seiner Gewohnheit genau datiert auf abends, 11½ Uhr) hatte er noch über neueste Erkenntnisse von Bedingungen verschiedener Pflanzenstandorte und sehr differenziert über die Eigenschaften von Wurzeln berichtet. Dass das gezielte Abtrennen einer Wurzelfaser zum Aufwuchs einer neuen, vollständigen Pflanze führen konnte, faszinierte ihn. So schreibt er: »Die Kunstgärtnerei wird eine neue Aera beginnen und die wissenschaftlichen Botaniker werden neue Augen erhalten!«⁸

Daneben klagte Schimper aber auch dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main, anlässlich der 41. Versammlung:⁹

»Seit 77 Tagen verbringe ich die Nächte schlaflos, in den Kleidern im Lehnstuhl. Liegen oder schief anlehnen vertrage ich nicht, weil dann sofort unerträgliche Athmungsbeschwerden erfolgen und mich auf und weg-schleudern in Angst.« ... »Wollten Sie nicht vor dem Vorlesen erwähnen, daß ich durch Krankheit abgehalten bin und sehnlichst in meiner Verlassenheit und überlangen Einsamkeit auf den Blick wissenschaftlicher Männer hoffe! An den reizvollsten Mitteilungen soll es nicht fehlen! Ich bin den ganzen Tag im Salon auf dem Canapee und vermisse Besuch! Hier habe ich Niemanden!«



Grabstätte Karl Friedrich Schimper, Friedhof Schwetzingen, Foto: Schweinfurth

Und weiter schreibt er: »... und noch ist der Arm nicht brauchbar und die Hand nicht: Ich schreibe bloß fast nur sylbenweise mit der von dem linken Zeigefinger behüteten Elastizität der rechten Fingerspitzen und bin bald müde... So habe ich es aufgeben müssen, nach Frankfurt zu kommen ...«¹⁰

Die Mitteilungen über seine Gesundheit zeugen dabei von großem Mitteilungsbedürfnis, seinen Leidensdruck sowie seine Einsamkeit und den Drang, den nur schwer zu akzeptierenden Kontaktmangel der Welt öffentlich zu machen und damit wohl ein gewisses Maß an Mitgefühl und Aufmerksamkeit zu entfachen.

Nach Aussage von Sophie Wohlmann nach Schimpers Tod war er bis in seine letzten Lebenstage bei vollem Bewusstsein, geschwächt und von einigen leichteren Erstickungsanfällen beeinträchtigt, jedoch immer damit beschäftigt, verschiedenste wissenschaftliche Aufzeichnungen zu machen.¹¹ Am 10. November 1867 hatte er seine letzte wissenschaftliche Arbeit mit dem Titel: »Rätselhafte Pflanzen-Standorte und Abwesenheiten« niedergeschrieben.¹²

Sophie Wollmann informierte nach Schimpers Tod seine langjährige Gönnerin, Baronin von Schwartzkoppen, über die Tatsache, dass Schimper ihr noch am Sterbetag seine Todesanzeige¹³ diktiert habe – »... und entflohen war auf einmal das reiche Leben! Es ging ihm aus wie ein Licht – Gottlob! Ohne allen Kampf.«¹⁴

Wie geachtet Schimper bei seinen Zeitgenossen war, beweist das Engagement seiner Freunde und Weggefährten, dem Forscher ein angemessenes Grabmal zu ermöglichen. Man hatte dazu sogar ein »Comité« gegründet, um den Bau der Grabstätte zu koordinieren und die notwendigen finanziellen Mittel zu beschaffen.

Bereits zwei Jahre nach dem Tod Schimpers, am 2. Juni 1869, meldete das Wochenblatt für Schwetzingen und Philippsburg vom 27. Mai 1869 mit der Überschrift: »Schimper-Denkmal« die Einweihung des mit einer, durch den Heidelberger Bildhauer Franz Sommer geschaffenen Büste Schimpers, repräsentativ gestalteten Grabmals.¹⁵

Wir zeigen den Freunden und Verehrern Schimpers hiermit an, daß am Mittwoch, den 2. Juni, nachmittags 2 Uhr, das Grabdenkmal des berühmten Naturforschers auf dem hiesigen Kirchhofe unter angemessenen Feierlichkeiten eingeweiht werden wird,

wozu wir hiermit zugleich die Einladung an alle Diejenigen, die sich für die Sache interessieren, ergehen lassen.

Man versammelt sich kurz vor 2 Uhr auf dem Rathause und begibt sich sodann von da aus im Zuge nach der Einweihungsstätte. Mitglieder des Mannheimer und des Schwetzingener Comité werden bei der Enthüllungsfierlichkeit kurze Ansprachen halten und zwei Gesangsvereine werden die Feier mit mehreren Vorträgen unterstützen.

Schwetzingen, den 26. Mai 1869.

Das Comité

Das Grabmal konnte durch Spenden, Konzertveranstaltungen des Sängerbundes und durch den Verkauf einer Broschüre mit der Junker'schen Grabrede finanziert werden.

Etwa zwanzig Jahre nach der Grablegung erfolgte die Verlegung (1898) der Grabstätte Schimpers an die südliche Begrenzungsmauer des neuen Friedhofs auf dem Langen Sand an der Mannheimer Landstraße, wo sie noch heute aufgesucht werden kann. Bei dieser Gelegenheit wurde nun auch eine recht kurios anmutende, alte Vereinbarung Schimpers mit dem Besitzer des Café Kessler auf den Kleinen Planken eingelöst. Gegen einen Schoppen Wein hatte er zugunsten Kesslers verfügt, dass dieser nach seinem Tod anlässlich der Grabauflösung oder Umbettung den skelettierten Schädel des Naturforschers erhalten sollte.

Nachdem in der Folgezeit ein zweiter Schädel, der auch Schimper zugeordnet worden war, aufgefunden wurde, konnte Prof. Dr. Schuster von der Universität Berlin 1943 anhand eines Vergleiches mit der Büste des Grabmals, die Identität des Schädels klären.¹⁶ Dieser ist heute Bestand der Städtischen Sammlungen Schwetzingen.

Doch was veranlasste die Schar der Freunde und Gönner, Schimper derart zu würdigen

und ihm eine andauernde Erinnerung zu stiften?

Karl Friedrich Schimper war am 15. Februar 1803 als Sohn des Friedrich Ludwig Schimper und seiner Ehefrau Meta, geborene Freiin von Furtenbach geboren worden. Im gleichen Jahr war Friedrich Ludwig aus dem kurfürstlich-bayerischen Militärdienst als Ingenieurleutnant und Geometer ausgeschieden und in den Ruhestand versetzt worden, was die Familie in erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten brachte. Er starb am 5. Dezember 1823 in St. Petersburg, wohin er 1816 gereist war, um die sich nach der 1814 erfolgten Scheidung von seiner Ehefrau immer mehr zur finanziellen Katastrophe entwickelnde Familiensituation in den Griff zu bekommen. Meta Schimper, psychisch wie physisch durch die Lebensumstände gebrochen, gelang es nicht, die Familienprobleme zu regeln. Weder ihre Familie noch die Verwandten konnten die Lage in Mannheim verbessern. Geldzuwendungen und z. T. längere Aufenthalte bei den Verwandten verbesserten die desolate Lage in keiner Weise. Trotz dieses häuslichen Chaos' waren die beiden Kinder Karl Friedrich und Georg Wilhelm (geb. am 2. August 1804, der »Abessinien Schimper«) ausgezeichnete Schüler. Georg Wilhelm, der nach der Abreise des Vaters nach St. Petersburg bei den Verwandten in Nürnberg unterkam, absolvierte dort nach der Schule eine Drechslerlehre. Er schreibt unter dem 9. Dezember 1818 an Karl: »Mir gefällt es sehr wohl, und mein Meister ist ein junger, guter Mann.«¹⁷

Karl Friedrich, so belegt das Zeugnis des Mannheimer Lyceums vom 26.11.1814, war in allen Fächern »... immer ein musterhafter Schüler«.¹⁸ So kommt es, »dass man dem trefflichen jungen Menschen zuerst auf besondere Empfehlung, dann wegen der besonderen Zufriedenheit aller Lehrer mit seinem Betragen,

seinem Fleiße und seinen Fortschritten in den Anfangsgründen der Wissenschaften die bei hiesigem Lyzeum gewöhnlichen Honorariengelder erlassen hat.«¹⁹ Schließlich entlässt die Großherzogliche Lyceumsdirektion am 20. November 1822 Karl Schimper »als reif zur Universität, wo er sich dem Studium der Theologie zu widmen gedenkt. Es gebührt ihm als rühmliche Anerkennung, daß er in allen Lehrzweigen dieser Anstalt durch tüchtiges und gelungenes streben unter die ersten Schüler der obersten Klasse gehörte und sich durch gutes und bescheidenes Betragen die Achtung aller seiner bisherigen Lehrer erworben hat.«²⁰

Bereits während der Schulzeit sammelte Schimper mit großem Interesse Pflanzen in der Umgebung von Mannheim, in Baden und der Pfalz, legte zum Verkauf Herbarien an und beteiligte sich sehr intensiv an der Materialsammlung und -aufbereitung für die Veröffentlichungen von Friedrich Wilhelm Ludwig Suckow (*Flora Mannheimiensis et vicinarum regionum cis – et transrhenanorum*, Mannheim 1821) und Friedrich Karl Leopold Spenner (*Flora Friburgensis et regionum proxime adjacentium*, Friburgi Brisgov, 3 Bände, 1825–1829). Gerade Band drei der Veröffentlichung geht unbestritten in wesentlichen Teilen mit morphologisch-systematischen Anmerkungen auf Schimper zurück. Beide Autoren der genannten Veröffentlichungen, Suckow wie Spenner, stützen sich ganz offensichtlich, meist jedoch ohne genau zu zitieren, auf Schimpers enorme Arten- und vor allem Ortskenntnis, was ihm schließlich den Spitznamen »Buschdurchkriecher« einbrachte.²¹ Seine geistige Urheberschaft wird auch Schimper 1857 in Bezug auf die Veröffentlichung der »Rheinische Flora« (Frankfurt 1843) von Christian Döll unterschlagen. Hier seien Informationen, die mündlich, schrift-

lich und bildlich bereits 1841 an Döll gingen, ohne Quellenangabe verwendet worden.²² Sein Anteil an der Veröffentlichung wurde »nur« summarisch im Vorwort erwähnt, was Schimper zu harscher Kritik veranlasste.

Der Diebstahl an Schimpers Ideen und Vordenken sollte symptomatisch für sein gesamtes wissenschaftliches Arbeiten werden, das immer wieder – auch mit seinem Zutun – möglich wurde.

Vier Semester lang, von 1822–24, studierte Schimper gemäß der Empfehlung seines Abgangszeugnisses von der Oberschule Theologie in Heidelberg. Das Studium wurde durch ein Stipendium der evangelischen Kirchensektion mit jährlich 100 Gulden auf die Dauer von zwei Jahren unterstützt; Kollegiangelder wurden wegen Bedürftigkeit vom akademischen Senat der Universität erlassen.²³

Neben seinen theologischen Studien befasste sich Schimper jedoch immer intensiver mit den Naturwissenschaften Botanik, Chemie und Mathematik, die auch zu seinem neuen Studienkanon zählte, was ihn schließlich veranlasste, zur Fakultät für Medizin und Naturwissenschaften (1826) zu wechseln. Mit dem Verkauf von Pflanzenpräparaten sicherte er sich einen bescheidenen Lebensunterhalt, gönnte sich aber trotz der eingeschränkten Mittel regelmäßig Mittagessen in Heidelberger Gaststätten. Von verschiedenen Seiten wurde er auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und auf seine finanzielle Lage hingewiesen. Diese scheint gerade im November 1822 prekär gewesen zu sein, denn zwei Antworten auf einen von ihm versandten Brief verdeutlichen dies. Zwei Gönner, W. Eisenlohr²⁴ als auch Louise Gaum, geb. Breuer²⁵, beide wohnhaft in Mannheim, machten ihm diesbezügliche Vorhaltungen, rechneten ihm seine täglichen Ausgaben vor und verbanden mit sehr deutlichen Worten ihre Vorstellun-

gen und Ratschläge bezüglich des Umgangs mit den zur Verfügung stehenden Geldmitteln, die allem Anschein nach, treuhänderisch von ihnen verwaltet wurden. Die dargelegte Lebensweise wird Schimper jedoch sein ganzes Leben lang pflegen und sich auch später in München, Kaiserslautern und Schwetzingen lieber verschulden, als davon abzulassen.

Louise Gaum verdeutlichte Schimper die Möglichkeit zu Einsparungen beim täglichen Essen mit drastischen Worten, die heute vielleicht befremdlich, aber andererseits auch sehr realitätsbezogen wirken:

»Ein junger Mann in Ihren Jahren und Verhältnissen, wenn er mittags sein gutes Essen gehabt hat, braucht nachts weder warme noch Fleischspeisen, dann lassen Sie sich eine halbe Maß Bier und Brot kommen, haben Sie Hunger, so schmeckt das ohne weitere Beilagen, und haben Sie keinen Appetit, umso besser, so können Sie auch dieses sparen ...«²⁶

Immer wieder waren es Freunde und Gönner, die Schimper schon zu Studienzeiten aus den immer wieder auftretenden Geldnöten halfen, allen voran die beiden Mannheimer »Hofrätinnen«, Frau Louise Gaum und Frau Wieland.²⁷ Nichtsdestotrotz waren die Phasen unbesorgten Wirtschaftens selten und Schimper, was finanzielle Notwendigkeiten betraf, unbelehrbar. Robert Lauterborn kommt in diesem Zusammenhang zu der Aussage: »... weil der Mann, der so tiefe Einblicke in die »Weltökonomie« gewonnen hatte, der Ökonomie des täglichen Lebens stets hilflos wie ein Kind gegenüber stand, und wenn er einmal Geld in die Hand bekam, es oft genug mit denen teilte, die noch ärmer waren als er.«²⁸

Seine Studienfreunde, Braun und Agassiz, versuchten intensiv und sehr schnell, nach-

dem sie selbst in Amt und Würden waren, für Schimper eine angemessene Stellung im Wissenschaftsbereich zu erlangen. Vakante Lehrstühle wurden für ihn gesucht, Universitäten angeschrieben und für ihn bei maßgeblichen Kollegen geworben. So stehen Anstellungen in München, Erlangen, Jena und Prag in der Diskussion – aus den unterschiedlichsten Gründen kommt es nicht zu Anstellungen, beispielsweise in München nicht, weil die gängige Lehrmeinung über die Faltung der Alpen durch plutonischen Auftrieb vehement von Leopold von Buch in Forschung und Lehre und damit gegen Schimpers Forschungsergebnisse vertreten wurde.

Für ein Monatsgehalt von 100 Gulden beauftragte Kronprinz Maximilian von Bayern Schimper 1840 mit der geologischen Untersuchung der Bayerischen Alpen und erwartete einen ausführlichen Abschlussbericht, der aber nie erstellt wurde. Stattdessen begab sich Schimper 1841 in die Rheinpfalz und führte dort seine Forschungen weiter. Als er nach Ausgleich seiner Schulden durch den Kronprinzen 1843 Zweibrücken verlassen konnte, zog er, wieder mit leeren Händen, nach Mannheim in eine neue und dennoch vertraute Armut und Trostlosigkeit. Dies änderte sich, als er von Großherzog Leopold 1845 eine jährliche Apanage von 300 Gulden erhielt. Später, im Jahr 1865, war es Großherzog Friedrich, welcher die Zuwendung auf Lebenszeit auf 400 Gulden erhöhte und zusätzlich eine Wohnung im Schwetzingen Schloss zur Verfügung stellte. Offensichtlich erkannten beide Großherzöge Schimpers wissenschaftliches Talent und förderten es.

Seine eigenen Versuche, zu Geld zu kommen, sind meist nicht sehr erfolgreich. Bereits als Student versuchte er, mit dem Verkauf von Pflanzen seine pekuniären Mittel aufzustocken. Nachhilfeunterricht, z. B. bei

der Familie Bassermann in Schwetzingen und Vorträge zu den unterschiedlichsten Anlässen, bei denen er durch seine überragende Rhetorik brillierte, rundeten sein »Angebot« ab. Eine Tätigkeit, die eine gewisse Disziplin in den täglichen Abläufen gefordert hätte, etwa als Hochschullehrer z. B., widersprach seinem Naturell, stets das zu tun, was der Tag brachte. Das unumstößliche Streben nach Freiheit und Ungezwungenheit in der Arbeit und dem täglichen Leben, verbunden mit einem ausgeprägten Mangel an Kollegialität beherrschte ihn vollständig, so dass eine solche Verpflichtung »schon sehr bald zu einer drückenden Fessel geworden wäre.«²⁹

Mit einer (Pflanzen-Sammel-)Reise im Jahr 1825 nach Südfrankreich und die Pyrenäen im Auftrag des Württembergischen Reisevereins versucht er, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern. Er trat die Reise mit einer kleinen Reisekasse an und muss bald erkennen, dass in der Fremde immer Bargeld vonnöten war. Anfang April hatte die Reise begonnen, Mitte Mai gingen die ersten Briefe an seinen Bruder Wilhelm nach Mannheim mit der Bitte um weitere Mittel.³⁰ Im Spätjahr endete die Reise. Aufbereitet und zum Versand an die einzelnen Besteller fertig gemacht, wurden die ca. 20 000 Pflanzen³¹ ab Mai 1826 in Schwetzingen, im Haus von Gartenbaudirektor Johann Michael Zeyher, nachdem ihm sein Onkel aus dem pfälzischen Offweiler die Zusammenarbeit mit seinem Vetter Wilhelm Phillip (der später »Mooschimper« genannt wurde) untersagt hatte.

Auch Schimpers persönlichen Verbindungen scheiterten letztlich. Mit Zeyhers Pflegetochter Sophie Wohlmann ging Schimper 1827 eine erste Verlobung ein, die jedoch 1830 zerbrach – sie wurde viele Jahre später seine beste Freundin und Unterstützerin bis zu seinem Tod. Mit seiner zweiten Verlob-

ten, Emmy Braun³², war Schimper fast ein Jahrzehnt lang verlobt. Da ihm in dieser Zeit eine wirtschaftliche Absicherung seines Lebens nicht gelang, löste diese auf Drängen ihrer Familie 1841 die Verlobung. Schimper machte ihr und der Familie daraufhin erhebliche Vorwürfe, die schließlich zum Bruch der Freundschaft mit deren Bruder Alexander Braun führte.³³ Schimper hat nie geheiratet.

Dieser Bruch war umso bedauerlicher, ja schmerzhafter, als Schimper mit Alexander Braun und Louis Agassiz seit Heidelberger Studienzeiten freundschaftlich sehr eng verbunden war. Nachdem Braun und Agassiz 1827 von Heidelberg nach München gezogen waren, um dort weiter zu studieren, folgte er ihnen 1828. Ein Jahr später erwarben Schimper und Braun in absentia ihr Diplom als Doktoren der Philosophie in Tübingen, Agassiz in Erlangen. Die handschriftlich abgefasste Schimper'sche Dissertation³⁴, von der bekannt ist, dass sie in bestem Latein abgefasst war, ist nicht erhalten, da das einzige Exemplar vom Verfasser als Druckvorlage von der Universität Tübingen zurückgefordert und ohne in Druck gegangen zu sein, verloren ging.

Der Verlust der eigenen Dissertation vor der Drucklegung ist symptomatisch für den Umgang Schimpers mit den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Forschungen. So ist es doch geradezu katastrophal, dass die unzähligen Forschungsergebnisse aus verschiedenen Forschungsbereichen einer zur damaligen Zeit modernen und oft bahnbrechenden Wissenschaftsidee meist nur in Vorträgen, Zeitungsartikeln, Flugblättern und im besten Fall in Gedichten festgehalten und damit (in nicht wissenschaftlicher Form) überliefert wurden. Schimper hat damit der Wissenschaft und seinen Fachkollegen die Möglichkeit genommen, seine Ergebnisse, Beweise

und Belege zu prüfen, eigenen gegenüber zu stellen und im besten wissenschaftlichen Sinn zu diskutieren. Obwohl es bereits zu Schimpers Zeiten üblich war, in wissenschaftlichen Arbeiten andere Autoren zu zitieren und dies kenntlich zu machen, wird in seinen Veröffentlichungen diese Arbeitsweise nicht ein einziges Mal angewendet. Offenbar begleitete seine »Zwangsvorstellung«³⁵ alles besser zu wissen³⁶ und keine andere Meinung gelten zu lassen, alle seine Arbeiten. Er erscheint als ein Getriebener, von der eigenen Interessens- und Wissenslage von der einen Erkenntnis in die Nächste zu stürzen und auch diese wieder in ein größeres Gesamtmodell einzufügen, wohl ohne Zeit dafür zu haben, oder sie sich zu nehmen, sie als erster in einer angemessenen Form zu dokumentieren und der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Und gerade hier steht Schimper in der antiken Tradition des Lehrgedichtes, das teilweise von lateinisch sprechenden/schreibenden Autoren bis in die Neuzeit gepflegt wurde.³⁷

Es ist bedauerlich, dass eine seiner größeren naturwissenschaftlichen Arbeiten, die Beschreibung des *Symphytum Zeyheri* und seiner zwei deutschen Verwandten des *S. Bulbosum* Schimper und *S. tuberosum* Jacq. Nicht in Buchform, sondern als erster, 119 Seiten langer Bericht, in Geiger's Magazin für Pharmacie³⁸ 1830 erschien und nicht ohne Fortsetzung in einem zweiten Teil zum Abschluss kam. Ebenfalls druckfertig, aber nie als Buch erschien, verfasste er zudem ein 317 Seiten umfassendes handschriftliches Manuskript »Vom Blatte« mit hervorragenden Zeichnungen verschiedener Pflanzen, welches heute in der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek Heidelberg³⁹ zugänglich ist.

Die einzigen vollständig erschienenen und umfangreicheren Arbeiten Schimpers sind

die in zwei Bänden erschienenen Bücher: »Gedichte«, Erlangen 1840 und »Gedichte 1840–1846«, Mannheim 1847.

Geradezu bezeichnend für den von Schimper gepflegten Stil der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen ist, in freier Rede anlässlich von Versammlungen von Berufsverbänden, wie der Versammlung »Deutscher Naturforscher und Ärzte« bei ihren regelmäßigen Treffen, Festvorträgen bei Vereinsjubiläen (Jahresfeiern Verein für Naturkunde e. V., Mannheim 1833) und Vorlesungen für Studenten und Freunde, neue Erkenntnisse vorzutragen. Verbunden mit seiner Schwäche, keine wissenschaftlichen Abhandlungen zu verfassen, kam es oft zu Missverständnissen und falsch oder nicht verstandenen Informationen über die vorgetragenen, hochstehenden und ihrer Zeit weit vorausblickenden Gedanken bei seinem Publikum. Doch zu sehr waren seine Zuhörer und Kollegen in einer tradierten, überwiegend beschreibenden (Natur-)Wissenschaft verhaftet. Dies zeigt sich in der schon lange geführten Diskussion um die Gesetze der Blattstellung der Pflanzen. Bereits Leonardo da Vinci hatte das Thema bearbeitet und nicht zuletzt Goethe in seiner »Metamorphose der Pflanzen« von 1790, gegen die Schimper in unerhört scharfer und teilweise unsachlicher Art sein Veto in seinem Gedicht von 1847: »Göthe in der Naturwissenschaft«⁴⁰ vorgebracht hat. Er selbst hat das Thema in Privatvorlesungen und in Diskussionen mit seinen Freunden Braun und Agassiz ausgiebig erörtert.

Schimper ist es als Erstem gelungen, das bekannte Phänomen in einer mathematisch gefassten Systematik rechnerisch zu fassen und als Gesetzmäßigkeit zu beschreiben⁴¹, ohne zu vergessen, darauf hinzuweisen, dass z. B. Umwelteinflüsse oder Lichtverhältnisse in der Lage waren, den Aufbau von Pflanzen

nachhaltig zu beeinflussen und dadurch Abweichungen von den Gesetzmäßigkeiten aufkommen konnten.⁴²

Was die, nach vielem Drängen von Freunden und Fachkollegen gedruckte Veröffentlichung dieser Theorie anbelangt, ergab sich ein Streit mit dem Co-Verfasser Braun, der tiefgreifende Folgen für das langjährige Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Wissenschaftlern nach sich führte. Braun hatte nach vielen Verzögerungen mit Zustimmung Schimpers die Aufgabe übernommen, die Ergebnisse der Forschungen über die Gesetzmäßigkeiten der Blattanordnung bei Pflanzen der wissenschaftlichen Öffentlichkeit in einem zusammenfassenden Aufsatz vorzustellen. Zur großen Überraschung Schimpers enthielt die von ihm nicht autorisierte Fassung der Veröffentlichung (Flora 1835) Informationen, die Braun von sich aus hinzugefügt hatte, ohne von Schimper deren Freigabe einzuholen, die aber von diesem nur als vertrauliche Mitteilung an Braun eingestuft worden waren. Braun sah sich nach scharfen Protesten Schimpers zu »Nachträglichen Erläuterungen zu meinem Aufsatz« und umfangreichen Entschuldigungen veranlasst, um Schimper zu besänftigen.⁴³

Schimper wandte den Fokus seiner Forschungen in den Jahren 1836 bis 1841 von der Biologie ab und der Geologie zu – sie wurden zu den fruchtbarsten Jahre seiner Forscherkarriere. Ausgedehnte Wanderungen im Alpenbereich mit intensiven Untersuchungen der weit im Alpenvorland verbreiteten »erratischen Blöcke«, auch anlässlich seines ausgedehnten Aufenthalts in Neuchâtel bei Johann Georg von Charpentier, ließen in Schimpers Gedankenwelt immer mehr die Idee der klimatischen Mehrphasigkeit der Welt- und Landschaftsgeschichte durch Temperatur- bzw. Klimaschwankungen in Ausprägung des Weltsom-

mers und des Weltwinters reifen. Mit seiner Ode »Die Eiszeit«, die er am 15. Februar 1837⁴⁴ anlässlich eines Vortrages veröffentlichte und seinem Sendschreiben »Über die Eiszeit«, das auf der Versammlung der Schweizer Naturforscher im gleichen Jahr in Neuchatel verlesen wurde, prägt er nicht nur den heute überall bekannten Begriff⁴⁵, der in der Geologie, Geomorphologie und Geographie zu einem festen Bestandteil der wissenschaftlichen Sprache wurde. Schimper hat als einer der Ersten erkannt, dass die erratischen Blöcke besonders im Alpenvorland nicht durch eine gewaltige Flutwelle transportiert wurden, sondern Eis als Transportelement gedient hat. Dieser Gedanke war bei ihm schon angesichts der großen Gesteinsblöcke im Neckartal gereift. Auch hier konnte nach seiner Auffassung keinesfalls fließendes Wasser das Transportmedium gewesen sein. Angesichts der Blöcke im bayerischen Alpengebiet und später in den gesamten Alpen, aber auch im Schwarzwald wurde diese Idee zur Gewissheit.

Tragisches Moment in Bezug auf die Vorstellung seines Eiszeitgedankens war die Tatsache, dass er nicht selbst die Vorstellung übernehmen konnte, sondern seinen Freund Louis Agassiz bitten musste, dies zu tun. Dieser folgte der Bitte, fügte jedoch den Gedanken seines Kollegen eigene Erkenntnisse bei, wodurch der Vortrag in der Fachwelt, auch auf Grund ständiger Wiederholung in folgenden Vorträgen über das Thema, gänzlich Agassiz zugeschrieben wurde und er schließlich als Schöpfer des Eiszeitbegriffes galt. Lange und verbissen geführte Auseinandersetzungen mit Schimper folgten. In seinem 1840 veröffentlichten Gedicht »Gebirgsbildung« rechnete er mit Agassiz ab. Er bezeichnete seine Ausführungen als »Aglastergeschwätz einer diebischen Elster«⁴⁶, was Agassiz wiederum veranlasste, Schimper mit nicht einer Anmerkung

in seinem grundlegenden, 1841 in deutscher Sprache erschienenen Buch, »Etudes sur les glaciers« zu erwähnen. Agassiz und Charpentier haben mit ihren Forschungen und Veröffentlichungen zur Glaziologie die Grundlagen für diese Forschungsrichtung gelegt.⁴⁷

Der Eiszeitbegriff und seine Zuordnung zu Schimper braucht jedoch nahezu fünf Jahrzehnte, um mit dem richtigen Namen verbunden und in der Wissenschaft gefestigt zu sein. Noch kommt Paul Woldstedt in seinem Buch: »Das Eiszeitalter, Grundlinien einer Geologie des Diluviums«, Stuttgart 1929, vollständig damit aus, die drei großen Eiszeitforscher überhaupt nicht zu erwähnen, jedoch englischsprachige Literatur breit zu zitieren.⁴⁸ Robert Lauterborn wertet diese Tatsache ein Jahr später so: »Daß in dem neuesten zusammenfassenden Werk über die diluviale Geologie: »Das Eiszeitalter« von P. Woldstedt (1929) der Mann, der zuerst Name und Begriff der Eiszeit prägte, mit keiner Silbe genannt, sondern bei Benennung dieser erdgeschichtlichen Epoche an James Geikie's »The great ice age« vom Jahre 1874 angeknüpft wird, ist für einen Deutschen eine ebenso bedauerliche wie beschämende Tatsache.«⁴⁹

Erst in R. v. Klebelsbergs »Handbuch der Gletscherkunde und Glazialgeologie« von 1948 werden die drei »Großen« Schimper, Braun, Agassiz ausführlich erwähnt und eingeordnet. Auch das Geologische Wörterbuch von Hans Murawski beschreibt ausführlich den Begriff der Eiszeit. Der Artikel kommt zu dem Schluss, dass »der deutsche Botaniker K. F. Schimper ... den Begriff 1837 in einer Ode zu Galileis Geburtstag« prägte und »L. Agassiz ihn 1840 in die wissenschaftliche Literatur« einführte.⁵⁰

Der Begriff der »Eiszeit« hat sogar in der Sprache der Politik als feststehender Terminus Einzug gehalten. Mit seiner Definition

legte Schimper nicht zuletzt die Grundlage für eine heute anerkannte Sparte der Geowissenschaften, die Paläoklimatologie. Weite Bereiche der Geomorphologie, der Lehre von den Formen der Erdoberfläche und deren Bildungsbedingungen, stehen unmittelbar mit den Schimper'schen Untersuchungsergebnissen und Aussagen in Zusammenhang.

Im September 1840 fand in Erlangen eine Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte statt. Auch hier konnte Schimper nicht teilnehmen. Er schickte aber ein Sendschreiben, in dem er seine neusten Erkenntnisse zur Entstehung der Alpen darlegte, an die Versammlung. Kern dieses Schreibens war die These, dass ein enormer horizontaler Druck das Gebirge aufgefaltet habe. Damit stellte er sich der alten Lehrmeinung, die er selbst noch vor wenigen Jahren vertreten hatte, entgegen. Ihr größter und bedeutendster Verfechter war Leopold von Buch, der davon ausging, dass durch aufsteigendes Material aus dem Erdinneren das Gebirge entstanden sei. Wie schon bei Schimpers Ausführungen zur Eiszeit, ging Leopold von Buch mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität gegen die neue Entstehungstheorie vor. Seine »beurteilenden Bemerkungen« sind leider nicht belegt, jedoch weist Lauterborn⁵¹ auf das lebhafteste, keinen Widerspruch duldende Temperament von Buchs hin und wie zerstörend die Kritik des »gereizten Löwen über seinen unbequemen Widersacher« wohl ausgefallen ist. Obwohl Schimper ausführte und auch belegen konnte, »aber nichts ist weniger der Fall, als daß der Anstoß zur Hebung von etwas ausgegangen, das herausbrechen wollte«. »Alles aber beweist, daß die Erhebung sowohl gewölbter als imbricierter geschichteter Massen in Folge eines Horizontal-Druckes entstanden ist, den sich eine schwere Erdrinde selbst geben musste, als der Erdkern, auf dem sie aufliegt, kleiner

wurde.«⁵² Ganz offensichtlich hat die Kritik Leopold von Buchs die Fachkollegen so beeindruckt, dass die Lehre der «Plutonisten» noch eine Generation lang weiter gelehrt wurde. Erst als 1875 Eduard Suess mit seinem Buch »Die Entstehung der Alpen« das Faltenmodell wieder aufnahm und horizontalen Druck aus Süden beschrieb, kommt Schimpers Grundgedanke wieder in die wissenschaftliche Diskussion – ohne ihn allerdings als Urheber der Theorie zu benennen oder zu würdigen.

Aus heutiger Sicht sind die frühen Aussagen Schimpers über die Erdkruste, die auf einem Erdkern aufliegt, sich darauf bewegt und dadurch horizontalen Druck auf andere Bereiche ausübt, was zur Auffaltung führt, schon sehr nahe an die Modellvorstellungen der Kontinentaldrift und der Plattentektonik eines Alfred Wegeners zu stellen.

Das wissenschaftliche Lebenswerk Karl Friedrich Schimpers vollständig darzustellen, würde weit über die Grenzen eines Nachrufes hinausgehen, hat er doch in unzähligen kleineren Schriften, Flugblättern und Zeitungsartikeln und vor allem Lehrgedichten immer wieder seine Sicht des naturwissenschaftlichen Forschungsgegenstandes dargestellt und in ein großes Ganzes eingeordnet oder zumindest versucht, grundlegende Zusammenhänge aufzuzeigen. Alleine eine stichwortartige Aufzählung der Themen seiner anlässlich seines Aufenthalts in Jena (1854/55), gehaltenen Vorträge, umspannt das gesamte naturwissenschaftliche Spektrum der Zeit und umfasst mehrere Druckseiten.⁵³

Neben Veröffentlichungen, wie die 1845 vorgelegten Ausführungen über die »Windhose von Railingen«⁵⁴, die als Begründung und Prototyp einer beschreibenden Wetterkunde gelten kann, hat Schimper u. a. tiefgreifende Darlegungen zur Physik fließender Stoffe (als Grundlage der Rhoologie), zur

Gestalt und die Entstehung von Wolkenbildern, zur Physik der Sonne und Sonnenflecken, Erscheinungsformen und physikalischen Problemen des Wassers und des Eises sowie der daran gebundenen optischen Phänomene verfasst.⁵⁵ Eine Beschreibung des Gobio uranoscopus (Firschart), von Pilzen und Moosen, geologische und bodenkundliche Untersuchungen finden sich ebenso in seiner Veröffentlichungsliste wie theoretische Anleitungen zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen und den Aufbau von Versuchen mit einfachsten Mitteln (*Physica pauperum*). Gleichzeitig hat er es verstanden, Kollegen verschiedener Fachgebiete diffamierend zu kennzeichnen. So bezeichnete er Physiker als »die vor lauter Messing die Natur nicht mehr sehen«, die Geologen und Mineralogen als »die Herrn Nichtsalssteiner« und die Astronomen als »die kalten Topologen«⁵⁶.

Abgesehen davon, war Schimper immer bereit, auch zu aktuellen Problemen in Schwetzingen, Mannheim oder im Land Baden Stellung zu nehmen. Briefe zu den Themen: Schließung der Bürgerschule in Schwetzingen, hygienische Verhältnisse in den Straßen von Schwetzingen und im Leimbach, Standort einer neuen Rheinbrücke in Mannheim und nicht zuletzt Schriftstücke zu den Verhältnissen des Revolutionsjahres 1848, einschließlich der ihn überwachenden Zensur⁵⁷ sind überliefert.

Karl Friedrich Schimper war als Naturwissenschaftler in seinem Denken seiner Zeit, dem Biedermeier, weit voraus, in seiner Art die Ergebnisse zu veröffentlichen, aber in alten Formen und Strukturen verhaftet. Das Gedicht, in allen möglichen Versformen, bevorzugt der Ode, war seine große, virtuos und gerne genutzte Veröffentlichungsform. Es gelang ihm in seinen Lehrgedichten die dargestellten Erkenntnisse mit einem ausgeprägten

und »... lustvoll gepflegten literarischen Form- und Witztalent ...«⁵⁸ mit Humor und Charme, aber auch mit Hohn, Spott und bissiger Kritik zu verknüpfen. Im Gegensatz zu seinen literarischen Vorgängern hat er jedoch eigenes, seinen Forschungen entstammendes Wissen in Gedichtform veröffentlicht. Seine Vorgänger hatten noch Bekanntes aus der Wissenschaft in Gedichte gekleidet und vorgetragen, was von ihm erkannt und auch moniert worden war. Bestes Beispiel dafür sind die diesbezüglichen Veröffentlichungen von Johann Wolfgang von Goethe, die von Schimper als Plagiat bezeichnet wurden.⁵⁹ Er geht noch weiter indem er sagt:

»Gewiss war Göthe groß, allein er war ein Dieb,
Ein Gauner und ein Narr, der Mummereien trieb,
Durch Unverschämtheit ist Verblendung ihm geglückt:
Wie hat er unsern Batsch, den großen, unterdrückt!«⁶⁰

Ähnlich hart geht er mit den, auch von ihm ausgeübten Naturwissenschaften, in seinem in Mannheim 1846 entstandenen Gedicht⁶¹: »Blick auf die Naturwissenschaften« zu Gericht. Hier kommt Schimpers ganze Frustration, Enttäuschung und das Gefühl, von den Kollegen um wichtige Forschungsergebnisse betrogen worden zu sein, zum Ausdruck.⁶² Natürlich hat Schimper auch Gedichte nicht wissenschaftlichen Inhalts verfasst. In diesem Genre scheint er jedoch nicht so erfolgreich gewesen zu sein, Lauterborn (S. 320) beziffert jedenfalls die Zahl der weniger gelungenen Gedichte auf über 300 – trotz der beachtlichen Zahl, eine kleine Auswahl aus mehreren Hundert überlieferten Gedichten.⁶³

Zweifellos konnten hier nicht alle Aspekte des Lebens und Schaffens des Mannheimers Karl Friedrich Schimper ausführlich dargestellt und gewertet werden. Dennoch gebührt dem Mann »von untersetzter Statur ... außerordentlich breitschultrig, einem gewaltigen Kopf, von dem spärlich graue Locken bis fast auf die Schultern herab, mit großen blauen Augen von wunderbarer Klarheit«⁶⁴ Anerkennung als Naturwissenschaftler und Lyriker gleichermaßen. Er hätte es verdient, Gegenstand einer wissenschaftlichen Biographie zu sein, die sich auf eine außerordentlich gute Quellenlage aus seinem Nachlass stützen könnte.

Anmerkungen

- 1 Hans Götz: Karl Friedrich Schimper – Naturforscher in Schwetzingen, Schriften des Stadtarchivs Schwetzingen, Band 12, 1980, S. 5 ff., Nr. I-44/1021,2.
- 2 Dr. Friedrich Junker: Worte gesprochen an Grabe des Naturforschers Dr. K. F. Schimper, Heidelberg 1868. Abdruck in: Fritz Seidel, Arbeitskreis der K.-F.-Schimper-Realschule Schwetzingen: Dr. Karl Friedrich Schimper zum 200. Geburtstag, Schwetzingen 2004, S. 102.
- 3 Junker, ebd. Wohl ein kleiner Seitenhieb auf die gerichtlichen Auseinandersetzungen mit Schimper wegen Ehrenbeleidigung 1859. Vgl. hierzu: Hans Götz: Karl Friedrich Schimper – Naturforscher in Schwetzingen, Schwetzingen 1980, S. 115 ff.
- 4 Junker, ebd.
- 5 Eine ausführliche Darstellung der Ereignisse und Abläufe um den nächtlichen Überfall auf Schimper findet sich bei Willi Schäfer: Karl Friedrich Schimper, Geschichte und Gedichte eines Naturforschers. Schwetzingen 2003, S. 64 ff.
- 6 Adalbert Geheeb 1842–1909, deutscher Botaniker, Moosforscher.
- 7 Zit. nach Schäfer 2003, S. 72, Anm. 176, 177.
- 8 Robert Lauterborn: Der Rhein. Naturgeschichte eines deutschen Stromes. II. Hälfte, Die Zeit von 1800 bis 1930. Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. Band XXX, 1 und 2, Naumburg (Saale) 1930, S. 298.

- 9 Lauterborn, a. a. O., S. 293 f.
- 10 Schäfer, a. a. O., S. 71.
- 11 Schäfer, a. a. O., S. 77 f.
- 12 Lauterborn, ebd.
- 13 Die Todesanzeige wurde nie veröffentlicht, weil der Beerdigungstermin früher lag, als das früheste mögliche Erscheinen der Anzeige in der Zeitung.
- 14 Schäfer, a. a. O., S. 72 f.
- 15 Schäfer, a. a. O., S. 75.
- 16 August Koob: Dr. Karl Friedrich Schimper, der große Botaniker, Geologe, Zoologe und Dichter zu seinem 100. Todestag am 21.12.1967, Schwetzingen 1967, S. 14 f.
- 17 Hans Götz: Kindheit und Jugend der Brüder Karl und Wilhelm Schimper (I). Karl Friedrich Schimpers Heidelberger Zeit (II). Schriften des Stadtarchivs Schwetzingen, Band 13, Schwetzingen 1980, Dokument I-39/907–919,10, S. 57 f.
- 18 Götz, a. a. O., Dokument II-1/5–7, S. 44.
- 19 Götz, a. a. O., S. 45, Lyceumszeugnis vom 6. Dezember 1814.
- 20 Götz, a. a. O., S. 46, Dokument II-1/12 Zeugnis vom 20. November 1822.
- 21 Hans Götz und A.P.M. Sanders: Dr. Karl Friedrich Schimper, Eine Lebensskizze nach seinen Schriften und Reden – Eine Bibliographie, Janus 1973, S. 71 f.
- 22 Götz, a. a. O., S. 83.
- 23 Hans Götz: Kindheit und Jugend der ..., 1980, (II) S. 4, Nr. II-1/26 und II-1/30.
- 24 Götz 1980, (II), S. 3, Nr. I-13/324,3.
- 25 Götz 1980, (II), S. 3 f., Nr. I-16/396,1.
- 26 Zit. bei Schäfer, a. a. O., S. 15.
- 27 Götz 1980, (II), S. 3, Nr. I-16/395 f.
- 28 Lauterborn, a. a. O., S. 285 f.
- 29 Lauterborn, a. a. O., S. 289 f.
- 30 Götz 1980, (II), S. 19 ff., Nr. I-39/907–910,43; I-39/907–910,44; I-24/587; I-37/868,1.
- 31 Götz 1980, (II), S. 38, I-35/801,8; ausführliches Artenverzeichnis ebd. Nr. II-2/70.
- 32 Schwester von Alexander Braun, einem engen Freund und Studienkollegen Schimpers.
- 33 Lauterborn, a. a. O., S. 283 f.
- 34 Thema der Dissertation: Die allgemeine Lebens- und Leibesgeschichte des Gewächses insbesondere vom phyllogonischen und carpogonischen Process. Vgl. hierzu auch: Hans Götz: Karl Friedrich Schimper in München, Schriften des Stadtarchives Schwetzingen, Band 16, Schwetzingen 1981, S. 101 ff.
- 35 Schäfer, a. a. O., S. 23.
- 36 Vgl. hierzu: Gedicht »Goethe in der Naturwissenschaft« und dazu: »Erläuterungen« in: Lauterborn, a. a. O., S. 323; zu Darwin: seine »englischen Viehzüchterideen« verstoßen gegen die Würde des Menschen. Seidel, a. a. O., S. 32.
- 37 Herrmann Wiegand: Gelehrte Dichtung und »moderne« Wissenschaft – Karl Friedrich Schimper als Dichter. Ein Beitrag zum Schimper-Gedenkjahr. Jahresbericht Verein für Naturkunde Mannheim E. V., Neue Folge Heft 8 für die Jahre 2002–2004, Mannheim 2005, S. 59.
- 38 Geiger's Magazin für Pharmacie, Band 28, Heft 1, 1830, S. 1–119.
- 39 Schäfer, a. a. O., S. 23.
- 40 Brigitte Hoppe: Karl Friedrich Schimper als Wissenschaftler. Schimper Symposium 22.11.1003, in: Fritz Seidel, a. a. O., S. 146.
- 41 Georg Heinrich Otto Volger: Leben und Leistungen des Naturforschers Karl Schimper, Frankfurt 1889, S. 6.
- 42 Vgl. hierzu auch Hoppe, a. a. O., S. 148 ff.
- 43 Lauterborn, a. a. O., S. 277 f.
- 44 Der 15. Februar ist sein Geburtstag und der Geburtstag des von ihm hochverehrten Galileo Galilei. »Galilei« war auch seit 1835 sein »Gesellschaftsname« als Mitglied der kaiserlichen Leopoldinisch Carolinischen Academie der Naturforscher, so auch genannt auf der Ernennungs-urkunde als Ehrenmitglied und Meister beim »Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaft, Künste und allgemeine Bildung in Goethes Vaterstadt Frankfurt am Main«. Schäfer, a. a. O., S. 64 f.; Hermann v. Leonhardi, Einige Nachrichten über Dr. Carl Friedrich Schimper, Lotos, V. Jahrgang, Prag 1855, S. 3.
- 45 Susanne Bährle: Karl Friedrich Schimper – Der Geologe und die Eiszeittheorie, in: Schäfer: a. a. O., S. 145 ff.
- 46 Lauterborn, a. a. O., S. 280.
- 47 Klebelsberg, R. von: Handbuch der Gletscherkunde und Glazialgeologie. Erster Band, Allgemeiner Teil, Wien 1948, S. 3 f.; hierzu auch: Lauterborn, a. a. O., S. 91.
- 48 Hierzu auch Anm. 1 bei Lauterborn, a. a. O., S. 88.
- 49 Lauterborn, ebd.
- 50 Hans Murawski: Geologisches Wörterbuch, 6. Auflage, Stuttgart 1972, S. 46.
- 51 Lauterborn, a. a. O., Anm. 2, S. 104.
- 52 Sendschreiben Schimpers von 1840, teilw. wiedergegeben bei Lauterborn, a. a. O., S. 103 f.
- 53 von Leonhardi: a. a. O., S. 1–7.

- 54 Manfred Kleiss: Karl Friedrich Schimpers »Windhose von Reilingen« und die moderne Wettervorhersage, in: Jahresbericht Verein für Naturkunde, a. a. O., S. 5–10.
- 55 Vgl. hierzu die Auflistungen in: Hans Götz: Verzeichnis des nachgelassenen Briefwechsels (I, 4) des Naturforschers Dr. K. F. Schimper, Das Archiv, Schwetzingen 1978, S. 14 ff.
- 56 Lauterborn, a. a. O., S. 318 f.
- 57 Götz 1978, a. a. O., S. 6 ff.; Götz, Sanders: a. a. O., S. 88.
- 58 Wilhelm Kühlmann, Hermann Wiegand und Willi Schäfer: Karl Friedrich Schimper (1803–1867). Lyrik und Lehrgedichte. Rhein-Neckar-Kreis, Historische Schriften Band 3, Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel, 2005, S. 11.
- 59 Wiegand, a. a. O., S. 60.
- 60 Auszug aus dem Gedicht: Goethe in der Naturwissenschaft, Kühlmann, a. a. O., S. 191.
- 61 Abdruck bei Kühlmann, a. a. O., S. 195–213.
- 62 Wiegand, a. a. O., S. 61.
- 63 Lauterborn, a. a. O., S. 320.
- 64 Beschreibung von Adalbert Geheeb nach seinem Besuch bei Schimper 1861 in Schwetzingen, zit. in: Lauterborn, a. a. O., S. 290.



Anschrift des Autors:
 Dr. Wilfried Schweinfurth
 Luisenstraße 20
 68723 Schwetzingen
 wilfried.schweinfurth@gmx.de

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Ein unverhofftes Wiedersehen mit August Babberger in der Kunststiftung Hohenkarpfen¹

Elmar Vogt

»und darin eine Gewissheit spüre es sei so gewesen ...«

Anlass für diesen Beitrag war für mich das 30jährige Bestehen des Kunstmuseums Hohenkarpfen, das im Sommer 2016 gefeiert wurde.

Eine Ausstellung präsentierte zu diesem Anlass eine Auswahl an wichtigen Werken aus der eigenen Sammlung.²

Am Anfang stand die Stiftung eines umfassenden Konvoluts von Darstellungen des Lebens der Menschen und der Landschaft der Hochbaar von der Hand des aus Tuttlingen stammenden Malers und Zeichners Ernst Rieß (1884–1962).

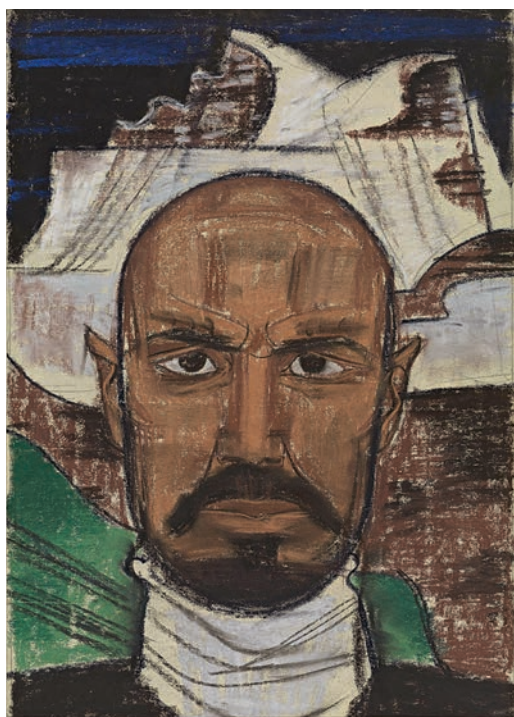
Ihren Zuwachs verdankt die Sammlung insbesondere Ankäufen des Landes Baden-Württemberg und anderer Institutionen, die dem Museum zur dauerhaften Bewahrung überlassen worden sind, sowie zahlreichen Schenkungen einzelner Werke oder ganzer Sammlungen aus privater Hand.

*»Was in der Natur vorgeht,
was in mir selbst ist,
soll sichtbar werden«*

August Babberger, um 1920/22

Was deutsche Museen so »auf Lager« haben, ist zu einem relativ hohen Prozentsatz unsichtbar. Bis zu 90 Prozent der Sammlungen liegen im Depot.

Damit haben sie ebenso viel Aufmerksamkeit und Pflege verdient wie die Werke, die zur Schau gestellt sind. Die erste Aufgabe eines Museums ist laut Sebastian Giesen, Geschäftsführer der Hermann Reemtsma Stif-



August Babberger »Selbstbildnis mit Scheerhorn«, Pastell, 54,5 x 37,8 cm (Blatt), Inv. Nr. Babb. Z 523.

© bpk / Staatliche Kunsthalle Karlsruhe / Annette Fischer / Heike Kohler

tung, »der sorgsame und pflegliche Umgang mit der anvertrauten Sammlung, das heißt die Sicherstellung einer dauerhaften Überlieferung für nachfolgende Generationen«.³

Wenn von der Zeit des deutschen Expressionismus gesprochen wird, fehlt meistens der Name August Babberger, er fehlte oft auch in den bisherigen zahlreichen Ausstellungen, die dieser Epoche gewidmet wurden.

Umso erfreulicher ist es, dass das Werk August Babbergers, der zu den wichtigsten Vertretern des Expressionismus in Baden und bedeutenden expressionistischen Künstlern der klassischen Moderne gezählt werden darf⁴, in den letzten Jahren wieder vermehrt einem breiten und interessierten Publikum zugänglich gemacht wurde und wird⁵.

Die Verschmelzung von Mensch und Natur ...

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen, sagt – sehr zu recht – das Sprichwort. Marcel Proust hat in seinem Roman *»Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«* darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig das künstlerische Sehen, das Betrachten der Welt durch die Augen der Künstler ist, und hat gezeigt, dass die Beschäftigung mit Kunst für alle Nichtkünstler eine viel größere Bedeutung besitzt als das Reisen: *»Die einzig wahre Reise, der einzige Jungbrunnen wäre für uns, wenn wir nicht neue Landschaften aussuchten, sondern andere Augen hätten«*.

Die Verschmelzung von Mensch und Natur und die Faszination für die Bergwelt:

Diese Motive ziehen sich durch das gesamte Werk des Malers August Babberger.

»Was in der Natur vorgeht, was in mir selbst ist, soll sichtbar werden«, hat es der Künstler selbst ausgedrückt.

Von Hausen im Wiesental nach Hausen ob Verena

Geboren wurde August Babberger am 8. Dezember 1885 in Hausen im Wiesental.

Sein Vater August war Zimmermann und stammte aus Auggen, seine Mutter Apollonia B., geborene Matt, aus Strittmatt im Hotzenwald. In einer autobiographischen Skizze schrieb er 1920 rückblickend:

»In Hausen war ich bis zum 10. Lebensjahr, und von dort zogen die Eltern mit mir nach Basel, wo ich mitten in das erste Schuljahr der Sekundarschule geriet und wegen des fehlenden Französisch, das in Hausen nicht betrieben wurde, musste ich ein Jahr zurück in die Primarschule, wodurch ich in den Vorteil kam, dem Rat meines Lehrers folgend, in die Realschule einzutreten. Nach Ablauf der üblichen vier Schuljahre bemühte ich mich, in einer Seidenfabrik als Dessinateurlehrling (Musterzeichner) anzukommen, da ich gerne zeichnete und meine diesbezüglichen Lehrer meine Begabung dafür erkannt haben wollten.

Der Versuch misslang aber schon in der ersten Fabrik, erstens weil ich Deutscher war – und nach vierjähriger Lehrzeit zum Militär hätte einrücken müssen, und außerdem befürchtete einer der Herren, ich sei farbenblind.

Da entschloss ich mich rasch, mit dieser Blindheit in ein Malergeschäft als Lehrling einzutreten, und während dieser Zeit besuchte ich die Gewerbeschule in Basel.

Nach der Lehrzeit war ich zwei Wintersemester bei Dr. Schnyder. Als Anstreicher war ich in Basel, Buchloe und in Nürnberg bis zu meinem 23. Jahre. Ein Versuch, an die Münchner Akademie zu kommen, scheiterte an den strengen Herren Professoren.

Im Januar 1908 kam ich nach Karlsruhe, auf dem Wege nach Hamburg, wo ich mit Akkordarbeit rascher etwas Geld verdienen

wollte, um im Sommer in die Berge zu können, und zeigte Hans Thoma (1839–1924) meine Federzeichnungen, und er riet mir, in Karlsruhe zu bleiben und zu radieren.

Durch seine praktische Hilfe erhielt ich später ein Ehrenstipendium der Rheinlande, womit ich durch Freunde an die Internationale Kunstschule in Florenz gehen konnte, wo ich zwei Winter verbrachte, Akte malend und zeichnend. Als Führer hatte ich mir Hodler und Marées gewählt, die in Florenz durch die primitiven Toscaner verstärkt wurden. Nach diesen zwei Jahren siedelte ich nach Frankfurt über und wurzelte dort 8 Jahre, bis die Berufung nach Karlsruhe kam, wo ich nun auch schon wieder 10 Jahre verbrachte. Das ist der äußere Weg ungefähr.

Die Landschaft, aus der heraus er nach seinen eigenen Worten erst zu verstehen ist, ist vor allem die Bergwelt. Es ist die Landschaft seiner Heimat, das Wiesental, Hausen vor allem, der südliche Schwarzwald um Höll bei St. Blasien; es ist die Klausenpasshöhe in der Schweiz, wo er zwanzig Jahre hindurch Sommer für Sommer verbrachte. *»Ich bin in die Landschaft des südlichen Schwarzwalds bis zu den Alpen hineingewachsen, die mein Gesicht geworden sind und die Formen für meine Ausdrucksweise abgeben«* [...], schreibt der Künstler. In seinen *»Notizen zu Lebenserinnerungen«* notiert er unter anderem:

»Nie ist es mir bewusster geworden, wie eben, da Sie, meine Schüler, nach meinen Jugenderinnerungen fragen, dass ich wirklich schon älter geworden bin. Durch gelesenes Erlebnis habe ich entdeckt, wie sehr die Geschehnisse der Jugendjahre Fundament seien und deshalb das Wichtigste an einem Leben, weshalb ich im Gehen auch schon auf mein eigenes Leben zurückschaute, dort forschend, welcher Kern das Gehäuse sei, aus dem das weitere Wachsen hervorkam und ich fand rhythmische Zu-

sammenhänge, die in erstaunlicher Ordnung, zeitfüllend oder einen anderen Gehalt ausmachend, sich ablösten, um wie Grundmotive immer wieder variiert wiederzukehren. Gefühlsmäßig bin ich überzeugt, dass sich alle zehn Jahre eine Drehung um sich selbst vollzieht, dass innerhalb zehn Jahren dieselben Motive wiederkehren, sich ausdehnend und sich jedes Mal klarer zeigend nach der Reife hin und entwickelter. So glaubte ich schon innerhalb der ersten zehn Jahre als ein Motiv, das Verhältnis des Kindes zur Landschaft, (in dem der Wohnort als in die Landschaft Gewachsenes gilt, oder das Verhältnis zum Haus oder der Schule, oder zu den Kindern und Erwachsenen, so das zum Vater, zu der Mutter, den Geschwistern hin), feststellen zu können. Ich nahm zuerst das Motiv Landschaft, weil ich glaube (und darin eine Gewissheit spüre) es sei so gewesen, nämlich: dass die Natur, welche in ihrem Teil zu Hausen im Wiesental mich umgab, einen wichtigen Bestandteil in meinem Leben, als Hauptmotiv ermöglichte. [...].«⁶

Wegen dieser Herrlichkeiten habe ich nicht nur Heimweh gehabt ...

Über die Erinnerungen an seinen Geburtsort Hausen im Wiesental schreibt August Babberger weiter⁷: [...] »Ich rieche noch den Staub der Strasse, über den Maienberg und den ganz anderen Geruch des Weges nach Gresgen.

Die Strasse nach Raitbach wird mir unvergesslich bleiben durch das Mäuerchen, in dem die kleinen, weissen Schneckenhäuschen sta[e]cken, oder jener Weg nach Zell an dem ich die Ziegen hütete, die mir immer davon liefen, sobald eine Frau in einem blauen Kleid daher kam, das auch meine Mutter trug und an welchem Weg ausserdem jene Wunder-



»Die Hochzeitsreise«, nicht datiert, Holzschnitt, aquarelliert, 33 x 50 cm (Blatt), Inv. Nr. 176-1-8, 2000, Schenkung aus Privatbesitz.
© Kunststiftung Hohenkarpfen,
Fotografie: Roland Sigwart, Hüfingen/
Kunststiftung Hohenkarpfen



August Babberger und Anna Maria Babberger-Tobler: »Das Winterbuch«, 1934, (Titelseite), Holzschnitt, aquarelliert, 53,3 x 43 cm (Blatt), Inv. Nr. 175, Schenkung aus Privatbesitz.
© Kunststiftung Hohenkarpfen,
Fotografie: Roland Sigwart, Hüfingen/
Kunststiftung Hohenkarpfen.



»Bruder Fritz Babberger-Herzog beim Handorgel spielen«, n. d., Radierung, 18 x 13,3 cm (Platte), 18, 1 x 13,4 cm (Blatt), Inv. Nr. 178, 2000, Schenkung aus Privatbesitz.
© Kunststiftung Hohenkarpfen,
Fotografie: Roland Sigwart, Hüfingen/
Kunststiftung Hohenkarpfen

blume wuchs, Rührmichnichtan, sonst platzte ihre Frucht. Eine Herrlichkeit tut sich auf, die jene Jahre erfüllte, dass ich gut begreife, wie ich in Florenz davon träumte, teils sie noch verschönend bis zum Märchen in grosse Ueppigkeit hinein oder in Angst, das Dorf würde durch neue Häuser verdorben und verbaut. Liebe und Sorge haben mich so erfüllt, was ich immer aus dem Traum erfahren habe und Heimweh spürte ich zum ersten und stärks-



»Am Morgen«, n. d., Radierung, 20 x 17,3 cm
(Platte), 24,6 x 20,1 cm (Blatt), Inv. Nr. 179,
Schenkung aus Privatbesitz.
© Kunststiftung Hohenkarpfen,
Fotografie: Roland Sigwart, Hüfingen/
Kunststiftung Hohenkarpfen.



August Babberger und Anna Maria
Babberger-Tobler: »Das Winterbuch«, 1934,
Blatt 9, 43 x 53,3 cm, Inv. Nr. 175-9.
© Kunststiftung Hohenkarpfen,
Fotografie: Roland Sigwart, Hüfingen/
Kunststiftung Hohenkarpfen.

ten Mal, als ich mit meinen Eltern nach Basel kam, wo ich in einem Gartenweg mich im Schmerz wälzte. Ich hatte keinen Menschen vermisst, denn die Eltern waren ja da und der Bruder und das Fernsein von meiner Schwester, die ich am meisten liebte, musste ich mir schon angewöhnt haben.

Nein, da wurde an einer Verwurzelung gezerrt, die ich heute noch besser erkenne, da ich meine Fähigkeiten kenne, in das Wesen einer Landschaft hineinzuwachsen.

Es fehlte auf einmal die Felswand hinter dem Haus, über der der Garten und der Wald waren, aus welchem nachts die Käuzchen schrien. Es fehlten die Akazienbäume neben dem Haus, auch der grosse Holunderbusch, in dem ich Tage verbrachte und dort das Wasserrauschen lieben lernte am kleinen Brunnen und Bächlein, in dem auch die Unken abends

schlechtes Wetter anzeigten. Und die Strasse über den Maienberg, an dem die Sandgruben sind (wovon eine meiner Gotte gehörte) und weiter hinten im Winkel der Schützenstand, noch weiter um eine Kehre die Schweineweide, wo die Strasse die Richtung nach Wieslet nimmt, an der so schöner Wald stu[a]nd. Wegen dieser Herrlichkeiten habe ich nicht nur Heimweh gehabt, ich habe auch zum ersten Mal den Lehrer bewusst angelogen, damit ich dorthin konnte, da mein Glück in einer starken Liebe gebunden war«.

»Der langsame Pfeil der Schönheit ...«

lautet der Titel der Jubiläumsschrift (Bestandskatalog), die anlässlich der Ausstellung »Landschaftsbild im Wandel. 30 Jahre Kunstmuseum Hohenkarpfen« erschienen ist. Ein Holzschnitt, zwei Radierungen und das »Winterbuch« werden im Depot der Kunststiftung Hohenkarpfen aufbewahrt. Es han-

delt sich um Schenkungen, die aus Privatbesitz im Jahr 2000 in das Museum gelangten. Eine kunstgeschichtliche Beschreibung und Einordnung der Werke bleibt den Kunsthistorikern vorbehalten.

Das »Winterbuch« von Anna Maria Babberger-Tobler und August Babberger umfasst 15 Bögen, die als Buch im Querformat gebunden sind. Das Werk besteht aus sechs in Holz geschnittenen Textseiten (Verse von Anna Maria Babberger-Tobler) und zehn Seiten mit aquarellierten Holzschnitten, einer davon als Titelseite. Die Größe der Blätter beträgt 43 x 53,3 cm.

Die Tage der Höhe sind vorbei ■

Im Jahre 1920 wurde August Babberger an die unter dem Namen Landeskunstschule neugegründete Akademie in Karlsruhe als Professor berufen, der er sogar von 1923 bis 1930 als Direktor vorstand.

Die späte Lebensphase wird von der Verfemung Babbergers als »entarteter« Künstler und der damit verbundenen Entlassung aus dem Karlsruher Lehramt im Juli 1933 überschattet. Zwar behält er Wohnung und Atelier in der badischen Landeshauptstadt, hält sich in der Folgezeit jedoch überwiegend im schweizerischen Altdorf und in Luzern auf.

Ein Staat, der seinem Volk die Freiheit nimmt, missachtet auch die Freiheit der Kunst und ächtet abweichende Meinungen. Die politische und geistige Unruhe hatte auch die Karlsruher Akademie erfasst, doch die Ächtung von bekannten Künstlern war nicht erwartet worden; die Parallele dazu bildeten die Bücherverbrennungen jener »neuen« Zeit. In erschreckender Weise traf dies August Babberger. Der urchige Alemanne wurde ein Opfer seiner Zeit, die nach eigener Maßgabe tau-

send Jahre wahren sollte, von denen er selber aber nur knapp vier Jahre erlebte.

Der Expressionist wurde als entarteter Künstler eingestuft und bald nach der Macht ergreifung der Nationalsozialisten mit Erlass vom 15. Juli 1933 aus dem Lehramt entlassen. Tragisch hierbei ist besonders die Tatsache, dass ein Landsmann aus dem Wiesental, Professor Hans Adolf Bühler (1877–1951), Direktor an der Kunstakademie in Karlsruhe, einer der Betreiber für seine Entlassung war⁸.

Sein Werk mit unter anderem mehr als 3000 Blatt Grafik blieb 1933 in Karlsruhe zurück und sollte beschlagnahmt werden. Der damalige Leiter der Münchner Pinakothek, Dr. Kurt Martin, behauptete daraufhin, dass das ganze Werk nichts wert sei, und rettete damit die Bilder und das graphische Werk Babbergers, das in die Schweiz transferiert wurde. Kann es ein Mensch verkraften, plötzlich als »entartet« zu gelten? Als Untermensch abgestempelt zu werden?

Nach der Wegnahme des Lehramtes war August Babberger tief getroffen mit seiner Frau 1933 in die geliebte Bergwelt der Urner Alpen zurückgekehrt. Er konnte nicht ahnen, dass ihm nur noch wenig Zeit in seinem Leben und für sein Schaffen geschenkt würde. Die Erkrankung seiner Frau Anna im Jahre 1933 wird wohl mit eine Folge dieses unseligen Zeitgeistes gewesen sein. Die unehrenhafte Abschiebung ihres Mannes aus dem Lehramt dürfte sie seelisch stark belastet haben. Sie starb 51jährig nach einem Heimaufenthalt in Münsterlingen im Jahre 1935.

Die Meisterschülerin Erna Schillig, von 1925 bis 1930 an der Karlsruher Landeskunstschule, war nun von 1930 bis 1935 die engste Mitarbeiterin und Wegbegleiterin von August Babberger.

Wenn vom künstlerischen Vermächtnis August Babbergers gesprochen wird, dann

gebührt ein besonderer Dank Frau Professor Erna Schillig. Sie rettete sein Werk vor dem Zugriff der Nationalsozialisten in die Schweiz, durch eine Stiftung ließ sie im Jahre 1960 der Kunsthalle Karlsruhe eine große Anzahl von August Babbergers Werken zukommen.

August Babberger, dessen Lebensbejahung in allen seinen Bildern so spürbar zum Ausdruck kommt, starb allzu früh mitten aus seinem großen Schaffensdrang heraus.

»Die Tage der Höhe sind vorbei. Habe ich alle Sinne geöffnet, damit der Himmel hinein-sinke? Das Grün der Nähe und das Blaue der Ferne! Und die Freude der Blumen? Dank den Menschen, der Natur, dem ordnenden Gott«, diese ausdrucksvollen Worte schrieb August Babberger als einer seiner letzten Sätze nieder.

August Babberger starb 51jährig, am 3. September 1936, in Altdorf an den Folgen einer Kropfoperation.

In seinem Nachruf auf den Maler schrieb Armin Meili 1937: »In August Babberger haben wir einen Künstler von im Grunde schweizerischer Prägung verloren«.

Noch heute kündet auf dem Altdorfer Friedhof eine Gedenktafel vom bedeutenden künstlerischen Vermächtnis des deutsch-schweizerischen Expressionisten:

»Sein Werk ist eine Hymne auf den Kanton Uri«.

Anmerkungen

- 1 Die Überschrift zu diesem Beitrag ist leicht abgewandelt übernommen von der Kalendergeschichte »Unverhofftes Wiedersehen« von Johann Peter Hebel (1760 bis 1826). Diesen Aufsatz widme ich den Eheleuten Ilse und Gustav Oberholzer in München.
- 2 Ausstellungskatalog zum Jubiläum »Der langsame Pfeil der Schönheit«, 30 Jahre Kunstmuseum Hohenkarpfen. Die Publikation erschien anlässlich der Ausstellung »Landschaftsbild im Wandel. 30 Jahre Kunstmuseum Hohenkarpfen im KUNST-

MUSEUM HOHENKARPFEN bei Hausen ob Verena vom 9. April bis 16. Juli 2017«, 204 Seiten, Stuttgart: Belsler, 2017.

- 3 Handelsblatt (Düsseldorf), Ausgabe vom 20. Februar 2014.
- 4 Siehe auch: Andreas Gabelmann, Faszination Hodler – August Babberger und die Rezeption der Schweizer Moderne, in: Die Schweiz und der deutsche Südwesten, Wahrnehmung, Nähe und Distanz im 19. und 20. Jahrhundert, herausgegeben von Uri Robert Kaufmann, in der Reihe »Ober-rheinische Studien«, Band 25, Ostfildern: Thorbecke, 2006, Seite 141 bis 153.
- 5 Kunststiftung Hohenkarpfen, Ausstellung »August Babberger (1885–1936): Ein Landschaftsmaler des Expressionismus« (16. April bis 9. Juli 2000) und August Babbergers Majolika-Bilder, Schriftenreihe der Majolika-Stiftung für Kunst- und Kulturförderung Karlsruhe, Band 1, 24 Seiten, Info Verlag GmbH, Karlsruhe, 2014.
Unter dem Titel »Babberger und die Höll« plant das Hans-Thoma-Kunstmuseum in Bernau 2018 eine Ausstellung mit Bildern von August Babberger und seinen Kollegen Rudolf Gudden, Robert Hoffmann und Hans Brasch.
- 6 Es handelt sich um ein elf Seiten (A 4) umfassendes Typoskript mit einer Farbzeichnung von August Babberger als Titelbild und der Widmung: »Frau Marie Zürcher-Babberger, Weihnacht 1936 v.[on] Erna Schillig«.
- 7 Wie Anmerkung Nr. 6, Seite 2.
- 8 In ihrer Dissertation schreibt Christina Soltani im 5. Abschnitt »Die Neuordnung der Akademie durch Hans Adolf Bühler« auf den Seiten 95 bis 97 unter anderem: »Neben seinem Amt als Kunsthallendirektor und seinen Verpflichtungen als künstlerischer Leiter der Deutschen Kunstgesellschaft, kam Bühler als Direktor der Landeskunstschule nach der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten die Aufgabe zu, die Hochschule neu zu ordnen. Die Maßnahmen bestanden im Austausch des Lehrkörpers, in der Umbenennung in *Badische Hochschule der bildenden Künste* sowie in der Umgestaltung des Unterrichts durch eine neue Verfassung, die Bühlers Kunstanschauung widerspiegelt. Obwohl sie von dem Entlassungsschreiben des Kultusministers nicht betroffen waren und auch in völkischen Kreisen als Künstler geschätzt wurden, verließen die Maler Albert Hau Eisen und August Babberger die Lehranstalt auf eigenen Wunsch. [...] Babberger erhielt nach Ablauf seines Vertrages mit der Karlsruher Hochschule ab dem 1. Oktober 1933

für drei Jahre eine »Übergangsrente« von monatlich 356,72 Reichsmark, um eine neue Stelle zu finden«. Sowohl vor als auch nach Babbergers Weggang versuchte Bühler, ihn für die Leitung einer Fachklasse der Textilabteilung zu gewinnen beziehungsweise ihn im Dezember 1933 als Direktor der Staatlichen Hochschule für Textilkunst im thüringischen Plauen unterzubringen.

August Babberger wurde mit Kündigungsschreiben vom 25. Juli 1933 von Kulturminister Otto Wacker seines Lehramtes enthoben und verlor damit unweigerlich seine Stelle an der Akademie. Das Schreiben ist erhalten und wird in der Dissertation von Andreas Gabelmann auf Seite 111 in der Anmerkung 571 zitiert. Eindeutig nicht zutreffend ist jedoch die Angabe, dass August Babberger seine Professur auf eigenen Wunsch beendet hat! Der gesamte Vorgang ist ebenfalls in der Dissertation von Andreas Gabelmann auf den Seiten 110 bis 114 dargelegt.

Verwendete Literatur

- Babberger, August, »Notizen zu Lebenserinnerungen«, Typoskript mit elf Seiten und einer Farbzeichnung von August Babberger als Titelbild und der Widmung: »Frau Marie Zürcher-Babberger, Weihnacht 1936 v.[on] Erna Schillig«.
- Bischoff, Bernhard, Neuere Künstler und Schriftsteller, August Babberger, in: Hausen im Wiesental – Gegenwart und Geschichte, o. O., [Schopfheim, 1985], Seite 225 bis 227.
- Borchardt, Stefan, (Herausgeber), Der langsame Pfeil der Schönheit, 30 Jahre Kunstmuseum Hohenkarpfen, 204 Seiten, Stuttgart: Belser, 2017.
- Gabelmann, Andreas, August Babberger (1885–1936), Leben und Werk, Karlsruher Schriften zur Kunstgeschichte, Band 3, Münster: LIT, 2002, zugl.: Karlsruhe, Univ., Diss., 1999.
- Gabelmann, Andreas, Faszination Hodler – August Babberger und die Rezeption der Schweizer Moderne, in: Die Schweiz und der deutsche Südwesten Wahrnehmung, Nähe und Distanz im 19. und 20. Jahrhundert, herausgegeben von Uri Robert Kaufmann, in der Reihe »Oberrheinische Studien«, Band 25, Ostfildern: Thorbecke, 2006, Seite 141 bis 153.
- Kunstmuseum Luzern, August Babberger, zum 100. Geburtstag und 50. Todesjahr, Ausstellungskatalog, Luzern 1986.

Moehring, Markus und Gabelmann, Andreas (Herausgeber), August Babberger, Der badische Expressionist, Ausstellungskatalog, in der Reihe »Lörracher Hefte [12]«, Verlag Waldemar Lutz, Lörrach, 2010, 94 Seiten.

Soltani, Christina; Leben und Werk des Malers Hans Adolf Bühler (1877–1951) Zwischen symbolistischer Kunst und völkischer Gesinnung, Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, Weimar 2016, 566 Seiten, zugl.: Freiburg im Breisgau, Univ., Diss. 2015.

Vögely, Ludwig, Ein berühmter Sohn Hausens i. W., August Babberger zum 100. Geburtstag, in: Badische Heimat, Heft 2, Juni 1986, Verlag G. Braun, Karlsruhe, Seite 294 bis 298.

Dank

Mein Dank gilt der Kunststiftung Hohenkarpfen, stellvertretend Herrn Mark R. Hesslinger, M. A., Kustos, für die freundliche, hilfreiche und vorzügliche Unterstützung zu diesem Beitrag, insbesondere auch für die Zustimmung zum kostenfreien Abdruck der Bildvorlagen.

Frau Anne Schulte von der bpk-Bildagentur in Berlin danke ich für die Unterstützung bei der Bildauswahl aus der Sammlung der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe.

Mein Dank gilt ebenso Herrn Bürgermeister Martin Bühler, Hausen im Wiesental, für die Vermittlung des Typoskripts »Notizen zu Lebenserinnerungen« von August Babberger. Nicht zuletzt gilt mein Dank Frau Ursula Voboril, Karlsruhe, für verschiedene Auskünfte über die Majolika-Stiftung in Karlsruhe. Ein herzlicher Dank geht auch an Herrn Andreas Gabelmann, Radolfzell, für seine freundliche Unterstützung.



Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im Wiesental

»Auf's Ganze gesehen« – oder: »Denk ich an den Bodensee ...« – Manfred Bosch zu Ehren

Versuch einer Würdigung seines literarischen Schaffens
zum 70. Geburtstag

Elmar Vogt

Die Biographie und das Werk des Autors und Herausgebers Manfred Bosch sind so eng mit den Literaturlandschaften Bodensee, Vorarlberg, Markgräflerland, Oberrhein und Wiesental verknüpft, dass Martin Walser ihm den Ehrentitel »Literarischer Sekretär der Region« verlieh. Er hat mit unerschöpflicher Neugier und Arbeitslust über Jahrzehnte zahlreichen Lesern eine »Heimat in der Literatur-Welt« geschaffen, davon zeugen auch die Eintragungen von mehr als 100 Titel im Verzeichnis der Deutschen Nationalbibliothek.

Ha, erwischt!
Wieder mal
beim Lesen!
M. B.

Für wen schreibt der eigentlich?!

Was Literatur sein soll, steht nicht ein für alle Mal fest, es ändert sich mit den Methoden und Stimmungen. Die Literatur möge das Leben spiegeln, das des Lesers wie das des Verfassers, damit beide einander näher kämen. Wer an der Geschichte Südwestdeutschlands, und hier insbesondere an der Literaturgeschichte interessiert ist, stößt unweigerlich auf einen Namen, dem er noch häufiger begegnen wird: Manfred Bosch.

Damit Literatur gelesen wird, braucht es mehr als die Denkanstöße eines Autors. Literatur muss editiert, rezensiert, bekannt gemacht werden. Der Herausgeber, Schriftsteller und



Manfred Bosch konnte am 16. Oktober 2017 seinen 70. Geburtstag feiern.
Bildvorlage: ©Anne Overlack

Lyriker Manfred Bosch ist seit Jahrzehnten in all diesen Aspekten so eng mit den Literaturlandschaften Bodensee, Vorarlberg, Markgräflerland, Oberrhein und Wiesental verknüpft, dass Martin Walser ihm den Ehrentitel »Literarischer Sekretär der Region« verliehen hat.

Der am 16. Oktober 1947 in Bad Dürkheim geborene Jubilar hat zahlreiche Gedichtbände, Erzählungen, umfangreiche Veröffentlichungen zur neueren Kultur- und Literaturgeschichte des Bodenseeraumes, Publikationen zur Nachkriegsgeschichte in Südwestdeutschland und darüber hinaus des alemannischen Kulturraumes veröffentlicht. Nach dem Abitur 1968 zog es Manfred Bosch zum Studium der Soziologie und Germanistik nach München. Das Studium brach er 1974 ab, um als Mitherausgeber der literarischen Zeitschrift »Publikation« sein Handwerk zu lernen und danach als freier Schriftsteller *Zeichen zu setzen*. »Hiergeblieben« ist er, wenn nicht in Bad Dürkheim und in Radolfzell, den Orten seiner Kindheit, so doch, in Rheinfelden und Lörrach lebend, bald nach Konstanz ziehend, in der Regio: Manfred Bosch, der sich über »*Heimat und andere Einbildungen*« ein Leben lang seine Gedanken macht, über das historisch Fällige wie über das Unerledigte, über Be- und Ent-heimatungen im Dreiländereck. Ernst Blochs Traum vom »Umbau der Welt zur Heimat« durchzieht sein Werk. Hermann Bausinger warnte bereits 2001, »dass man Heimat eigentlich nicht definieren darf, denn man definiert sonst alles Mögliche weg, was auch dazugehört.«²

Wa sollet au d Leit denke³ ■

Begonnen hat Manfred Bosch, für viele vielleicht überraschend, mit Lyrik. Am Anfang standen vier kleine Bände mit Mundartge-



Buchumschlag des Gedichtbandes »*Wa sollet au d Leit denke* – Letzte Alemannische Gedichte«, 1983. Foto: Elmar Vogt

dichten, Beispiele der neuen Dialektdichtung, die nicht mehr auf eine Verniedlichung der Idylle setzte; aber Manfred Bosch stellte nicht Ironie dagegen, sondern suchte das traditionelle Vergnügen an der Mundartliteratur »mit den eigentlichen Qualitäten der Mundart, ihrer Erkenntnisfunktion zu verbinden«. Er hielt den Dialekt auch nicht für ein ganz beliebig einsetzbares Medium der Literatur. Der 1983 erschienene Band mit dem sprechenden Titel »*Wa sollet au d Leit denke*« trägt den Untertitel »*Letzte alemannische Gedichte*« – Manfred Bosch nahm Abschied von der Mundartliteratur, die er vier Jahre vorher auch in einem historischen Überblick über sechs Jahrhunderte vorgestellt hatte.

Ein einmaliger Abstecher in die Prosa war 1978 die Erzählung »*Der Zugang*«, ein Kurz-

roman, in dem der Jubilar seine Erfahrungen als Zivildienstleistender in einem Seniorenwohnheim *verarbeitet* hat.

Und numme keini Säbel meh!⁴

Bereits in der Zeit, als er noch in München Soziologie studierte und später in der Redaktion der Autorenzeitschrift »Publikation« mitarbeitete, entwickelte Manfred Bosch ein starkes Interesse an sozial-, heimat- und regionalgeschichtlichen Themen. Oppositionelles, freiheitliches Gedankengut, das politische Verantwortungsbewusstsein zieht sich zudem bis heute noch wie ein roter Faden durch die Publikationen des Jubilars.

1985 und 1988 legte Manfred Bosch zwei

Arbeiten von bleibendem Wert vor: »Als die Freiheit unterging«⁵ lautet der Titel einer Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden.

Aus der deutschen Nachkriegszeit in Südbaden 1945–1950 berichtet der Autor in seinem Geschichtsbuch »Der Neubeginn«⁶. Manfred Bosch stellt hier erstmals die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in Südbaden umfassend dar, vom Einmarsch der französischen Besatzungstruppen an bis 1950, dem Jahr, in dem die unmittelbare Nachkriegszeit nach Währungsreform und Gründung der Bundesrepublik abgeschlossen war. »Vorgänge sind dokumentiert, die uns allen irgendwo im Dokument vertraut sind. Was aber den Reiz, im Positiven und im Negativen, ausmacht, ist die Nähe des versammelten Materials, das nicht mehr das als Fremdes aus der Distanz Lernbare eines Geschichtsbuches sein kann. [...] Bosch hat die Dokumente in fleißiger Archivarbeit ausgegraben und mit klugen allgemeinverständlichen Einleitungen in den richtigen Rahmen gestellt.

Die Geschichte aber besteht nicht aus gelblich gewordenen Papieren.

Personen haben ihr die Prägung verliehen, besonders die Schriftstellerkollegen Boschs, Oppositionelle, Vertriebene, Verfolgte wie der Pazifist Max Barth aus Waldkirch, der Publizist und Zeitungsgründer Erich Schairer, der Schriftsteller Josef W. Janker oder Sepp Mahler, der Lump und Philosoph der Straße.

Sorgfältige Ausgaben, zum Teil aus ungeordnetem Archivmaterial, einfühlsame Einführungen stellen die Figur des jeweiligen Autors plastisch vor Augen, seine Themen und Traumata, deren Überwindung, die Um- und Widerstände, an denen sich das Talent erst ausbilden musste, die Grund-



Buchumschlag »Als die Freiheit unterging«, 1985.

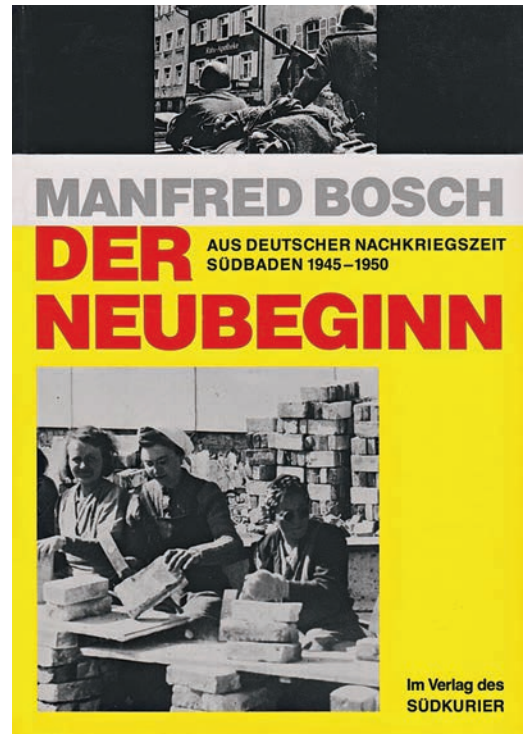
Foto: Elmar Vogt

erfahrung und psychische Disposition, das alles mit der gebotenen Bescheidenheit und Kürze. Manchmal ist es literarische Archäologie, die Bosch betreibt. Es sind vor allem seine Gesinnungsgenossen, schon vergessene oder solche, die in Gefahr sind, dass die Literaturgeschichte, von der nur Naive meinen können, sie folge dem Prinzip historischer Gerechtigkeit, über sie hinwegschreitet. [...] Und welches ist die Grunderfahrung unseres Preisträgers? Es ist die, wegen der er hier als Hebelpreisträger steht, eine Erfahrung, die alle Bereiche seines Werkes, den politischen, lyrischen, literarischen und historischen einigermmaßen einheitlich, wenn auch in unterschiedlichen Graden durchdringt. Es ist die gelebte Erkenntnis, dass man, um ein selbstbestimmtes und kulturzentriertes Leben als Schriftsteller führen zu können, auf die Teilhabe und Solidarität ebenso angewiesen ist, wie man sie aufbringen muss gegenüber den Mitmenschen, die man erst durch die Nähe in ihrer Größe und auch ihrer verhockten Provinzialität erfahren kann, und auch gegenüber denen, die schon seit vielen Jahren tot sind. Die Umwelt wird dann erst zur lebendigen Region, behält aber ihre wirkungsdurchlässige Öffnung zur Welt«⁷.

»Heimat – aber woher nehmen?«⁸

Allmende? Sagt uns das noch etwas?

Vor nahezu 40 Jahren trat die Literaturzeitschrift an als Sprachrohr eines erwachenden Selbstbewusstseins der Provinz, als »literarisches Forum, als ein Ort der Deutung seiner (Zeit-)Geschichte, als Chance und Aufforderung zum Austragen von Standpunkten über Grenzen hinweg«, schreibt Manfred Bosch in der Ausgabe Nr. 64/65 der »Allmende«⁹.



Buchumschlag »Der Neubeginn«, 1988.
Foto: Elmar Vogt

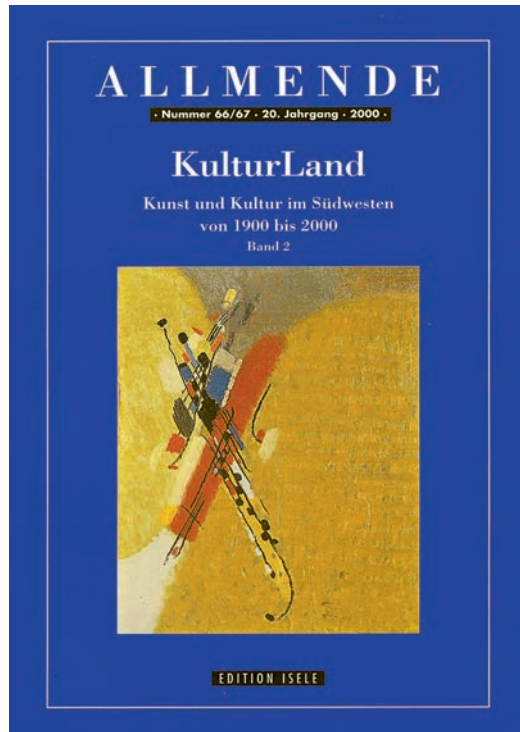
Manfred Bosch war Mitbegründer der Literaturzeitschrift »Allmende« deren erste Ausgabe 1981 erschien. Gute zwanzig Jahre liefen die Fäden für 80 Ausgaben der alemannischen Literaturzeitschrift bei Manfred Bosch zusammen.

Was viele Leser der »Neuen Allmende« vermissen, sind Literaturbeiträge und Reportagen aus dem alemannischen Sprachraum, so wie es für die Herausgeber und Mitbegründer in den Anfangsjahren, seit Bestehen der »Allmende«, Manfred Bosch, Leo Haffner, Adolf Muschg, Matthias Spranger, Martin Walser und André Weckmann das Ziel war, ein entsprechendes Forum im alemannischen Sprachraum für die alemannische Sprache zu schaffen.

»Jedes Heft war das letzte gewesen«, schrieb Manfred Bosch bereits 1991 im Rückblick auf



Heftumschlag der ersten Ausgabe von »Allmende – Eine alemannische Literaturzeitschrift«, 1981.
Foto: Elmar Vogt



Heftumschlag der Ausgabe »Allmende«, Nr. 66/67, 20. Jahrgang, Band 2.
Foto: Elmar Vogt

das erste Jahrzehnt. Unter dem Titel »KulturLand« skizziert Manfred Bosch in einer breiten Auswahl kleiner Textauszüge die Entwicklung des Kunst- und Kulturlebens im Südwesten vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis heute.

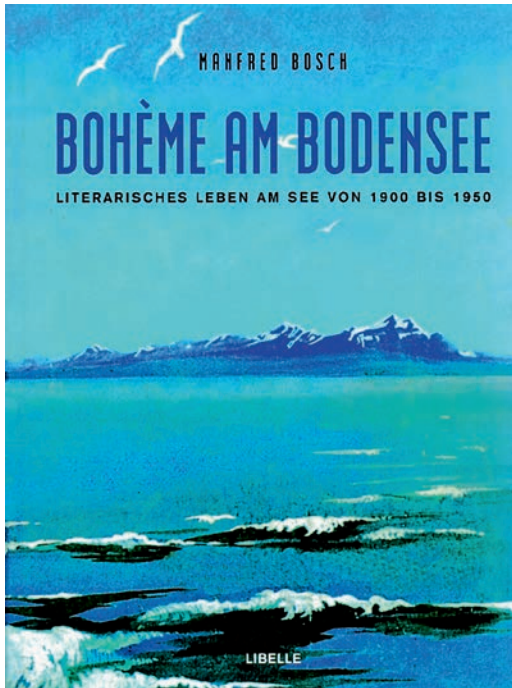
Und so etwas ist des Lesens zweimal wert¹⁰

Ebenso gehören Anthologien, Bücher und Werkausgaben zeitgenössischer sowie vergessener Autoren zum umfangreichen Schaffen des Autors. Ein eindrucksvolles Ergebnis der Arbeit von Manfred Bosch ist auch der wertvolle und schwergewichtige Essayband

»Bohème am Bodensee – Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950«.

Manfred Bosch, bewandert in allen Höhenlagen der Literatur, konzentrierte sich weiterhin auf literarische Zeugnisse, die kaum Zugang zum bürgerlichen Bildungskanon fanden, schreibt Hermann Bausinger in einem Geburtstagsgruß im »Literaturblatt für Baden-Württemberg«, (Ausgabe September/Oktober 2017), herausgegeben von Irene Ferchl.

Gleichzeitig und oft in direkter Verbindung ging es Manfred Bosch darum, literarische Tradition und literarisches Leben seiner Heimatregion rund um den Bodensee zur Geltung zu bringen und dazu auch einen eigenen poetischen Beitrag zu leisten. Manfred



Buchumschlag »Bohème am Bodensee – Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950«, 3. verbesserte Auflage, 624 Seiten, gebunden, 464 Abb., Libelle Verlag, Lengwil/Schweiz (TG). Bildvorlage: ©Libelle Verlag, Lengwil/Schweiz (TG)

Bosch porträtierte und skizzierte Schriftsteller, und hob die Literaturregionen Bodensee, Vorarlberg, Markgräflerland, Oberrhein und Wiesental in das Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit.

Der Jubilar gehört zu den profiliertesten Kennern der (südwest-)deutschen Literaturgeschichte. Die Vielseitigkeit des Jubilars ist bemerkens- und bewundernswert. So ist es auch nicht verwunderlich, dass er sich mit Johann Peter Hebel (1760 bis 1826) und der Geschichte des nach dem Theologen, Pädagogen und dem ersten Prälaten der Landeskirche Baden benannten Auszeichnung und deren Preisträger auseinandergesetzt hat (Katalogband: 50 Jahre Johann Peter Hebel-Preis)¹¹.

Das Aufarbeiten eines historischen Stoffes, das Editorische, das Entdecken von »Stimmen, die heute nicht mehr präsent sind«, die zeitgeschichtliche Darstellung – »da fühle ich mich wohl«, äußerte sich der Jubilar 1990 in einem Interview.

Vieles wäre noch zu sagen¹²

Ohne Bücher gibt es kein Paradies – niemand wusste das wahrscheinlich besser als Umberto Eco. Folgendes wurde über das Schreiben schon oft gesagt oder gedacht, vielleicht einfach deshalb, weil es sagenswert und wahr ist: *Man kann schreibend ein anderer sein*. Folgendes wurde nicht weniger oft gesagt oder gedacht, vielleicht einfach deshalb, weil es nicht weniger sagenswert und wahr ist: *Man kann schreibend der sein, der man ist*. Es gibt niemanden, der die eigenen Gedanken zurechtstutzt, niemanden der bestimmt, wie man was zu äußern hat und welcher Sache man Gewicht geben möchte und muss. Nur beim Schreiben kann man sich gestatten, hinzusehen, der Welt ins Auge zu sehen, ihrem Schweren und Schönen, und unbeschadet zurück ins Leben treten. Ohne die Bücher und das Werk von Manfred Bosch wäre das Paradies um viele gute Bücher ärmer.

Manfred Bosch zu Ehren: Eine »Freundschaftsgabe«¹³

Nicht nur Walther Kilys Literaturlexikon preist den »Schwarzwälder Essayisten, Literaturhistoriker, Herausgeber und Hauptvertreter der zeit- und gesellschaftskritischen alemannischen Mundartliteratur«. Zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen sind dem

Jubilar zuteil geworden, so unter anderem: »Alemannischer Literaturpreis« (1985), »Johann Peter Hebel-Preis« des Landes Baden-Württemberg (1990), »Bodensee-Literaturpreis« der Stadt Überlingen (1997), »Hebelank« des Hebelbundes Lörrach e. V. (2002), »Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg« (2003), »Ludwig-Uhland-Preis« (2005), und »Kulturpreis des Bodenseekreises« (2008).

Derzeit leitet Manfred Bosch als erster Vorsitzender die literarische Gesellschaft »Forum Allmende e. V.«; außerdem ist er Vorsitzender der Leopold Ziegler-Stiftung. Kann es als Geburtstagsgeschenk etwas Schöneres als eine *Freundschaftsgabe* geben?

Für diese Freundschaftsgabe haben 26 teils langjährige Freunde und Weggefährten sehr persönliche Beiträge und Essays geschrieben, darunter auch namhafte Kollegen wie Martin Walser und Adolf Muschg. Eine abwechslungsreiche Anthologie, über das umfangreiche schriftstellerische Werk des Jubilars liegt vor, welche regelrecht zum Schmökern und Verweilen einlädt. Die Autoren und Gratulanten finden einen ganz persönlichen Zugang – über Anekdoten, Fotos oder die individuelle Bosch-Lektüre. Eine nette Geste zu Ehren des Jubilars.

Der Schriftsteller, Publizist und Herausgeber Manfred Bosch hat mit unerschöpflicher Neugier und Arbeitslust über Jahrzehnte zahlreichen Lesern eine »Heimat in der Literatur-Welt« geschaffen, davon zeugen auch die Eintragungen von mehr als 100 Titel im Verzeichnis der Deutschen Nationalbibliothek. Eine stattliche Anzahl von Büchern und Hunderte von Essays, Aufsätzen, Lexikonartikel und Buchbesprechungen hat er veröffentlicht – und die Quelle ist noch längst nicht versiegt. Das ist wunderbar! Man glaubt nur allzu leicht, Manfred



Buchumschlag der Freundschaftsgabe für Manfred Bosch zu seinem 70. Geburtstag.
Bildvorlage: ©Südverlag GmbH, Konstanz

Bosch zu kennen – und doch gilt es, ihn und sein Werk immer wieder neu zu entdecken. Dass dem engagierten Autor, Schriftsteller, Literaturhistoriker, Essayisten und Lyriker, dem unermüdlichen und leidenschaftlichen »Ausgräber und literarischen Archäologen« vergessener Autoren, Gesundheit und Gelassenheit erhalten bleiben, wünschen wir Manfred Bosch – und uns, dass wir noch lange aus den Quellen seiner Kenntnisse lesen und schöpfen dürfen.

Herzliche Geburtstagsgrüße und Glückwünsche gehen heute an den Jubilar Manfred Bosch und seine Partnerin Ilse Friedrich nach Konstanz.

Anmerkungen

- 1 Für wen schreibt der eigentlich?, Gespräche mit lesenden Arbeitern; Autoren nehmen Stellung, Manfred Bosch, zusammen mit Klaus Konjetzky, (= Serie Piper, Band 55), München: Piper 1973. »Die Frage: Für wen schreibt der eigentlich? ist im herrschenden Literaturbetrieb nicht unbekannt. Nur ist sie dort eine Frage des Marketing, bezieht sich auf Zielgruppen, Käuferschichten und Absatzmärkte. Meint die Frage aber: *In wessen Interesse schreibt der Autor?* und: *Wem dient sein Werk?*, so wird sie gemeinhin mit der Deklaration abgetan: dies sei Kunst und jenes nicht, und Kunst bedürfe keiner aktuellen gesellschaftlichen Legitimation, weil sie eben Kunst sei und damit zeitlos und zwecklos und nicht mehr im Sinn habe als die Erfüllung subjektiver kultureller Bedürfnisse [...]«, konstatieren die Autoren in der Einleitung zum genannten Buch.
- 2 Ein Podiumsgespräch unter Leitung von Wolfgang Heidenreich mit den Herausgebern der ALLMENDE Hermann Bausinger, Manfred Bosch und Martin Walser anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg 1997 in Wehr, abgedruckt in: ALLMENDE, Nr. 54/55, 17. Jahrgang, Eggingen 1997, Edition Isele, S. 23 bis 53, hier Seite 24.
- 3 Titel des Gedichtbandes »Wa sollet au d Leit denke – Letzte Alemannische Gedichte«, Augsburg, 1. Auflage 1983, 70 Seiten.
- 4 32. Strophe, erste Zeile des Gedichtes »Der Schmelzofen« von J. P. Hebel (1760 bis 1826).
- 5 Als die Freiheit unterging, Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden, Verlag des Südkurier Konstanz, 1985, 356 Seiten.
- 6 Der Neubeginn, Aus deutscher Nachkriegszeit Südbaden 1945–1950, Verlag des Südkurier Konstanz, 1988, 368 Seiten.
- 7 Manfred Bosch erhält den Hebelpreis des Landes Baden-Württemberg, Auszug aus der Laudatio auf Manfred Bosch von Volker Schupp anlässlich der Verleihung des Hebelpreises des Landes Baden-Württemberg am 10. Mai 1990 in Hausen im Wiesental, abgedruckt in: Das Markgräflerland – Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Band 2/1990, S. 142 bis 145.
- 8 Wie Anmerkung Nr. 2, Titel des Podiumsgesprächs.
- 9 ALLMENDE, Vorwort von Manfred Bosch zur Ausgabe Nr. 64/65, KulturLand, Kunst und Kultur im Südwesten von 1900 bis 2000, Band 1, 20. Jahrgang, Eggingen 2000, Edition Isele. Siehe auch: Heinrich Hauß, Die »alte« Allmende (1981–2001) »Entwicklung zu einem gewichtigen Periodikum«, Zu Manfred Boschs 70. Geburtstag, in: Badische Heimat, Band 3/2017, September 2017, S. 436–439.
- 10 Textzeile aus Johann Peter Hebels Kalendergeschichte »Der Kommandant und die Badischen Jäger in Hersfeld«, in der Reihe »Tempel-Klassiker«, herausgegeben von Emil Strauß, Verlag Emil Vollmer, Wiesbaden, o. J., S. 179 bis 181, hier Seite 181.
- 11 Manfred Bosch, Der Johann Peter Hebel-Preis 1936–1988, Eine Dokumentation, Waldkircher Verlag, 1988, 376 Seiten.
- 12 Anfang des Gedichts »der andere Weg« von Liesa Trefzer-Blum, abgedruckt im Gedichtband »Feuerflug«, Drey-Verlag, Gutach, 2004, S. 64.
- 13 »Manfred Bosch – Literarischer Sekretär der Region«, Freundschaftsgabe zu dessen 70. Geburtstag am 16. Oktober 2017, Südverlag Konstanz, 2017, 14,5 x 22 cm, ca. 50 Abbildungen, geb. mit Schutzumschlag, 240 Seiten. Gleichzeitig auch Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Hesse Museum Gaienhofen, Ausstellungsdauer vom 24. Oktober bis 12. November 2017. Die Ausstellung der Literarischen Gesellschaft »Forum Allmende« entstand in Zusammenarbeit mit dem Hesse Museum Gaienhofen und dem Franz-Michael-Felder-Archiv Bregenz.



Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im Wiesental

Hochwasserrückhaltebecken Wolterdingen

Otto E. Hofmann

Das Land Baden-Württemberg hat in den vergangenen Jahren viele Maßnahmen zur Verbesserung des Hochwasserschutzes umgesetzt. Der wichtigste Baustein an der oberen Donau ist das Hochwasserrückhaltebecken an der Breg in Wolterdingen, das als Schlüsselement des Integrierten Donau-Programms ausgeführt wurde. Das Rückhaltebecken hat einen Stauraum von 4,7 Millionen Kubikmetern, ein Dammvolumen von 350 000 Kubikmetern, die Dammhöhe beträgt 18 Meter, die maximal überstaute Fläche 70 Hektar. Bauzeit 2006 bis 2012, Baukosten € 23 000 000.

Von alters her war der Hochwasserschutz eine der vornehmsten Aufgaben im Lande Baden. Unter der Leitung von Johann Gottfried Tulla¹ wurde 1817 mit der Regulierung des Rheins begonnen. Der Verlauf des Flusses wurde weitgehend begradigt, Hochwasser konnte schneller abfließen, Überschwemmungen wurden selten, die Rheinauen waren kein Malariagebiet mehr. Tulla starb an Malaria, er hatte sich oft und lange auf seinen Baustellen aufgehalten; ein badischer Ingenieur.



Damm von der »Seeseite« aus, rechts Feuchtwiesen

Wenn seine Königliche Hoheit, Großherzog Leopold I., in der Osterzeit von Karlsruhe in seine südlichen Provinzen fuhr, musste er oft bei Riegel mit seiner Rumpelkutsche über überschwemmte, schlammbedeckte Wege fahren. Dreisam und Glotter münden dort in die Elz und bei Schneeschmelze kam es immer zu Überflutungen. 1837–1843 wurde ein Kanal gebaut, der die Wassermassen schnell und schadlos zum Rhein brachte, der Leopoldskanal. Dank des Kanals hat das Badische Volk seinen Leopold nie vergessen, aber dass er 1849 sein Volk verraten und ausländische Truppen nach Baden geholt hat, davon spricht heute niemand mehr².

Nach den extremen Hochwasserereignissen 1990 und 1995 erkannte man das Einzugsgebiet der Breg als Ursache für die Überschwemmungen in Bräunlingen, Hüfingen, Teilen von Donaueschingen und den Siedlungen an der Donau bis Ulm. 2005 beschloss das Land den Bau eines Hochwasserrückhaltebeckens in Donaueschingen-Wolterdingen am Unterlauf der Breg, dem längsten Quell-



Dammbalkenverschluss an der Landesstraße L 180

fluss der Donau. Man sah sich in der jahrhundertelangen Tradition der Hochwasserbekämpfung in Baden. Dieses Bauwerk, das im Juni 2012 nach sechsjähriger Bauzeit in Betrieb genommen wurde, schützt die Menschen und ihre Siedlungen an der Oberen Donau bis Ulm vor Überflutungen. Die Wassermassen werden zurückgehalten. Ganz im Gegensatz zu den Maßnahmen des 19. Jahrhunderts, die für ein schnelles Abfließen des Wassers sorgten, und die hohen Pegelstände des Rheins nördlich von Baden mitverursachten. Das neue Becken kann 4,7 Millionen Kubikmeter aufnehmen, das entspricht der Wassermenge, die statistisch gesehen, einmal in 100 Jahren auf das Einzugsgebiet der Breg oberhalb Wolterdingen herunterregnet. Die Fläche dieses Einzugsgebiets beträgt 183 Quadratkilometer.

Sie reicht mit einer Länge von 31 Kilometer noch über Furtwangen hinaus bis zum 1149 Meter hohen Brend.

Ein 18 m hoher Erddamm wurde geschüttet. Bei einem 100jährigen Hochwasserereignis wird ein über drei Kilometer langer See aufgestaut, der am Damm eine Breite von 460 Meter hat und im Tal unterhalb der Burgruine Zindelstein (12. Jahrhundert)³ ausufernd, etwa 600 Meter vor dem Gasthaus »Zum Schwarzen Buben«. Eine Fläche von über 70 Hektar wird überflutet sein. Die Dammkrone liegt auf 731,50 Meter über NN, zwei Meter über dem Stauziel, was der Anlage eine zusätzliche Sicherheit gibt. Die Landesstrasse L 180 wurde nur um sieben Meter bis zum Stauziel 729,50 Meter über NN erhöht. Auf der linken Talseite wo die Straße über den Damm führt,



Betriebsgebäude, Rechen der Hochwasserentlastung, Auslassbauwerk



See im ehemaligen Steinbruch

sind die letzten zwei Meter nicht aufgeschüttet. Eine Stahlbetonkonstruktion bietet die Möglichkeit, die Lücke mit Aluminiumelementen zu verschließen, sodass die Höhe der Dammkrone überall gewährleistet ist. Dieser Freibord von zwei Metern bietet Schutz, wenn bei Vollstau Wind und Wellen die Situation verschärfen.

Das Hochwasserrückhaltebecken ist ein Trockenbecken ohne Dauerstau. Erst ab einem Hochwasser, das sich statistisch alle fünf Jahre ereignen kann, werden die drei Abflusstunnel (drei Abflussöffnungen von jeweils vier Meter Breite und dreieinhalb Meter Höhe) mit Stahlsegmenten geschlossen und der See wird aufgestaut. Zuerst wird der nördliche Durchlass, der als Ökostollen bezeichnet wird, vollkommen geschlossen. Die Steuerung des Einstaus wird mit dem mittleren und dem südlichen Durchlass vorgenommen.

Durch den Ökostollen fließen normalerweise die Wasser der Breg. Dieser Stollen hat eine Fischtreppe und sorgt für die Durchwanderbarkeit des Flusses für die Fließgewässerorganismen, die am Boden des Gewässers leben. Auf der Höhe des Stauziels (zwei Meter unter Dammkrone) befindet

sich zwischen den Durchlassstollen und dem darüber liegenden Betriebsgebäude eine Hochwasserentlastung. Ein Rechen verhindert das Verstopfen der Hochwasserentlastungsanlage durch Treibgut. Das Betriebsgebäude scheint zwischen den hochgezogenen Betonwänden der Betriebsstollen zu schweben. Die dunkle Carten-Stahlfassade sorgt für ein architektonisch ansprechendes Erscheinungsbild der Bauwerke. Auf beiden Seiten des Staudamms wächst Gras, das von Schafen abgeweidet wird. Sie sorgen nicht nur für einen gepflegten Rasen, mit ihren Füßen verdichten sie auch kontinuierlich die Dammoberfläche. Die Böschungen sind für Schafe nicht zu steil. Unter dem Damm staut eine Betonschlitzwand den Grundwasserstrom dauerhaft. Eine Schlitzwand ist ein unterirdisches Bauwerk. Im Schutz einer Stützflüssigkeit wird ein Schlitz im Boden ausgebagert. Dieser Schlitz wird dann mit Rohren von unten nach oben mit Beton vollgegossen. So entsteht eine Betonwand im Untergrund. Auf den Wiesen hinter dem Damm liegt der Grundwasserspiegel »seeseitig« dadurch an der Oberfläche, das Grundwasser stagniert, Sumpf- und Moorpflanzen breiten sich aus, rotblühende



Kraftwerk im Stauraum, dahinter Feuchtwiesen



Furt zur Insel mit Fußgängerüberweg

Blutweiderichfelder (*Lythrum salicaria*) und Schilfkolben erfreuen den Spaziergänger, so lange die Tigermücken dieses kleine Paradies noch nicht entdeckt haben. Tulla winkt mit dem großen Zeh!

Weiter flussaufwärts wurde der Wald im Rückhaltebecken den künftigen, temporären Überschwemmungen angepasst. Die Fichten in der Bregtalaue wurden gefällt; sie können sich von einem Aufenthalt unter Wasser von mehreren Tagen nur schwer erholen. Direkt neben der Breg wurden je 150 Weiden und Grauerlen gepflanzt. Am Hang fanden 150 Eschen und 150 Bergahorne eine Bleibe. Diese Bäume nehmen es dem Förster nicht übel, wenn sie hin und wieder auf Tauchstation müssen. Nördlich der Landesstraße etwa einen Kilometer von der Dammbaustelle entfernt, konnten die notwendigen 350 000 Kubikmeter Schüttmaterial für den Damm gewonnen werden. Der Steinbruch ist zwischenzeitlich wieder renaturiert und kaum noch zu erkennen. Nur ein kleiner »Bergsee« ist geblieben.

Mit Schilf und Seerosen zwischen einer Felswand und einer kleinen Anhöhe zum Rückhaltebecken hin, liegt er wie vergessen in einer Landschaft, die gerade anfängt sich mit

Pionierpflanzen, bunten Blumen und Brombeeren zu schmücken. Nach einem kurzen Aufstieg über einen steinigen Trampelpfad, ist der kleine See eine unerwartete Überraschung, ein Märchensee!

Noch eine weitere Besonderheit bietet das leere Trockenbecken. Etwa 50 Meter hinter dem Damm befindet sich links der Breg ein kleines Kraftwerk, ein Betongehäuse mit einer Kaplan turbine und 220 Kilowatt installierter Leistung. Wird das Becken aufgestaut, so werden Tür und Fenster wasserdicht verschlossen und das Kraftwerk wartet, bis das Wasser abgeflossen ist. Krafthaus und Turbine sind zusammen so schwer, dass sie auch bei Vollstau nicht in Gefahr sind, an die Wasseroberfläche aufzuschwimmen.

Die Bodenplatte ist erheblich größer als das Gebäude, die auskragenden Flächen wurden mit Auffüllmaterial belastet, was eine zusätzliche Sicherheit gibt. Das Kraftwerk wurde lange vor dem Rückhaltebecken an dieser Stelle gebaut und für die geänderten Verhältnisse ertüchtigt. Es steht an seinem alten Platz. Es liefert Ökostrom und hat nur bei Hochwasser eine Pause.

Talseitig ist an das Auslaufbauwerk ein vier Meter tiefer Kolksee, ein Tosbecken,



Kolksee auf der Landseite des Dammes (alle Fotos: Otto E. Hofmann)

angeschlossen. Die Sicherung der Seeböschungen erfolgte mit großen Wasserbausteinen, die durch Beton miteinander verklammert wurden. Beim Abfließen des Wassers nach einem Einstau dient der Kolksee dem Abbau der im schießenden Abfluss

freigesetzten kinetischen Energie. Es ist ein Beruhigungsbecken. Unterstrom werden dadurch Schäden an den Bauwerken, am Flussbett und den Gewässerböschungen vermieden.

Auf zwei wasserbaulich interessante Installationen in Wolterdingen, stromabwärts des Hochwasserrückhaltebeckens, soll noch hingewiesen werden. Zwischen Kolksee und der denkmalgeschützten Brücke über die Breg bildet der Fluss zwei hintereinanderliegende Inseln. Zur Inselwiese auf der ersten Insel führt eine Furt, die im Zuge der Baumaßnahmen umgestaltet wurde. Die Furt hat man mit Steinplatten ausgelegt. Sie ist bei normalem Wasserstand ohne Schwierigkeiten befahrbar. Für Fußgänger wurde ein Übergang mit Steinen gebaut, die auf Lücke gesetzt sind.



Schlauchwehr am Ortsausgang von Wolterdingen

Am Ortsende von Wolterdingen bei der Abzweigung eines Gewerbekanal verur- sachte ein Betonwehr, das sich nicht steuern ließ, Überschwemmungen. Bei Hochwasser gab es immer wieder Rückstau in den Orts- bereich. Ein neu erstelltes, hydraulisch steuer- bares Schlauchwehr sorgt jetzt dafür, dass auch hier der Hochwasserschutz für den Ort verbessert ist.

Mit der Inbetriebnahme des Hochwasser- rückhaltebeckens Wolterdingen als wichtig- stes Schutzelement ist der Hochwasserschutz an der oberen Donau bis Ulm ein großes Stück vorangekommen. Zahlreiche Schutz- maßnahmen an der oberen Donau ergänzen den Schutz vor den Wassermassen der Donau.

Die wichtigsten Bauwerke sind:

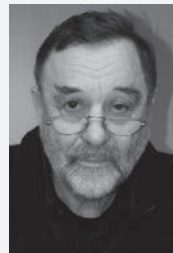
- Flutmulde Bräunlingen
- Schutzwand Tuttlingen
- Deiche in Erbach
- Retentionsraum Hunderingen-Binzwan- gen

Insgesamt rüsten sich 23 Gemeinden an der Donau, um ein Hochwasser schadlos zu über- stehen, wie es statistisch nur alle 100 Jahre vorkommt.

- 1 Johann Gottfried Tulla, 1770–1828. Oberstleu- nant und Leiter der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe.
- 2 Engehausen, Frank: Kleine Geschichte des Groß- herzogtums Baden 1806–1918. Karlsruhe 2005, S. 95 ff
- 3 Hauptmann, Arthur: Burgen einst und jetzt. Kon- stanz 1984. S. 122–124.

Quellen:

Hochwasserrückhaltebecken Wolterdingen, Integ- riertes Donau-Programm. Baden-Württemberg Regierungspräsidium Freiburg, Juni 2012
Auskünfte, Große Kreisstadt Donaueschingen, Forst- revier Wolterdingen.



Anschrift des Autors:
Otto E. Hofmann
Dorerhof 2
78148 Gütenbach
rohofmann@t-online.de

7000 Jahre wirkt der Mensch auf die Natur am Oberrhein ein. Früh entstanden aus Urwäldern Kulturwälder. Im Naturschutz wird dieser Wandel nicht bemerkt. Naturschützer verlangen Urwälder, reine Wildnis. Sie kann es auch in Jahrhunderten nicht mehr geben. Menschen haben in langer Zeit Kultur-Naturen aufgebaut, den Urwald mit guten Gründen als Ziel verlassen und die Biodiversität erweitert. Am Beispiel der Wälder der Rheinaue, des Rheintales und des Schwarzwaldes wird dies dargestellt.

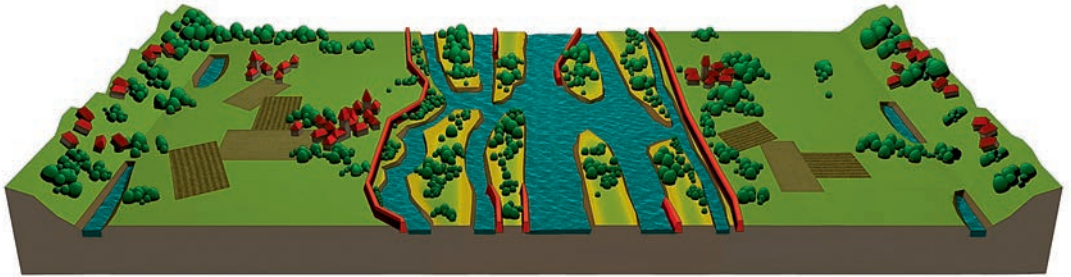
Rheinaue ■

Über die Rheinkorrektion wird vielfach zu einseitig informiert. Die vielen Jahrhunderte vor der Rheinkorrektion, in denen die Fluss- aue intensiv genutzt und umgestaltet wurde, existieren nicht im öffentlichen Bewusstsein. Im Vordergrund steht in der Regel die These von der Zerstörung der unberührten, reichhaltigsten Natur- und Wildstromlandschaft Mitteleuropas durch die Rheinkorrektion. Jahrtausende alte, intensive Nutzung und die extremen Landschaftsveränderungen in vielen Jahrhunderten vor der Rheinkorrektion werden negiert. Auch dramatische Entwicklungen wie künstliche Rheinverlegungen, die der Korrektion vorausgingen, sind nur Wenigen bekannt. Die Informationen der Stadt Karlsruhe über die Rheinauen stellen sowohl positive als auch negative Folgen der Rheinbegradigung heraus¹. Über die Entstehung der heutigen Auewälder im Flussbett des unkorrigierten Rheins nach der Devise »aus Wasser wird Aueboden und Wald« findet der Interessierte aber noch nichts.

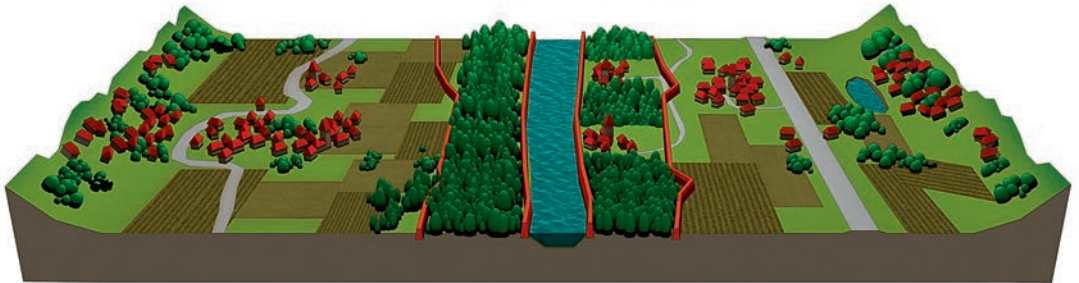
Dazu gibt es neue Forschungsergebnisse. Es zeichnet sich ab: Die Begradigung des Flusses zerstörte keine idyllische Naturlandschaft mit einem ungezähmten Wildstrom, wie oft verbreitet wird. Die Korrektion setzte vielmehr das Ringen der Auedörfer in den Jahrhunderten zuvor fort, sich vor dem Rhein zu schützen, sich zu ernähren und Holz zu ernten. Seit über 1000 Jahren gibt es in der Rheinaue keine natürlichen Waldgesellschaften in flächendeckender Verbreitung, wovon Aue Ökologen ausgehen. Die Vorstellung von der unberührten Natur in der Rheinaue bis 1800, angeblich wegen der Willkür des Wildstroms, ist widerlegt².

Die Urnatur war längst verlassen. Die größten Teile der Rheinaue waren seit über 500 Jahren nicht bewaldet, von Bäumen gerodet und landwirtschaftlich genutzt. Überaus verzweigte Dammsysteme in der Aue bewirkten bereits sehr lange vor der Rheinkorrektion eine völlige Veränderung der »Naturaue Rhein«. Sie teilten die Aue in den Flussbereich, der von Dämmen eingeschnürt wurde und den Auenteil außerhalb der Dämme. In-

Rheinaue 1600



Rheinaue 2017



Kulturaue Rhein um 1600: Dämme am Fluss, Siedlung, Äcker und wenig Plantagen-Wald in der Aue (oben);
Kulturaue Rhein 2017: Verengter Fluss, Siedlung erweitert, Auewälder im Flussbett von 1600 (unten)

nerhalb der Dämme war der Fluss mit den Inseln. Außerhalb der Dämme war die sogenannte Altaue, – wenig oder nicht überschwemmt; in diesem Bereich waren Siedlungen, Wiesen, Felder, Äcker und kleinere Kulturwäldchen landschaftsbestimmend. Die Kulturwaldflächen der Rheinaue bestanden aus ständig genutztem Weiden-Pappel-Gebüsch (Faschinenplantagen) sowie – in kleinerem Umfang – aus gepflanzten Eichen, Ulmen und Wildobstbäumen.

Anstöße für die Naturschutzvision von einer unberührten Naturaue Rhein lieferte der hochverehrte Professor Robert Lauterborn (1869–1952). Er war als Naturforscher über

40 Jahre erfolgreich mit Forschungen am Rhein befasst, sah gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Veränderungen durch die Rheinbegradigung und sprach sich für den Schutz der Rheinlandschaft aus. Von ihm stammt die inzwischen überholte Einschätzung, die Aue sei bis 1800 in weiten Teilen als Naturlandschaft unberührt geblieben und die stürmische Kulturlandschaftsentwicklung am Oberrhein habe vor der Rheinaue Halt gemacht³.

Naturschützer des 20. Jahrhunderts bauen darauf auf. Sie beschreiben die Vegetation der Rheinauwälder und behaupten deren unveränderte Natürlichkeit bis zur Flussbegradigung. Einige der von ihnen im 20. Jahrhun-



Romantisch verklärte Rheinaue vor der Flusskorrektion 1840.
Gemälde von Peter Birmann aus Basel im Stil der romantischen Malerei (Volk 2006, S. 135)

dert kartierten Auewälder mit Eichen, Ulmen und Wildobst sowie einige Weiden-Pappelwälder gelten deshalb bis heute fälschlicherweise als Relikte der ursprünglichen, von keinem Menschen beeinflussten Naturwälder. Diese widerlegte Auffassung ist derzeit die wichtigste Grundlage jeder Naturschutzinformation über die Flussauen in Deutschland⁴.

Überregional bedeutsame Auewald-Naturschutzgebiete des Oberrheins streben als Schutzziel an, die Urnatur des Wildstroms wieder zu erreichen. Die Schutzgebiete Weisweil/Taubergießen, Hördt bei Karlsruhe, Elisabethenwört bei Philippsburg sind Beispiele. Schutzpläne übersehen die Bedeutung der Auewälder als Kulturwälder. Dabei besteht kein Zweifel: Fast 80 % aller heutigen Auewälder zwischen Basel und Mannheim gab es vor

der Flusskorrektion nicht. Die Korrektion hat sie neu geschaffen. Der Zuschnitt aller Waldflächen in der Aue ist das historische Ergebnis vieler Absprachen mit der Bevölkerung; der Waldaufbau erfolgte durchweg nicht von selbst, sondern in mehr als 100 Jahren gegen viele Widerstände. Der bis zu zwei Kilometer breite Rhein wurde auf 250 Meter verengt. Gewässer und Kiesbänke des alten Flusses wurden künstlich zu Landstandorten umgewandelt und mit Auewäldern bepflanzt.

Zahlreiche im Naturschutz engagierte Menschen schöpfen ihre innere Überzeugung von der Naturaue aus der Romantik, insbesondere der Malerei. Bei jeder Fachkonferenz wird das Bild des Basler Malers Peter Birmann gezeigt, das dann als reales Abbild der ganzen Rheinaue vor der Flussbegradigung bewun-

dert wird. Peter Birmann und andere Maler äußerten wiederholt, es gehe ihnen keineswegs um die Abbildung schlichter Auen Realität, sondern um die Überhöhung der Wirklichkeit zur schönsten denkbaren Landschaft⁵ (C. D. Friedrich 1774–1840). Es ist bisher nicht gelungen, die Kommentare der romantischen Landschaftsmaler zu ihren Auebildern in den Naturschutz zu vermitteln.

Eichen-Ulmenwälder oder Pappel-Weidenwälder sind Kulturwälder. Seit über 2000 Jahren haben Menschen diese Waldtypen entwickelt, durch ihren Waldbau gelenkt und immer nach den Bedürfnissen der Städte und Gemeinden in der Aue gepflanzt. Naturschutzpläne vertrauen bei der Walderneuerung ausschließlich auf die Heilkräfte einer »reinen Natur« in der Landschaft. Für den Erhalt der Wälder ist dies zu wenig. Favoriten im Naturschutz wie die Eiche wurden immer gepflanzt, weil die Natur nicht genügend nachliefert. Dies wird auch künftig so sein. Unerwünschte Pflanzen (Neophyten), die massenweise in den Auen vorkommen, können nur durch tatkräftiges Eingreifen in Grenzen gehalten werden. Viele Menschen in Orten der Rheinaue, die sich an dem herrlichen Auewalderbe freuen, wissen dies und wundern sich über so manche Festsetzung in Naturschutzplänen.

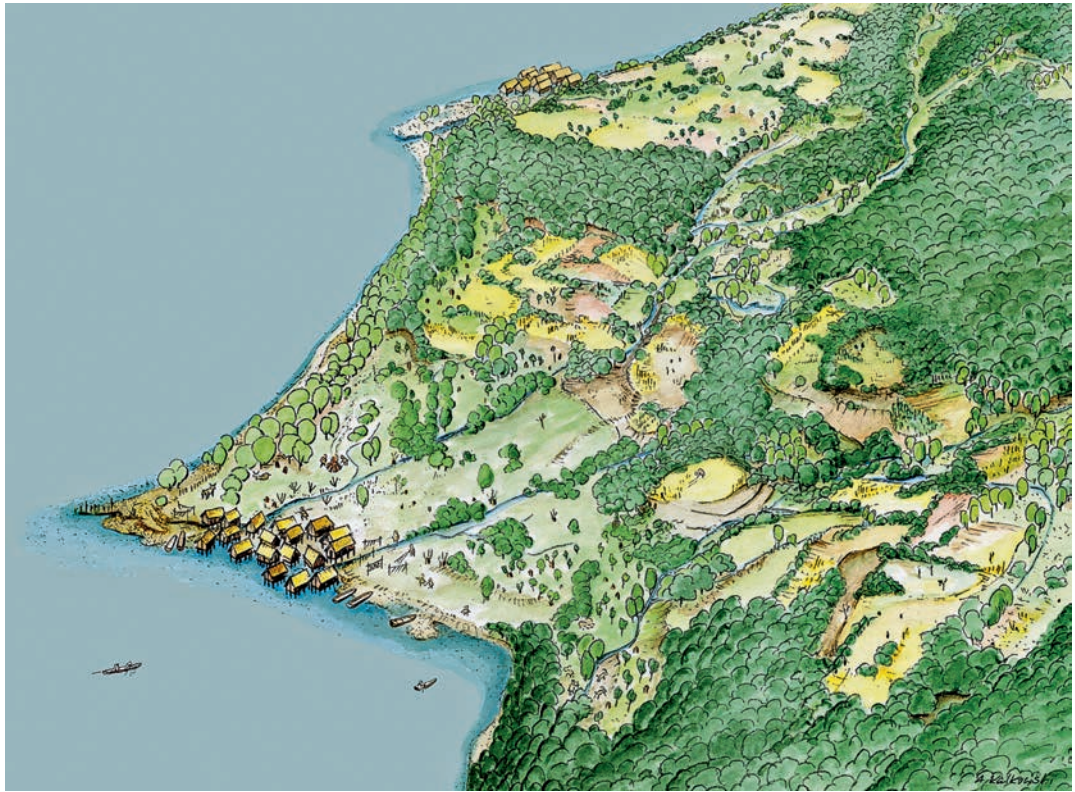
Rheintal ■

Archäologie, Archäobotanik und historische Forschung vermitteln über das Rheintal ein neues Naturverständnis, das stark vom Alter der Kulturlandschaft geprägt ist. Archäobotanik und Pollenanalyse zeigen auf, dass bäuerliche Kultur seit 7000 Jahren die Wälder verändert. Unterschiede zu den Ansichten im Naturschutz gibt es auch über die natürlichen

Baumarten des Rheintals. Das Rheintal war vor 5000 Jahren kein reines Urwaldgebiet, das schnell von der Buche dominiert wurde. Die Buche wanderte damals erst in das Rheintal ein, zeitgleich etwa mit dem Beginn bäuerlicher Kultur. Und die Kiefer war damals schon vor der Buche mehr als 7000 Jahre im Gebiet. Sie verschwand nie mehr aus dem Rheintal. Die Tanne kam mit der Buche und hatte im Breisgau und Kaiserstuhl zur Kelten- und Römerzeit zunächst ansehnliche Anteile. Die Römerzeit griff stark in den Tannenbestand der Rheinebene ein. Rheinebene und Kaiserstuhl verloren früh durch Nutzung nennenswerte Tannenanteile⁶. Im Naturschutz und in der Bannwaldforschung ist der frühe Nadelholzanteil der Rheinebene nicht präsent.

Bäuerliche Kultur veränderte die Kulturlandschaft bereits vor 5000 Jahren grundlegend und großflächig. Am Bodensee wurden frühe Veränderungen in der Landschaft rekonstruiert. Zwei Dörfer am Bodenseeufer mit jeweils über 100 Einwohnern schufen vor 5300 Jahren eine waldarme Kulturlandschaft⁷. Die Ergebnisse vom Bodensee sind auf das Rheintal übertragbar. Eine ähnliche Entwicklung der Kulturlandschaft im Rheintal in der Jungsteinzeit lässt sich aus Pollenprofilen ableiten. Riesige Grabhügel der Bronzezeit (1200 v. Chr.) im Rheintal belegen, dass es damals großflächige wald- und baumfreie Gebiete gab. Zur Römerzeit war die Bewaldung gebietsweise bereits unter 50 % abgesunken. Die Landschaft bestand nicht mehr flächendeckend aus natürlichen Waldgesellschaften ohne kräftigen Einfluss der Menschen. Vielmehr hatte die Römerzeit eine Kulturlandschaft mit hohem Anteil landwirtschaftlicher Nutzflächen und Kulturwäldern geschaffen⁸.

Die Römerzeit kannte im Rheintal bereits Saat und Pflanzung als gezielte Verjüngungsmethode für Wälder⁹. Die Baumart Kiefer



Umwandlung der Urlandschaft in Siedlungslandschaft mit Kulturwäldern am Bodensee durch bäuerliche Kultur 3500 v. Chr. (©LAD-BW/Aquarell: A. Kalkowski, aus: Nelle 2016, S. 40)

und die Saat von Nadelhölzern mussten nicht, wie allgemein angenommen wird, im 16. Jahrhundert eingeführt werden. Die Kiefer war seit 10 000 Jahren im Rheintal. Im Mittelalter wurde mit der Kiefer, der Eiche und der Buche in den Kulturwäldern waldbaulich gearbeitet. Größere Kiefernsaaten lassen sich neuerdings seit 1485 im Rheintal nachweisen. Frühe Nadelholzbeiträge und der Kulturwald des Rheintals seit der Kelten- und Römerzeit sind inzwischen gut belegt¹⁰. Annahmen des Naturschutzes und der Bannwaldforschung von natürlichen Laubwaldgesellschaften und Waldentwicklungen ohne menschliche Einflüsse bis ins Mittelalter sind inhaltlich nicht mehr stichhaltig.

Forstgeschichte hatte herausgefunden, dass mittelalterliche Wälder im Rheintal durchweg ihre Waldeigenschaft im heutigen Sinne verloren hatten und zu baumbestandenen Nutzflächen mit Priorität für die Landwirtschaft umgewandelt wurden¹¹. Diese Wälder hatten keinerlei Anknüpfung an Waldbestände mit unberührten, natürlichen Waldgesellschaften, was im Naturschutz unterstellt wird. In der über 500 Jahre alten Karte des Oberrheingebietes von Martin Waldseemüller kommt dies bereits zum Ausdruck; es kann zusätzlich durch Dokumente bestätigt werden. Von Bedeutung ist der Sachverhalt für die Hardtwälder von Rastatt bis Mannheim und die großen linksrheinischen Hardtwälder Bien-



Hardt- und Aue-»Wälder« 1734 zwischen Durlach und Mannheim: Die Bruchsaler Lußhardt, die Schwetzingener Hardt mit großen Lücken und dünnem Baumbestand. Die heutige Rheininsel Ketsch ist 1734 entwaldet (HStAM, WHK, WHK 19/6, Bearbeitung H. Volk).

wald, Hagenauer Wald bei Straßburg sowie die Hardtwälder bei Breisach/Colmar. Diese Wälder bestehen heute noch, allerdings in verkleinertem Umfang und mit einem dichten Waldaufbau, der mit dem lichten Kultur-»Wald« des Mittelalters und der frühen Neuzeit keine Gemeinsamkeit hat.

Die Feld/Acker/Wiesen/Baumgruppen/Heckenlandschaft der mittelalterlichen Hardt und sonstigen »Wälder« des Rheintals kann aus einer Karte von 1693 entnommen werden¹². Abgebildet wird hier die Schwetzingener

Hardt des 17. Jahrhunderts. Das Übergewicht der Landwirtschaft im »Wald« springt auf der historischen Karte bei den Orten Schwetzingen/Sandhausen/Nußloch und Hockenheim/Reilingen sofort ins Auge. Die schütterere Baumsignatur der Hardt bei Walldorf lässt viele Einblicke in die landwirtschaftliche Nutzung zu. Die Räume zwischen den schütter stehenden Bäumen sind unschwer als Wiesen/Acker/Hecke zu erkennen. Kiefern, Eichen, Buchen, Wildobst und andere Bäume mussten fast immer gesät und gepflanzt wer-



Kulturwald Schwetzingen Hardt 1693. Dominanz der Landwirtschaft im »Wald«: Große freie Flächen ohne Wald; Äcker, Wiesen zwischen Baumbeständen; Gewässerläufe im »Wald« haben beiderseits ausgedehnte Wiesen (GLA KA HfK fd 30, verändert). Heute ist die Hardt voll bewaldet.

den. Der Druck des Ackerbaus und der Viehwirtschaft ließen in den »Wäldern« in der Regel keine Naturverjüngung zu.

Heutige Hochwald Strukturen wurden nicht durch »natürliche Prozesse« erreicht, sondern durch enorme Anstrengungen der Menschen, die seit Jahrtausenden von den Kulturwäldern leben und sie durch Saat und Pflanzung erneuern. Für alle Wälder des Rheintals, auch für die Hardtwälder, ist der lange Weg vom Feld/Acker/Wiesen/Baumgruppen/Hecken-»Wald« zum heutigen dicht geschlossenen, strukturreichen Wald belegbar. Von 1693 an betrachtet dauerte es noch 230 Jahre, bis damit begonnen werden konnte, den heutigen Wald aufzubauen. Die Menschen, die immer vom Wald lebten, leisteten sehr lange und erfolgreich Widerstand gegen

die Umwandlung einer Hardt in einen Wald wie wir ihn kennen¹³. Das Naturschutz- und Waldschutzgebiet Schwetzingen Hardt spricht im Verordnungstext noch ungenügend über diese Landschaftsentwicklung und die positive Beteiligung der Menschen.

Zu den Menschen, die nachhaltige Naturschutz-Leistungen aus den Wäldern des Oberrheins erbringen, gehört auch die vielseitige, multifunktionale Forstwirtschaft. Im Naturschutz und in der Bannwaldforschung wird Forstwirtschaft öfters mit abfälligem Ton als »Wirtschaftswald« umschrieben. Sie wird mit Monokulturen und Kahlschlägen gleichgesetzt, was nicht zutrifft. Forstwirtschaft kann mit guten Argumenten erläutern, dass die Durchsetzung der Vorstellungen des Umweltbereichs vom sogenannten Naturwald, von natürlichen Waldgesellschaften in eine Sackgasse führt und einen Verlust an Vielfalt in den Kulturwäldern Mitteleuropas bringt. Der Naturwald von einst ohne menschlichen Einfluss, der fast in jedem Schutzgebiet als Auflage verlangt wird, war hinsichtlich der Baumarten und der Begleitvegetation viel bescheidener ausgestattet als die heutigen Wälder.

Schwarzwald ■

Naturschutzbereich und Bannwaldforschung verschließen sich bisher den neuen Erkenntnissen über 3500 Jahre Nutzung und Entwicklung der Kulturwälder des Schwarzwaldes. Mit Nachdruck wird behauptet, der Schwarzwald wäre bis zur Aufsiedlung durch die Klöster im Mittelalter ein großflächiges Urwaldgebiet gewesen, fast ohne Menschen, die nutzten. Diese Ansicht wird in den großen Schutzgebieten Nationalpark Nordschwarzwald und Biosphärenreservat Südschwarz-

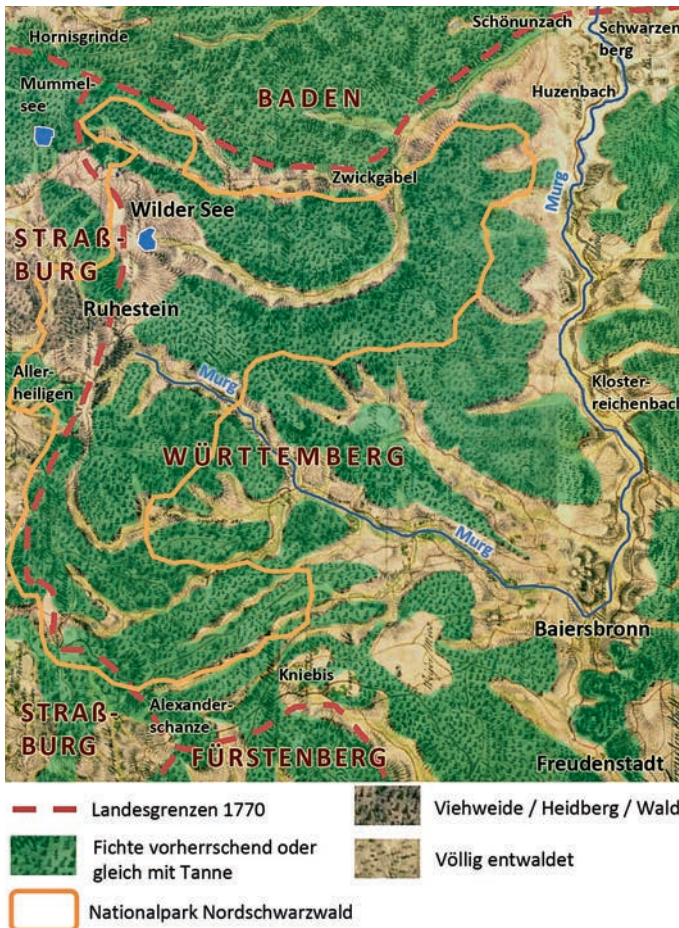
wald durch Ranger, Lehrpfade, Bannwaldbrochüren und Monographien propagiert. Der Abglanz der früheren Urnatur soll in Reservaten in neuem Glanz erstrahlen. Der Totalschutz sei der Weg zur Heilung der Natur, zur Erhaltung der Biodiversität.

Auf Informationstafeln der Naturschutzverwaltung wird der Urwald von einst wieder belebt. Der Wanderer habe noch im Mittelalter auf den Gipfelhöhen des Feldbergs und des Ruhesteins ein Panorama mächtiger alter Urwald-Tannen und Buchen um sich gesehen. So unberührt von Siedlung, Nutzung

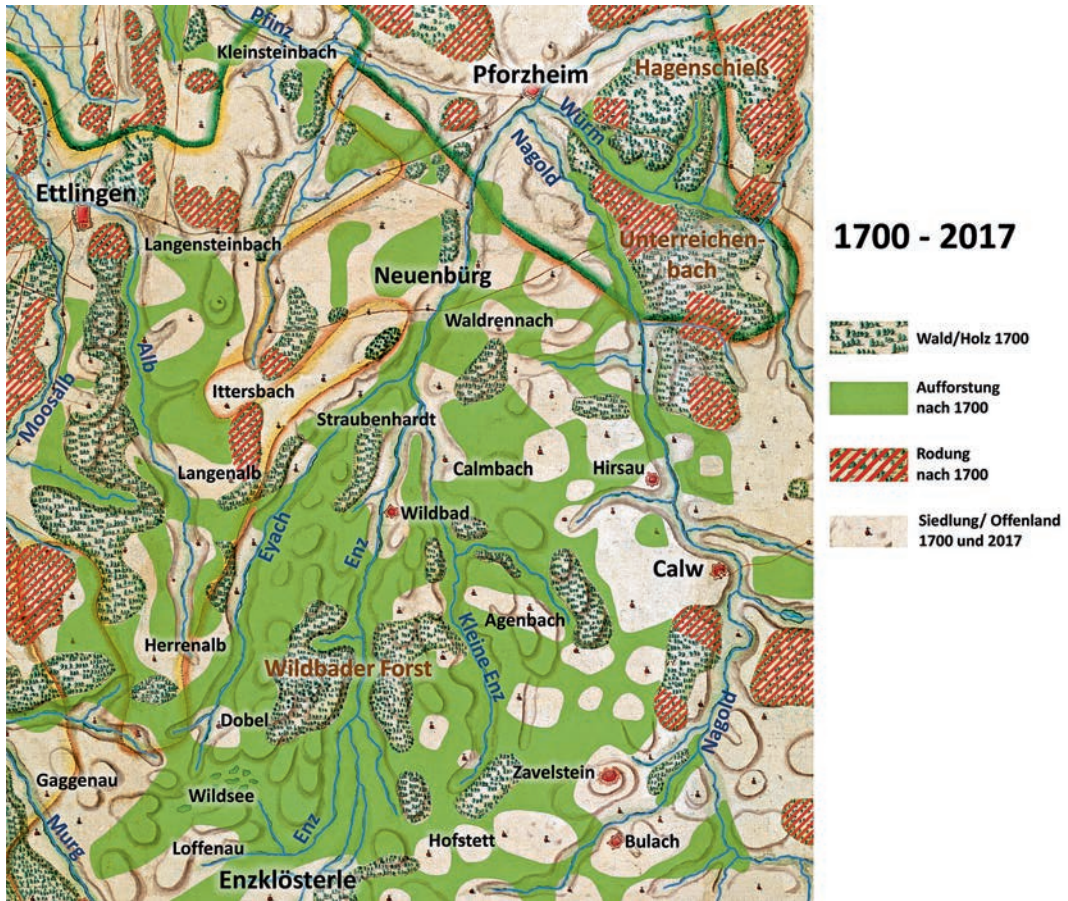
und Veränderung durch Mensch und Vieh waren die Wälder auch in den Hochlagen des Schwarzwaldes nicht. Der Nordschwarzwald hatte zur Kelten- und Römerzeit bereits 20–30 % Offenland, also schon viel Wald eingebüßt. Im Mittelalter hatte der ganze Schwarzwald unter 50 % Waldanteil. Viele Schwarzwaldgemeinden wie Schonach lebten 1780 mit gerade einmal 16 % Wald. Auch diese Wälder waren keine Urwaldrelikte, sondern landwirtschaftlich genutzte Baumflächen. Der Urwald von einst konnte sich im Schwarzwald längst nicht mehr halten. Er

wurde schon in der vorrömischen Zeit zum Kulturwald umgewandelt¹⁴.

Besonders aufregend ist diese Erkenntnis im Nationalpark Nordschwarzwald. Desse Zentrum war um 1750 waldfrei. Sogar das steile Kar zum Wilden See hatte den Waldcharakter eingebüßt. Es standen dort nur wenige Einzelbäume; prägend waren im Gebiet die Weideflächen für die riesigen Viehherden, von denen die Region lebte¹⁵. Die Bannwaldforschung hat diesen charakteristischen Teil der Landschaftsentwicklung in der Überlieferung gelöscht. Jetzt wird das Gebiet im Nationalpark falsch gedeutet. Es sei einem Großbrand um 1800 zum Opfer gefallen, nachdem vorher noch der geldgierige Württembergische Landesherr die letzten Urwaldtannen abholzen ließ und nach Holland verkaufte. Der Nationalpark folgt damit ganz der



Schwarzwald 1750: Das Zentrum des Nationalparks um den Wilden See ist waldfrei; die Fichte ist damals neben der Tanne Hauptbaumart im ganzen Park (Volk 2017, S. 49).



Großräumige Kulturwald-Veränderung in 320 Jahren (1700–2017): Der extrem waldarme Schwarzwald von 1700 zwischen Neuenbürg und Enzklösterle wird durch Baumpflanzung der waldreiche Naturraum von heute; Siedlungszentren wie Karlsruhe, Pforzheim, Calw verlieren viel Wald durch Rodung.

Märchenerzählung »Das kalte Herz« von Wilhelm Hauff¹⁶.

Das schöne Märchen sollte nicht zur Geschichtsklitterung benutzt werden. Große Teile des Nationalparks und sein Zentrum waren seit dem Mittelalter ganz ohne Wald oder als Weidewälder mit Gräsern und Sträuchern genutzt. Buche und Tanne hatten im Mittelalter ihre Dominanz in der Landschaft verloren. Die Fichte nutzte schon zur Römerzeit ihre Chancen zur Ausbreitung, weil der Urwaldcharakter großflächig verloren war und

der landwirtschaftlich genutzte, lichte Wald vorherrschte. So verwundert es nicht, dass die Fichte 1770 im ganzen Nationalpark in lichten »Wäldern« vorherrschend oder gleich auf mit der Tanne war. Im Zentrum des Nationalparks, dem sogenannten »Urwald Wilder See« wurde der heutige Wald nach 1800 gesät und gepflanzt. Viele Menschen aus dem Badischen und Württembergischen Umland pflanzten diesen Bannwald und die Wälder des Nationalparks. Das sollte nicht länger verschwiegen werden. Die Region möchte sich daran erin-

nern, dass diese herausragende Kulturleistung den Ursprung des Parks bildet.

In Veröffentlichungen des Naturschutzes findet sich fast nichts über die Jahrtausende des spannenden Verhältnisses von Nutzung der Natur und Leben der Menschen. Umso wichtiger ist es, dass Heimat- und Wandervereine verfolgen, was im Naturschutz und der Bannwaldforschung gedacht wird. In den Diskussionen mit dem Nationalpark und seinen Veröffentlichungen wird deutlich, wie wenig der Park für Landschaft und Wald, früheres Leben in den Kulturwäldern und die Verbindung mit der Heimat Schwarzwald übrig hat¹⁷.

Der Park will die Idee der Wildnis an sich und den Schutz menschenleerer Reservate befördern. Gesteuert wird er dabei von bundesweiten Netzwerken des Naturschutzes. Überall in Deutschland verabschieden sich deshalb Parke und Waldreservate von der aktiven Präsentation lebender Bäume, von lebendiger grüner Waldstruktur der Kulturwälder. Demgegenüber stellen sie die Zerstörung der Natur durch Orkane (»Lotharpfad« im Nationalpark) und das Grau der Totholz-Baumskelette in den Vordergrund. Vielen Bäumen wird ihr Vorhandensein ohne Grund angekreidet. Besonders hart trifft es die Fichte¹⁸. Sie wird sogar im Schwarzwald in ein schlechtes Licht gerückt, obwohl sie seit Jahrtausenden im Gebiet ist. Im Schwarzwald war sie früh als Baumart begehrt, ihre Ausbreitung war von den Schwarzwäldern gewünscht.

Nationalparke und Reservate polarisieren die Einstellungen der Menschen zum Kulturwald. In der Region wird es deshalb weiter Vorbehalte gegen ein Projekt Nationalpark geben, das die Landschaft und das Leben aus dem Wald und für den Wald in Jahrtausenden nicht gelten lassen will. Menschen lebten von der Natur, entwaldeten den Schwarzwald und bauten ihn wieder auf: Extreme Waldarmut

bestand im Nordschwarzwald im Jahre 1700. In 300 Jahren wurden mit großen Anstrengungen immer neue Wälder angebaut. Heute ist der Waldreichtum mit herrlichen Hochwäldern charakteristisch. Waldnationalparke und -reservate wollen dieses europaweit bedeutsame Natur-Kulturerbe nicht beachten. Die Wildnis Bewegung glaubt allein an die Rückentwicklung zum Tannen-Buchen-Urwald. Diese ist weder möglich noch sinnvoll; denn das Naturerbe Kulturwald wird dauerhaft bleiben. Es prägt die Wälder heute und in der Zukunft.

Menschen haben in Mitteleuropa Jahrtausende früher den Urwald verlassen und überall Kulturwälder geschaffen. Theorien und, vor allem, politische Festsetzungen der Umweltministerien und der Naturschutzverbände ignorieren die landschaftliche und kulturelle Entwicklung der Wälder in Jahrtausenden. Die Debatte darüber ist notwendig. Ein Ausgleich zugunsten der Kulturwälder ist wünschenswert. Kulturwälder sind lebenswerter als die Wildnis der Urwälder, die den meisten Menschen unheimlich ist. Grundlagen für eine Verbesserung der Position der Kulturwälder im Naturschutz sind reichlich vorhanden.

Anmerkungen

- 1 Stadt Karlsruhe: <https://ka.stadtwiki.net/rheinaue>, aufgerufen am 27.4.2017.
- 2 Helmut Volk: Der Oberrhein als Spielball der Politik. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins »Schau-ins-Land«, 2006, S. 135–138; Helmut Volk: 350 Jahre Umbau der Landschaft in der Oberrheinaue, Badische Heimat, 2008, S. 6–17; Helmut Volk: 320 Jahre Landschaftsveränderung in der Rheinaue bei Germersheim/Philippsburg. Selbstverlag Arbeitskreis Flusssauen und Auewälder, Freiburg 2010, 39 S; Helmut Volk: Die Rheinauen-Eine Karlsruher Landschaft als Naturerbe. G. Braun-Verlag, 2014, S. 20–30.

- 3 Robert Lauterborn: Der Rhein-Naturgeschichte eines deutschen Stromes. 1. Band, 2. Hälfte, Kommissionsverlag der Buchhandlung August Lauterborn, Ludwigshafen 1938, S. 1–7; Robert Lauterborn: 50 Jahre Rheinforschung, Lavori Verlag Freiburg, 2009, S. 49–51.
- 4 Bundesamt für Naturschutz: Auenzustandsbericht, Bonn 2009, 34 S.
- 5 Zitat von Caspar David Friedrich (1774–1840) an seinem Denkmal auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden: »Der Maler soll nicht bloss malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er also nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht«.
- 6 Helmut Volk: Das Naturerbe »Wald« und der Einfluss des Menschen, LWF aktuell, 107, 2015, S. 15–53. Helmut Volk: 5000 Jahre Wälder am Oberrhein. Allgemeine Forstzeitschrift/Der Wald, 15, 2017, S. 32–36.
- 7 Jutta Lechterbeck, Matthias Merkel: Die neolithische Siedlungsdynamik zwischen Hegau und Bodenseeufer. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg, Theis Verlag, 2013, S. 41–46; Oliver Nelle: Dendrochronologie, Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Stuttgart, 2016, 1, S. 37–48.
- 8 Marcus Nenninger: Forstwirtschaft und Energieverbrauch – Der Wald in der Antike. In: Imperium Romanum, Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Archäologisches Landesmuseum Esslingen/Neckar, 2005, S. 388–392.
- 9 Wie Ziff. 8.
- 10 Helmut Volk, Karlsruhe und seine Wälder, Badische Heimat, 2016, S. 424–441. Helmut Volk: 5000 Jahre Wälder, 2017, wie Ziff. 6, S. 32–36.
- 11 Gürth, Peter, Wer hat Dich, Du schöner Wald – 5000 Jahre Mensch und Wald in Baden-Württemberg, Silberburg Verlag, Tübingen, 2014, S. 71–73.
- 12 GLA Karlsruhe HfK fd 30, 1693.
- 13 Helmut Volk: Karlsruhe ..., 2016, wie Ziff. 10, S. 430–435.
- 14 Manfred Rösch, Der Nordschwarzwald – Das Ruhrgebiet der Kelten, Alemannisches Jahrbuch 2009/2010, Freiburg, 2011, S. 155–169; Manfred Rösch, Agrarkrisen in der Vergangenheit. Römisch-Germanisches Nationalmuseum, 11, 2011, S. 87–93; Manfred Rösch, Gegeensuvd Tserendorj: Florengeschichtliche Beobachtungen im Nordschwarzwald. Hercynia N. F. 44, 2011, S. 53–71.
- 15 Helmut Volk: 5000 Jahre Wälder ..., 2017, wie Ziff. 6, S. 34–36.
- 16 Wolfgang Schlund, Georg Jehle, Charly Ebel: 100 Jahre Bannwald Wilder See. Schriftenreihe FORSTBW, 85, 2011, S. 42–45.
- 17 Wolfgang Schlund et al.: 100 Jahre Bannwald ... 2011, S. 62–141.
- 18 Gesa Gottschalk, Wald ohne uns, GEO, 05, 2017, S. 28–50.

Abkürzungen

GLA KA: Generallandesarchiv Karlsruhe
 HStAM WHK: Hessisches Staatsarchiv Marburg,
 Wilhelmshöher Kriegsarchiv
 SHD: Service Historique de la Défense, Paris



Anschrift des Autors:
 Dr. Helmut Volk
 Arbeitskreis Flussauen und
 Auewälder
 Silberbachstraße 4
 79100 Freiburg
 helmut_volk@arcor.de

Deutsch-französische Jahre in Baden-Baden

Reiner Haehling von Lanzenauer

Nach dem Kriege war die Bäderstadt Baden-Baden zum Verwaltungssitz für die französischen Besatzungstruppen erhoben worden. Von nun an lebten unzählige Franzosen und Deutsche auf recht engem Raum nebeneinander, so dass sich mannigfache persönliche Kontakte anbahnten. Dies führte dazu, dass im Frühjahr 1956 die Deutsch-Französische Gesellschaft gegründet wurde. Sie bietet bis heute eine Plattform für zahllose freundschaftliche Begegnungen. Und jetzt konnte der Verein sein 60-jähriges Bestehen feiern. Da der Verfasser, damals junger Gerichtsreferendar, die Anfänge miterlebt und mitgestaltet hatte, wurde er vom Vorstand gebeten, Rückschau zu halten. Hier der Wortlaut seines Vortrages.

Die meisten von Ihnen haben den Zweiten Weltkrieg nicht mehr selbst erfahren, einige jedoch haben jene Jahre der Bedrängnis noch ganz nah erlebt. Am 12. April 1945 ging für unsere Stadt dieser schon lange aussichtslose Krieg zu Ende. Von zwei Seiten her, durch die Rheinebene und aus dem Murgtal über die Wolfsschlucht rückten französische Truppen auf Baden-Baden vor. Eigentlich war nicht geplant, dass die offene Lazarettstadt verteidigt werden sollte. Doch unerwartet kam es zu einer lebensbedrohenden Situation: Frühmorgens hatten im Kurhausgarten zwei deutsche Flakgeschütze vom Kaliber 8,8 feuerbereit Stellung bezogen. Der Zugführer verweigerte eine Abfahrt, berief sich auf Befehle. Da machten sich drei mutige Bürger – der kommissarische Oberbürgermeister Schmitt, der Oberstabsarzt Dr. Fischer und der pensionierte General Waeger – in einem Pkw auf zum Armeegefechtsstand drüben in Bühlerlertal. Dort gelang es ihnen, den befehlshabenden deutschen General zur fernmündlichen Rücknahme der Kampflinie und damit

zum Abzug der Flakartillerie zu veranlassen.¹ Durch dieses beherzte Eingreifen sind Bombardierung und Beschießung der Stadt in letzter Minute abgewendet worden. Kampflos konnten die französischen Soldaten durch die Innenstadt vorrücken. Lediglich in der Stephaniestraße kam es zu einem kurzen Schusswechsel, draußen im Stadtteil Lichtental zu einem mehrstündigen Gefecht.

Als keine Schüsse fielen, wagten sich erste Neugierige aus den Kellern. Auf den Straßen standen Panzerfahrzeuge, Lastwagen und zahlreiche Jeeps. Rauchend und essend saßen die Soldaten auf ihren Fahrzeugen oder liefen umher. Marokkaner kletterten behende auf die Bäume der Sophienstraße, schlugen große Äste herunter, um Kabel für das Feldtelefon zu verlegen. Vor dem Theater hatten die afrikanischen Soldaten ein Biwakfeuer entzündet, um Hammel zu braten. Dazwischen sah man gefangene Wehrmachtsoldaten, die mit erhobenen Händen von ihren Bewachern zu den Sammelstellen, eine davon im Hotel Europäischer Hof, abgeführt wurden. In der

Polizeidirektion richtete man nun eine französische Kommandozentrale ein. An Plakatsäulen und Wänden wurden Anordnungen des Militärgouvernements angeschlagen: Alle deutschen Militärangehörigen hatten sich zu melden, Waffen jeder Art waren abzuliefern. Schließlich verlangten die Besetzer eine förmliche Übergabe der Stadt. Da der kommissarische Oberbürgermeister Schmitt noch nicht aus Lichtental ins Rathaus zurückgekehrt war, brachte man den Oberrechnungsrat Meckle in einem Kraftwagen zum Hotel Terminus, wo er die Übergabeschrift unterzeichnete.

An den folgenden Tagen richteten sich die Besetzer häuslich ein. Ab 14. April amtierte Lieutenant Colonel Moutenet als erster Militärgouverneur unserer Stadt. Jeden Morgen hatte der Oberbürgermeister mit seiner Dolmetscherin anzutreten, um die Befehle entgegenzunehmen. Vor allem ging es um die Beschlagnahme von Räumen jeder Art für die Bedürfnisse der Besatzungsmacht. Dazu benötigte man die Bereitstellung von Mobiliar, Bettwäsche, Geschirr und anderes mehr. Bei der Stadtverwaltung musste ein »Beschaffungsamt« eingerichtet werden, dessen Angestellte sich gezielt um die Bedürfnisse der Besatzungsmacht zu kümmern hatten. Hierzu gehörten auch Dienstleistungen mannigfacher Art durch deutsche Hilfskräfte. Zuweilen wurden Straßen oder Plätze gesperrt für Paraden. Da bewunderten die Bürger dann die bunt uniformierten Spahis auf ihren kleinen Pferden und die blau gekleideten *Chasseurs Alpins*, die in raschen Schritten vorbeimarschierten unter den hellen Tönen der französischen Militärmusik. Dahinter ratterten Panzerwagen heran.

Nur zu bestimmten Stunden durften sich die Einwohner in der Öffentlichkeit bewegen. Die übrige Zeit, insbesondere nachts, herrschte Sperrstunde. Wer in andere Besatzungszonen verreisen wollte, musste einen »Passierschein«

beantragen, der am Bahnhof oder im Zug vorzuweisen war. In den Wohnungen durften die Bürger nur in bestimmtem Umfang Elektrizität nutzen, stundenweise war das Gas abgestellt. Die Abgabe aller Radiogeräte, Fotoapparate und sogar der Tennisschläger wurde unter Strafantrohung angeordnet. Größte Sorge der Bürger bildete der Nahrungsmangel, gab es doch anfangs bloß 1000 g Brot und etwa 50 g Fett und wenig Fleisch pro Woche, alles Eßbare natürlich nur gegen Lebensmittelmarken. Die Stimmungslage der Einwohnerschaft war damals sehr bedrückt. Gleichwohl brachten die meisten Bürger Verständnis auf. Sah man doch ein, dass Frankreich soeben noch ein über vierjähriges deutsches Besatzungsregime mit Deportationen, Arbeitslagern, Requisitionen und Gestapowillkür hatte erdulden müssen. Und man wusste, dass auch im Nachbarlande gegenwärtig noch Mangel an Nahrungsmitteln herrschte.

Im Sommer 1945 überließen die Franzosen die von ihnen eroberten Städte Karlsruhe und Stuttgart den Amerikanern. Aus diesem Grunde wurde das Oberkommando über die französischen Besatzungstruppen nach Baden-Baden verlegt. Chef wurde General Koenig,² der im requirierten Hotel Brenner amtierte. Als persönliche Residenz hatte er die schlossartige Villa Hahnhof gewählt. Alte Baden-Badener erinnern sich wie er, eskortiert von weiß behelmten Militärpolizisten auf Motorrädern, täglich durch die Bertholdstraße zur Arbeit fuhr. Der Erhebung Baden-Badens zur Zonenhauptstadt folgte der Einzug von unzähligen Administrateuren, Büroangestellten und Schreibkräften. Ebenso wie die Armee-Offiziere ließen diese nun ihre Familien aus dem französischen Heimatland nachkommen. Für deren Unterbringung mussten immer mehr Villen und Wohnungen beschlagnahmt werden. Selbst die meisten Läden der

Innenstadt beherbergten nun den Besitzern vorbehaltene Verkaufsstellen, Popotes oder Bars. Nach einer französischen Darstellung sollen damals etwa 44 000 Franzosen neben etwa 31 000 Deutschen in der Stadt gelebt haben.³ Abhilfe suchte man, indem die Ausreise nach Kriegsbeginn zugezogener Personen ebenso wie belasteter ehemaliger Nationalsozialisten angeordnet wurde. Übrigens wurde die Entnazifizierung der Anhänger der NS-Partei und deren Gliederungen von dem *Service Central de Dénazification* eingeleitet und einheimischen Spruchkammern übertragen.⁴

Während der ersten Besatzungswochen war die Bevölkerung weitgehend abgeschlossen vom Weltgeschehen. Wer allerdings Französisch lesen konnte, war gut dran, denn in dem für Armee-Angehörige eingerichteten Buch- und Zeitungsladen am Leopoldsplatz (Haus Sophienstraße Nr. 6) wurden jeden Morgen die frischen Tageszeitungen aus Frankreich an die Schaufensterscheiben geheftet. Eine Planskizze zeigte da, dass der ehemalige deutsche Staat jetzt in vier Besatzungszonen aufgeteilt war. Ab August erschien endlich das lokale Tagblatt wieder, vorweg nur zweimal wöchentlich, beschränkt auf einen Druckbogen. Und im März 1946 ging im ehemaligen Hotel Elisabeth an der Moltkestraße der neu errichtete Südwestfunk auf Sendung.

Eine jahrzehntelange Dauer des strengen Besatzungsregimes wurde damals befürchtet. Ein Ende der Not schien nicht in Sicht, denn ein deutscher Staat bestand faktisch nicht mehr. Viele junge Menschen zweifelten an einer Zukunft. Doch einer versprach den Wechsel: Am 4. September 1945 besuchte der Präsident der »Vorläufigen Regierung« Frankreichs, General De Gaulle, die Stadt Freiburg. Auf einem Empfang erklärte er, dass alle Westeuropäer guten Willens und gesunden Menschenverstandes eine Gemeinschaft bildeten. Zu-

gleich sicherte er französische Unterstützung für den deutschen Wiederaufbau zu.⁵ Worte, die die deutsche Seite Hoffnung schöpfen ließ, von den Besitzern aber als Anstoß zum Umdenken verstanden wurde. Wenn auch die historische Erklärung des Staatspräsidenten keinen unmittelbaren Wandel bewirken konnte, so wurden von nun an in langsamen Schritten Zeichen einer Annäherung sichtbar. Hilfreich war dabei die Requisitionspraxis. Während Amerikaner und Engländer die benötigten Häuser oder Wohnungen vollkommen evakuierten, mussten in unserer Zone die Bewohner zumeist nur einen Teil ihrer Wohnung überlassen, in den restlichen Zimmern durften sie verbleiben. Das führte dazu, dass man einen Teil der Räumlichkeiten, namentlich die Küche, gemeinsam benutzen musste. Diese Praxis klappte nur dank gegenseitiger Absprachen und kleiner Hilfen. Bald erkannte man da, dass beim Gegenüber mancherlei vergleichbare Denkweisen und Lebensgewohnheiten wirkten. Und nebenbei konnte man einige Begriffe oder Redensarten aus der Sprache des anderen erlernen. Nicht selten entwickelten sich schon hier einzelne Freundschaften, die die spätere Trennung lange überdauerten.

Einen bedeutsamen Faktor deutsch-französischer Annäherung bildete die Kulturpolitik, gesteuert von der *Direction des Affaires culturelles* unter Raymond Schmittlein.⁶ Sie sorgte dafür, dass im Kleinen Theater am Goetheplatz wie im Großen Bühnensaal französische Stücke gespielt wurden und dass französische Künstler auftreten konnten. Balzac, Claudel, Corneille, Marivaux, Musset und Sartre standen auf dem Programm der erstklassigen Gastspieltruppen aus dem Nachbarland. Die Ballets der Champs-Élysées gastierten, Yves Montand begeisterte auf den Bühnenbrettern des Kurhauses. In den Kinos liefen französische Filme, anfangs nur mit übersetzten

Untertiteln. Berühmte Schauspieler wie Jean Marais, Odette Joyeux, Gérard Philippe oder Madeleine Sologne lernte man auf der Leinwand kennen. Ganz wichtig war die Neubelebung des deutschen Literaturbetriebs, wozu dem vor dem Kriege nach Frankreich emigrierten Dichter, jetzt französischen Staatsbürger Alfred Döblin⁷ eine tragende Rolle zukam. Als Administrateur förderte er unbelastete Schriftsteller wie Otto Flake oder den aus Baden-Baden stammenden Reinhold Schneider.⁸ Döblin veranstaltete Treffen mit Schriftstellern, regte aktuelle Themen an, kümmerte sich um Zuteilung des streng rationierten Papiers. Bereits ein Jahr nach Kriegsende wurde im Kurhaus die Ausstellung »Frankreich – Baden im Spiegel der Geschichte 1660–1860 eröffnet«. Sie setzte ein Zeichen, denn an Hand von zahlreichen Exponaten aus beiden Ländern machten die französischen Veranstalter die vielen historischen Gemeinsamkeiten anschaulich.⁹ Nach zwölfjähriger Isolierung durch die Nazidiktatur hatten uns die Franzosen den freien Blick auf das europäische Geistesleben wieder erschlossen. Gerade die jungen Generationen sind durch diese kulturelle Zuwendung maßgeblich geprägt worden.

Frühes politisches Leben regte sich, als im September 1946 zu den ersten Gemeinderatswahlen aufgerufen wurde, im Mai 1947 folgten Wahlen für den Landtag (Süd)Badens. Die neu gewählte Landesregierung bezog ihren Sitz in Freiburg, Staatspräsident wurde der Baden-Badener Oberstudiendirektor Wohleb.¹⁰ Dankbar vermerkten die Bürger dieses Heranwachsens früher verfassungsmäßiger Strukturen. Sie ermöglichten eine gezieltere Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht, beispielsweise im Schulwesen, für die Landwirtschaft, für die Gerichtsbarkeit. Mehr und mehr waren nunmehr die französischen wie die deutschen Stellen auf Ausgleich bedacht, man vertraute

einander. Langsam besserten sich die Lebensverhältnisse im Lande, wenn auch Industrie und Gewerbe infolge Kriegszerstörung, Demontagen oder Rohstoffmangel noch weiterhin darnieder lagen. Trotz alledem hatten die Baden-Badener ersichtlich nicht ihren Humor verloren. Ein Beispiel: Ende März 1947 berichtete die Tageszeitung, bei Grabungen auf dem Schlossberg sei eine Quelle entdeckt worden, deren heißes Wasser die Kleidung der Arbeiter in leuchtendes Weiß ausgebleicht habe. Neben vielen Neugierigen hoffte wohl auch mancher ehemalige SA-Mann, seine braune Uniform in eine weiße Weste verwandeln zu können. Eine wahre Völkerwanderung setzte ein, doch die Wunderquelle blieb unauffindbar. Am nächsten Tage gestand die Redaktion den gelungenen Aprilscherz.¹¹

Beklemmend wirkte auf die Menschen die herrschende Geldentwertung. Mit den Reichsmarkscheinen ließen sich nur einige Grundbedürfnisse decken, ansonsten gab es einfach nichts zu kaufen, es sei denn man erstand Schwarzmarktware zu oft inflationären Preisen. Einen Paradigmenwechsel brachte da die Währungsreform vom Juni 1948. Mit Einführung der kaufkräftigen D-Mark füllten sich die Schaufenster mit begehrten Waren, im Gegenzug wurde die Arbeitsleistung wieder angemessen entgolten. Mit frischem Ansporn gingen nun die Menschen ans Werk, schon bald brach das so bezeichnete Wirtschaftswunder an. Baden-Baden stand allerdings vor dem Problem, wie sich unsere Stadt angesichts der überwiegend beschlagnahmten Hotels und Restaurants, requirierten Häuser, Büros, Wohnungen und Ladengeschäfte weiterentwickeln könnte – war doch Existenzgrundlage der einst pulsierende Fremdenverkehr gewesen. Oberbürgermeister Schlapper¹² erhob daher die Forderung, Baden-Baden müsse wieder Kurstadt werden. Nach zähen

Verhandlungen, die ihn bis in Pariser Ministerien führten, erklärten sich die Franzosen bereit, in ein neu zu errichtendes Stadtviertel umzusiedeln. So entstand in der Zeit etwa von 1950–58 südwestlich von der Ooser Kaserne der Stadtteil Cité mit Verwaltungsgebäuden, Schulen, Wohnblocks, Supermärkten, Kirche und Kino, allesamt für die Angehörigen der Streitkräfte bestimmt. Am 5. Mai 1955 haben die »Pariser Verträge« das Ende der Besatzungsepoche eingeläutet. Die Bundesrepublik trat als gleichberechtigter Partner in die NATO ein, im Kasernenhof wurde neben der Trikolore die Bundesflagge hochgezogen. Die französische Armee blieb weiterhin am Ort, nunmehr als verbündete Stationierungstruppe. Und in den zwischenmenschlichen Beziehungen brauchte kein wesentlicher Stimmungsumschwung mehr einzutreten, hatte sich doch bereits in den Jahren zuvor ein gutnachbarliches Verhältnis herausgebildet.

Der Auszug aus der Innenstadt erschwerte nicht nur die gewachsenen freundschaftlichen Verbindungen. Die Veränderung hinderte darüber hinaus die Neuankömmlinge in der Cité, Deutsche und ihre Lebensart kennen zu lernen. Es stand zu befürchten, dass unsere französischen Mitbürger isoliert unter sich leben müssten. In dieser Lage fand sich eine Gruppe von Franzosen und Deutschen zusammen, gewillt eine Ebene der Begegnung zu schaffen. Auf französischer Seite gehörten dazu der Colonel de Segonzac, der Délégué Sée und Monsieur Schneider, Zivilangestellter beim Generalstab. Von deutscher Seite kamen der Syndikus Dr. Philipp Buss, der Landgerichtsdirektor Heinrich Zimmermann, der Pfarrer Karl Ippach, der Arzt Dr. Hermann Bauer und ich selbst, damals junger Gerichtsreferendar. Am 16. März 1956 fand im Hotel Badischer Hof ein erstes Treffen statt. Nach ausführlicher Diskussion beschloss man die

Gründung eines Vereins zur Pflege deutsch-französischer Beziehungen auf menschlichem, kulturellem, wissenschaftlichem, erzieherischem, sozialem und sportlichem Gebiet. Ein kleiner Ausschuss wurde gebildet, der eine Satzung auszuarbeiten hatte. Sodann wurde die Gründungsversammlung einberufen in die Gaststätte Krokodil, also hierher in diese quasi vereinshistorisch gewordenen Mauern. Ich verhehle nicht, dass wir recht besorgt waren, ob sich genügend interessierte Personen einfinden würden. Doch das Ergebnis übertraf alle Erwartungen – über hundert Personen kamen herbei, billigten die Satzung und wählten M. de Segonzac zum französischen sowie Dr. Buss zum gleichrangigen deutschen Präsidenten, dazu den paritätisch besetzten Vorstand/Comité. Dank der Initiative der französischen Freunde konnte der neue Verein sogleich über eigene Räume im Obergeschoss des Foyer de Garnison am Robert-Schuman-Platz verfügen. Dies brachte noch einen weiteren Vorteil: Soldaten aus der Ooser Kaserne, die in ihrer Freizeit die unteren Räume im Foyer besuchten, konnten ohne weiteres in die Vereinsveranstaltungen einbezogen werden.

Die nun einsetzenden Angebote der jungen Vereinigung waren von nahezu kaleidoskopischer Vielfalt: Kurse zur Erlernung der Partnersprachen wurden gehalten, regelmäßig fanden Vorträge statt, Filme liefen, Ausstellungen deutscher und französischer Künstler fanden statt. Die Älteren trafen sich im Salon zur abendlichen Unterhaltung oder auch zum Kartenspiel. Die Jugend fand an den Samstagabenden beim Tanz zusammen oder spielte in einer Ecke des Sekretariats Tischtennis. Literatur beider Sprachkreise konnte in der vereinseigenen Bücherei entliehen werden. Studienreisen oder Besichtigungsfahrten führten beispielsweise zu den Schlössern der Loire, auf die Burgen im Elsass, über die Romanti-

sche Straße oder ins Pforzheimer Schmuckmuseum. Gerne angenommen wurden die Ausflüge zum gemeinsamen Spargelessen, zur Tarte flambée oder zu einer Weinprobe. Zusammen feierte man Neujahr und den Nationalfeiertag am 14. Juli. Und über lange Jahre hat das deutsch-französische Lehrersehepaar Vollmer den Schüleraustausch zwischen unseren Ländern organisiert. Maßgeblich hat sich der Vorstand im Jahre 1961 eingeschaltet in die Vorbereitungen für die Jumelage mit Menton in Südfrankreich, was wiederum zu vielen Begegnungen mit den Bewohnern der neuen Partnerstadt führte. Diese meine Aufzählung kann natürlich nur einen kleinen Ausschnitt aller damaligen Veranstaltungen wiedergeben.

Mit ihren mannigfachen Aktivitäten wurde die Gesellschaft zugleich im öffentlichen Raum wahrgenommen: Noch im Jahre 1956 besuchte der ehemalige französische Ministerpräsident und Außenminister Robert Schuman unseren Cercle. Zum 10-jährigen Vereinsjubiläum hielt der Vizepräsident des Bundestages, Carlo Schmid, im Kurhaus den Festvortrag. Während der Baden-Badener Amtszeit 1966–1969 waren General Jacques Massu und seine Frau besonders engagierte Förderer unserer Anliegen. Zur 25. Jahresfeier kam der Botschafter Seydoux de Clausonne mit einem Vortrag, zum 30. Jubiläum beehrte uns Pierre Pflimlin, Präsident des Europaparlaments, mit seinem Besuch und einer Ansprache. Das 40-jährige Jubiläum war geprägt von einer reich bestückten Kulturwoche, die mit einem Gala-Abend im Kurhaus endete. Und im Rahmen des Volksfestes zum 50. Geburtstag der Gesellschaft haben 50 deutsch-französische Ehepaare im Kurgarten feierlich einen Ahorn gepflanzt.

60 Jahre sind es heute her, seit sich die Frauen und Männer der Deutsch-Französischen Gesellschaft Baden-Baden in das Werk der Verständigung und der Aussöhnung ge-

stellt haben. Einer Aussöhnung zwischen zwei Völkern, die sich drei Jahrhunderte lang in Feindschaft und in furchtbaren Kriegen gegenüber standen. Nunmehr ist eine untrennbare Freundschaft gewachsen, die uns fernab politischer Querelen gemeinsam den europäischen Weg gehen lässt.

Anmerkungen

- 1 Reiner Haehling von Lanzenauer, AQUAE 1994, S. 9, 27.
- 2 Pierre Koenig (1898–1970); vgl. dazu Dominique Lormier, Koenig, L'homme de Bir Hakeim, Paris 2012, S. 307.
- 3 Marc Hillel, L'occupation française en Allemagne 1945–1949, Paris 1983, S. 183.
- 4 Reinhard Grohnert, Die Entnazifizierung in Baden, Stuttgart 1991, S. 70.
- 5 Joseph Jurt (Hg.), Die Franzosenzeit im Lande Baden 1945 bis heute, Freiburg 1992, S. 73.
- 6 Raymond Schmittlein (1904–1974); Nicole Colin, Die deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945, 2. Aufl., Tübingen 2015, S. 416.
- 7 Wilfried F. Schoeller, Döblin, München 2011, S. 636.
- 8 Ekkehard und Moritz Blattmann, Reinhold Schneider Blätter 2015, S. 18.
- 9 Katalog Exposition France – Pays de Bade, Baden-Baden 1946; Manfred Bosch, Der Neubeginn, Konstanz 1988, S. 276.
- 10 Dr. Leo Wohleb (1888–1955); Tobias Wöhrle, Leo Wohleb, Karlsruhe 2008, S. 191.
- 11 Badener Tagblatt Nr. 25 v. 25.3.1947 und Nr. 26 v. 2.4.1947; Reiner Haehling von Lanzenauer, Düstere Nacht, hellichter Tag. Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert, Karlsruhe 1996, S. 72.
- 12 Dr. h. c. Ernst Schlapper (1887–1976); vgl. Badenwürtt. Biographien III, Stuttgart 2002, S. 356.



Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Vom mittelalterlichen Kleinhaus bis zur Tankstelle der 1950er-Jahre

Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2016

Gerhard Kabierske

Alle zwei Jahre schreiben der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat den von der Wüstenrot Stiftung finanzierten Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg aus. Vergeben werden jeweils fünf gleiche Preise an private Bauherren, die im Rahmen von Gesamtanierungen historischer Bauten denkmalpflegerisch besonders vorbildlich mit ihrem Eigentum umgegangen sind.

Für den Denkmalschutzpreis 2016 wurden nicht weniger als 86 Bewerbungen eingendet, erfreulicherweise mehr als doppelt so viele wie bei der letzten Preisrunde vor zwei Jahren. Anette Busse für die Wüstenrot Stiftung, Michael Goer für das Landesamt für Denkmalpflege, Ulrich Gräf, Bernd Langner und Carsten Presler für den Schwäbischen Heimatbund, Matthias Grzimek für die Architektenkammer Baden-Württemberg, Frank Mienhardt für den Städtetag Baden-Württemberg und Gerhard Kabierske für den Landesverein Badische Heimat bildeten die Jury. In einer ersten Sitzung nahmen sie unter den Einsendungen zwölf Objekte in die engere Wahl, die bei einer dreitägigen Rundfahrt besichtigt wurden. Prämiert wurden schließlich ein bis ins Mittelalter zurückgehendes Stadthaus in Konstanz, ein Schwarzwaldhof in Schönwald, das Uhland-Haus in Tübingen, der ehemalige Bahnwasserturm in Heidelberg und eine Tankstelle in Tettngang aus dem Jahr 1950.

Wieder einmal zeigte sich, wie vielfältig die Denkmallandschaft im Südwesten in typolo-

gischer Hinsicht ist, dass aber auch immer mehr Sanierungen von Bauten der jüngeren Vergangenheit ins Blickfeld geraten. Kulturdenkmale sind eben nicht nur spektakuläre Gebäude wie Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster oder die heute vor allem touristisch in den Fokus gerückten Welterbestätten, sondern auch zahlreiche Zeugnisse alltäglicher Architektur aus vielen Jahrhunderten, die unsere gebaute Umwelt in ihrer Geschichtlichkeit erlebbar machen. Beim gesellschaftlichen Auftrag der Erhaltung der Kulturdenkmale für künftige Generationen sind die Denkmaleigentümer in starkem Maße in die Pflicht genommen. Nicht jeder von ihnen nimmt seine nach dem Grundgesetz aus der Sozialgebundenheit des Eigentums erwachsene Aufgabe wirklich ernst. Umso wichtiger ist es, dass beispielhaftes privates Engagement auch öffentlich gewürdigt wird.

Die Preisverleihung fand im Rahmen einer Festveranstaltung in Anwesenheit von Katrin Schütz, der für Denkmalschutz zuständigen Staatssekretärin im Wirtschaftsministerium



Wie hier beim Altstadt haus in Konstanz war auch bei den anderen Objekten die Bausubstanz vor Beginn der Sanierung durch Leerstand und fehlende Bauunterhaltung in einem äußerst desolaten Zustand. © Preisträger

Baden-Württemberg, statt. Die Preisträger erhielten neben einer Urkunde und einer Bronzetafel zur Anbringung an ihrem Gebäude jeweils eine finanzielle Anerkennung in Höhe von 5000 Euro. Wie üblich sollen im Folgenden die fünf preisgekrönten Objekte des Denkmalschutzpreises 2016, von denen drei in Baden liegen, ausführlicher vorgestellt werden.

Nicht alltägliches Wohnen im Abbruchkandidaten: Rettung eines mittelalterlichen Kleinhauses in der Konstanzer Altstadt

Gerade einmal 69 Quadratmeter misst die Grundstücksfläche des zweigeschossigen Kleinhauses in der Konstanzer Altstadt. Es

wirkt wie eingeklemmt zwischen den Brandwänden seiner deutlich höheren Nachbarn in der Konradigasse, einem mittelalterlichen Straßenzug, welcher der Flucht der Stadtmauer aus dem 10. Jahrhundert folgt. Hier, im Quartier »Niederburg«, wohnte ursprünglich die Handwerkerschaft der Bischofsstadt, ab dem 14. Jahrhundert auch niedere Geistliche und Amtsleute. Zur Gasse hin wirkt das Häuschen bei kaum mehr als drei Metern Fassadenbreite eher unscheinbar, und die dazu in keinem vernünftigen Verhältnis stehende Haustiefe von 14 Metern bedingte, dass durch die wenigen und kleinen Fenster kaum Tageslicht in die Hausmitte fallen konnte. Zusammen mit einem engen, labyrinthartigen Gewinkel der alten Bausubstanz, die in hohem Maße schadhaft war, schien das Haus für heu-

tige Wohnzwecke kaum mehr nutzbar. Jahrzehntlang blieb das Haus deshalb trotz seiner zentralen Lage unbewohnt und wäre vermutlich schon längst abgerissen, hätte die Kulturdenkmaleigenschaft dies nicht erschwert. Glücklicherweise hatte schon der letzte Eigentümer erkannt, dass es sich bei diesem schwierigen Objekt um ein geschichtsträchtiges Zeugnis handelt und den Abbruch daher ausgeschlossen, auch wenn die Erhaltung im Sinne der aktuellen Verwaltungsrichtlinien kaum mehr zumutbar gewesen wäre.

Es grenzt an ein Wunder, das sich der Konstanzer Architekt Rolf Huesgen von allen unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten nicht abschrecken ließ und die Aufgabe, das bis ins hohe Mittelalter zurückreichende Kulturdenkmal in ein Wohnhaus für eigene Zwecke umzuwandeln, mit entwerferischer Kreativität und Tatkraft in die Hand nahm. Er konnte das Anwesen erwerben, und in enger Abstimmung mit der Unteren Denkmalschutzbehörde und dem Landesamt für Denkmalpflege wurde ein Sanierungskonzept entwickelt, an dessen Anfang eine ausführliche Bestandsaufnahme stand, denn obschon das hohe Alter des Objekts und viele Umbauphasen augenfällig waren, so fehlte es doch an konkretem Wissen.

Bauforschung und Bauaufnahme durch Burghard Lohrum, Befunduntersuchungen durch den Restaurator Robert Lung sowie archivalische Recherchen und die Erfassung der kompletten Ausstattung in einem Raumbuch klärten zunächst die komplexe Geschichte des Anwesens. Es erwies sich, dass dessen baulicher Bestand bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht. Der Keller ließ sich an Hand eines Deckenbalkens dendrochronologisch auf 1290 datieren, wobei man wie bei den Nachbarhäusern bei der Erbauung auch untere Teile der ottonischen Stadtmauer mit-



Nur gut drei Meter breit ist das bis ins Mittelalter zurückgehende Haus in der Konstanzer Altstadtgasse. Im Obergeschoss sieht man das freigelegte Fachwerk und den nach Befund wiederhergestellten Fenstererker. © Guido Kasper

verwendet hatte. Die darüber sich erhebende Fachwerkkonstruktion wurde um 1356 errichtet und am Beginn des 16. Jahrhunderts auf die heutige Tiefe des Grundstücks bis zur vorderen Straßenflucht erweitert. Da der im hinteren Grundstücksteil liegende Keller etwa einen Meter über das Straßenniveau herausragt, die Erweiterung aber nicht unterkellert ist und das Niveau der Gasse aufnimmt, entstand im Inneren des Hauses im Erdgeschoss ein ungewöhnlicher Niveausprung. Der Eingangsraum mit seiner hohen Decke erhielt so bei aller Beengtheit einen ungewöhnlichen hallenartigen Charakter.

Im Mittelalter war der Bau zunächst über Jahrhunderte offenbar nur Speicher und Öko-



Das Entree ist der großzügigste Raum des Häuschens. An der Wand die freigelegte Hausnummer. © Guido Kasper

nomiegebäude des rechts anschließenden Anwesens. Die geringe Breite des Grundstücks erklärt sich daraus, dass der Bau des 13. Jahrhunderts als Erweiterung in eine bestehende Lücke der Häuserzeile der ehemaligen Webergasse gesetzt worden war und sich an die bestehenden Brandwände rechts und links anlehnte. Der Einbau einer Bohlenstube im rückwärtigen Obergeschoss mit einer gestalteten Bretterbalkendecke im Zuge der Umbaumaßnahmen des 16. Jahrhunderts scheint ebenso wie das Obergeschoss der Straßenfassade mit seinem Fenstererker auf eine kontorhausartige Nutzung in der frühen Neuzeit hinzuweisen. Erst weitere Veränderungen mit dem Einbau von Kaminen und einem Abtritt ab dem späten 18. Jahrhundert belegen eindeutig, dass das Haus nun zum Wohnen genutzt wurde.

Die genauen Voruntersuchungen schärften den Blick für die historischen Wertigkeiten –

grundsätzlich unverzichtbar für eine denkmalgerechte Sanierung. Notwendige Modernisierungseingriffe wurden danach so gelenkt, dass die mittelalterliche und frühneuzeitliche Substanz weitestgehend erhalten blieb. Im Hinblick auf bauliche Veränderungen des 19. und 20. Jahrhunderts war man hingegen großzügiger, um Veränderungen für heutige Wohnvorstellungen überhaupt erst zu ermöglichen. Dies betraf vor allem die durch die große Haustiefe bedingte völlig unzulängliche Belichtungssituation im Innern des tiefen Gebäudes. Rolf Huesgen und die Denkmalpflege fanden hier eine interessante Lösung. Da das äußerst flach geneigte Dach von der Straße aus nicht einsehbar ist, wurde hier mittig zwischen den Sparren ein atelierartiges Oberlicht in Form eines schmalen Lichtschlitzes eingebaut. Er lässt ausreichend Tageslicht ein, das durch gläserne Böden im Bereich der neuen Treppe bis hinunter ins Erdgeschoss fällt und auch die möbelartig eingestellten kleinen Sanitärräume im Hausinneren belichtet. Der größeren Lichtzufuhr wegen wurde auch eine entscheidende Fassadenänderung gegenüber dem Vorzustand genehmigt: Die Untersuchung hatte ergeben, dass das Obergeschoss der Straßenfassade im 16. Jahrhundert aus Sichtfachwerk mit Backsteinausmauerung bestand und einen fast hausbreiten Fenstererker aufwies, der später auf ein kleines Fenster reduziert worden war. Dank der Wiederherstellung des Fenstererkers wurde es zusätzlich wieder deutlich heller im Haus.

Die Gliederung des bandförmigen Fensters wurde wie alle neu hinzugekommenen Elemente – Treppen, Bad und Toiletten, Wandverkleidungen sowie Einbaumöbel – in bewusst modernen Materialien und Formen ausgeführt, um sie als zeitgenössische Zutaten in Erscheinung treten zu lassen. Putzoberflächen und Farbbefunde aus Mittelalter und

früher Neuzeit bis hin zu Tapetenresten des 20. Jahrhunderts wurden restauratorisch gesichert und in die collageartige Gestaltungskonzeption einbezogen.

Die aufwändige Sicherungsmaßnahme führt beispielhaft vor Augen, dass bei gutem Willen und der Bereitschaft zu einer ungewöhnlichen Lösung auch eine äußerst schwierige und sensible Denkmalsubstanz mit zeitgemäßen Wohnansprüchen verbunden werden kann. Es gelang der Spagat zwischen der Erhaltung denkmalgeschützter Bausubstanz ohne zerstörerische Eingriffe und den heutigen Funktionen eines kleinen Einfamilienhauses von 100 Quadratmetern Wohnfläche. Die Jury war der Meinung, dass diese Sanierung vorbildlich ist und einen Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg verdient.

Vom Weiterleben eines Schwarzwaldhofs von 1591: Die sorgfältige Sanierung des Kienzlerhansenhofs bei Schön- wald (Schwarzwald-Baar-Kreis)

Wie im Bilderbuch schmiegt sich der mächtige, breit hingelagerte Kienzlerhansenhof mit seinem weit auskragenden Walmdach in die Landschaft eines glücklicherweise noch wenig verbauten Hochtals, südlich von Schönwald im Schwarzwald gelegen. Die Jahreszahl 1591 steht deutlich sichtbar auf einem Balken an der Tür. Mit der Längsseite gegen einen Nordhang gelehnt, trotz der Bau in einer Höhe von rund tausend Metern nicht weniger als vier-einviertel Jahrhunderten der hier mitunter recht rauen Witterung. Der charakteristische Eindachhof weist im Unterbau und im Dachwerk je zwei Funktionsebenen auf. Im Unterbau schließt sich auf den Wohnteil im Osten nach Westen, gegen die Hauptwindrichtung,



Durch ein von außen nicht sichtbares Dachfenster und durch Glasböden im Hausinneren fällt Tageslicht bis ins Erdgeschoss.
© Bernd Hausner

der Wirtschaftsteil mit Dreschtemme und großem Stall an. Lage und Funktionen sind rational durchdacht, ebenso die komplexe hölzerne Tragkonstruktion, die große Lasten zu schultern und starkem Winddruck zu widerstehen hat. Die mächtigen Wandfüllungen mit massiven Holzbohlen, Kanthölzern und Brettern vermögen in ihrer Bauweise sogar den Schwund und das Aufquellen im Wechsel der Jahreszeiten aufzunehmen.

Wegen seiner weitgehend auf das Erbauungsjahr zurückgehenden Substanz wurde der nach einem früheren Eigentümer benannte Kienzlerhansenhof bereits früh von der Bau- forschung beachtet und als Kulturdenkmal



Der eindrucksvolle Kienzlerhansenhof in Schönwald nach der Sanierung. Das Eternitdach ist der ursprünglichen Schindeldeckung gewichen. © Bernd Hausner

von besonderer Bedeutung eingestuft. Im Lauf der Jahrhunderte hatte er nur wenige substanzielle Veränderungen erfahren: Im 18. Jahrhundert war auf der hangseitigen Nordseite eine Hocheinfahrt in den Dachraum eingebaut worden, welche zusammen mit einer »Fahr« für den Heuabwurf den Arbeitsablauf bei der Heumad wesentlich erleichterte. Damals wurde der Hof an der Nordostecke auch durch den Anbau eines Leibgedings erweitert, das zusätzlichen Wohnraum in dem differenzierten Gebilde schuf, das von zahlreichen Mitgliedern der Bauernfamilie samt Knechten und Mägden bewohnt wurde. Die Unterkellerung des Wohnteils scheint ebenfalls erst nachträglich erfolgt zu sein, als für den eingeführten Kartoffelanbau ein zusätzlich geeigneter Vorratsraum benötigt wurde.

Wesentliche Eingriffe brachte allerdings erst eine umfassende Modernisierung im Jahr 1976. Damals entfernte man den nachträglichen Anbau des Leibgedings, unterteilte die bis dahin durch zwei Geschosse reichende große Rauchküche, versah Wände mit Vormauerungen, dämmte sie mit Mineralwolle und verkleidete sie in großem Umfang mit Nut-und-Feder-Verbretterungen, die das Erscheinungsbild im Inneren ebenso stark verunklärten wie im Äußeren die neuen Fenster, die zwar kleinteilige Teilungen aufwiesen, aber nicht auf historische Vorbilder zurückgriffen. Die schadhafte Dachdeckung mit Holzschindeln wurde damals zudem mit Eternitplatten erneuert. Bauherr war die Gemeinde Schönwald, seit über 150 Jahren Eigentümer des Hofes mit einer Fläche von

45 Hektar Wald und Wiesen, bewirtschaftet von einem Pächter.

Schon 2013 befand sich der Hof wieder in einem dringend sanierungsbedürftigen Zustand. Die unsachgemäße Dachdeckung der siebziger Jahre hatte vor allem an den Wälden zu Feuchteschäden an der Konstruktion geführt, denen dringend abgeholfen werden musste. Angesichts des beträchtlichen Finanzaufwands beschloss die Gemeinde, sich von dem für sie nicht mehr rentierlichen Objekt zu trennen. Es war ein Glücksfall, dass die Architekten Anja Kluge und Ingolf Gössel aus Stuttgart auf den Hof aufmerksam wurden. Ihre Bereitschaft, das Anwesen nicht nur als Zweitwohnsitz zu nutzen, sondern die Landwirtschaft unter Naturschutzaspekten weiterzuführen, gab den Ausschlag, dass sie in einem öffentlichen Bieterverfahren den Zuschlag erhielten.

In enger Abstimmung mit den Denkmalbehörden erfolgte seit 2014 eine umfassende Sanierung, die vom Engagement und der Sensibilität der neuen Eigentümer, ihrem Ziel einer Nutzungskontinuität mit Wohnen und extensiver Landwirtschaft und dem Eingehen auf die Struktur und Geschichte des Hofes geprägt war. Von den Bauforschern Dr. Stefan Blum, Stephen King und Burghard Lohrum sowie durch das eigene Architekturbüro wurden zunächst detaillierte Untersuchungen durchgeführt, die eine genaue Bewertung des Zustandes und seiner Ursachen ermöglichten. Denkmalpflegerisch oberste Priorität war die Erhaltung der Substanz des Ursprungsbaues von 1591 und der Veränderungen des 18. Jahrhunderts als wichtige Zeugnisse des Nutzungswandels, während die verunklarenden Modernisierungen der 1970er-Jahre mit der Unterteilung der Rauchküche und den Verkleidungen im »Sauna-Stil« rückgebaut werden sollten.



Unter dem weit vorkragenden Dach hat sich die alte hölzerne Außenwand über die Jahrhunderte unverändert erhalten. © Bernd Hausner

Die folgenden baulichen Maßnahmen wurden unter Beibehaltung der Grundrisse in traditioneller Handwerkskunst durchgeführt. Schadhafte Hölzer wurden ausgetauscht, Verformungen vorsichtig rückgängig und Holzverbindungen wieder kraftschlüssig gemacht. Die Entfernung der Eternitplatten auf dem Dach und die Neueindeckung mit handgespaltenen Holzschindeln, unter denen die Reste der historischen Verschindelung erhalten blieben, förderte die Außenwirkung. Als positiv zu bewerten ist auch der Vorsatz, trotz der Minimierung von Veränderungen den Hof niedrigerenergetischen Standards anzupassen. Im originalen Aufbau der Außenwand wurden als Kernschicht eine



Die von ihrer eingezogenen Zwischendecke befreite Rauchküche mit roher Steinmauer und Durchgang zum Vorratsraum. © Bernd Hausner

Holzfaserdämmung sowie eine speziell abgestimmte Windsperre eingebracht. Die neuen Holzfenster mit den am Bau noch ablesbaren ursprünglichen Teilungen wurden als Kastenkonstruktionen ausgebildet. Eine dauerhafte Grundwärme von 20 Grad Raumtemperatur liefert auch in kalten Wintern eine geothermische Anlage, die in einem der früheren Wirtschaftsräume eingerichtet werden konnte, ohne die Bausubstanz zu beeinträchtigen. Traditionelle Grundöfen in den Stuben und der Herd mit rekonstruiertem Rauchfang in der Rauchküche liefern bei Bedarf zusätzliche Wärme.

Für erforderliche Neubauteile wurden ausschließlich die am ursprünglichen Bau vorhandenen Materialien Holz, Granit und

Lehm verwendet. Auf Fliesen wurde ganz verzichtet, stattdessen die Wände in den Sanitärräumen mit Lehm verputzt und der Boden mit einem mit Stallmist versetzten Lehmestrich versehen. Moderne Sanitärelemente erscheinen als von der historischen Substanz getrennte Objekte von skulpturaler Wirkung.

Die Jury war sich einig, dass diese Sanierung in ihrer hohen handwerklichen und formalen Qualität der Bedeutung des Kienzlerhansenhofs gerecht geworden ist und als vorbildlich für den Umgang mit einem hochrangigen Kulturdenkmal zu gelten hat. Für ihre besondere Leistung erhielten die Eigentümer den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2016.

Gemeinsam ein bedeutendes Kulturdenkmal retten: Das Beispiel des Uhland-Hauses in Tübingen

Jahrelang sorgten sich die Restauratorin Simone Korolnik und der Journalist Burkhard Baltzer um den Zustand des Hauses in der Tübinger Altstadt, in dem sie zur Miete wohnten. Das Dach war undicht, und sie mussten zusehen, wie eingedrungenes Wasser die Fachwerkkonstruktion mehr und mehr in Mitleidenschaft zog. Die Wohnungen wurden feucht, außerdem entsprachen Brandschutz und Sanitäreinrichtungen keineswegs mehr heutigen Erfordernissen. Dabei bildet das stattliche Gebäude in der Zeile der hohen Giebelhäuser einen besonderen Glanzpunkt der Neckarhalde, einer der schönsten Straßen der Universitätsstadt, unmittelbar am Steilhang zu Füßen des Schlosses Hohentübingen gelegen. Blickt man aus den Wohnungen in den oberen Geschossen, so bietet sich ein großartiges Panorama vom Gebäude des Stifts bis hinunter zur Platanenallee auf der Insel im Neckar.

Geschichte lässt sich im Haus selbst eindrucksvoll ablesen: Zwei Etagen mit gewölbten Kellern, auf Straßenniveau gegen den Hang und tief darunter in den Untergrund eingegraben, direkt von der Straße aus durch eine steile Treppe erschlossen, zeugen noch von einem Vorgängerbau wahrscheinlich des 16. Jahrhunderts. Der vom unteren grundstücksbreiten Gewölbe bis zum Wasserspiegel des Neckars hinabreichende Brunnen-schacht könnte noch älter sein. Das steinerne erste Obergeschoss, zwei weitere Etagen mit oben vorkragendem verputztem Fachwerk sowie zwei Dachgeschosse sind das Ergebnis eines repräsentativen Neubaus aus dem Jahr 1772. Er ist nicht nur in der spätbarocken Fas-



Wieder ein Schmuckstück in der Häuserzeile der Neckarhalde in Tübingen: Das Uhland-Haus nach der Restaurierung durch eine Bauherrengemeinschaft. © Preisträger

sadengestaltung, sondern auch in der inneren Aufteilung und Ausstattung mit Treppe, Türen, Böden und Stuckdecken in seiner originalen Substanz noch weitgehend erhalten – keineswegs selbstverständlich in der historischen Tübinger Altstadt. Eine kleine Sandsteintafel des 19. Jahrhunderts an der Fassade vermeldet zudem eine historische Besonderheit des Ortes: Am 26. April 1787 wurde in der Wohnung des zweiten Obergeschosses Ludwig Uhland geboren, später gefeiert als schwäbischer Dichter von Liedern und Balladen, als demokratisch gesinnter Abgeordneter der württembergischen Landstände und der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49 und Vorkämpfer der deutschen Einheit. Auch wenn die Eltern schon wenige Mo-



Auch mit der bergseitigen Rückfassade wurde sorgfältig umgegangen – historische Fenster wurden repariert und mit einer neuen Kastenkonstruktion energetisch verbessert.
© Bernd Hausner

nate nach der Geburt weggezogen, so ist dieses Haus nach dem Verlust der späteren Wohnungen von Uhland das einzige mit seiner Person verbundene Gebäude.

1993 wurde das Uhlandhaus wegen seiner architekturgeschichtlichen Aussagekraft und seiner historischen Rolle als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmaltuch eingetragen. Den Niedergang des Anwesens schien dies trotzdem nicht aufzuhalten, denn einerseits blieben die dringend notwendigen Reparaturen am Dach aus, andererseits wurden noch Ende der 1990er-Jahre bei der Wohnungsrenovierung im Mansarddachgeschoss originale Ausstattungsteile wie Türen, Lambrien, Holz- und Steinfußböden bedenkenlos beseitigt. Mehrfach war die unbefriedigende Entwicklung Thema in der Tübinger Lokalpresse, nicht zuletzt, weil es sich beim Eigentümer nicht um irgendeine Privatperson handelte, sondern um die städtische Wohnbaugesellschaft GWG.

Die Wende kam erst mit der Entscheidung der Gesellschaft, sich von der für sie unrentablen Immobilie zu trennen. Simone Ko-



Die alte Treppe verbindet die sechs Geschosse des hohen Hauses. © Bernd Hausner

rolnik und Burkhard Baltzer, die sich mit ihrem Wohnhaus seit Jahren stark identifizierten und früh den Kontakt zu den Denkmalbehörden gesucht hatten, gaben noch als Mieter bei einem erfahrenen Zimmermann und einem Architekturbüro Gutachten zur Wertermittlung und Schadenserfassung, zu einem Sanierungskonzept und der Kostenermittlung in Auftrag. In der Folge beschlossen sie trotz aller Risiken, die sie zu tragen hatten, selbst als Käufer aufzutreten. In dem syrischen Arzt Rami Archid sowie mit Erika Gaier und Jürgen Heerlein fanden sie weitere Mitstreiter, die bereit waren, am selben Strang zu ziehen. 2014 gründete die motivierte Gruppe eine Baugemeinschaft bür-

gerlichen Rechts, um eine professionelle Sanierung des wertvollen Hauses in Angriff zu nehmen. Das Planungsbüro für Architektur und Denkmalpflege Lukaschek & Zimmermann in Bad Schussenried, das 2012 bereits mit dem ersten Schadensgutachten beauftragt worden war, förderte in einer detaillierten Schadensanalyse eine Fülle von Baumängeln bis hin zu massivem Schwammbefall im Fachwerk zutage. Simone Korolnik selbst fertigte ein Raumbuch, das sämtliche Befunde an Materialien und Farben als Grundlage für die Ausschreibungen für die Reparatur dokumentierte. Die Architektin Verena Klar in Mähringen und der Architekt Pierre Archid in Tübingen, Bruder von einem der neuen Eigentümer, leiteten danach die Bauarbeiten, an der zwei begutachtende Restauratoren, ein Statiker, ein Energieberater und nicht weniger als 17 Handwerksfirmen unterschiedlichster Gewerke beteiligt waren. Zudem brachten sich die Eigentümer mit viel Eigenarbeit ein, um die Kosten niedrig zu halten.

Den Anfang machte die aufwändige Sanierung des Holzwerks von Dach und Fachwerk. Einzelne Dachsparren mussten komplett erneuert werden. Es gelang aber, auch die größeren Schadensbereiche durch partielle handwerkliche Reparatur zu beheben. Mittels Zelluloseflocken in den Zwischenräumen wurde das Dach, das eine neue doppelte Biberschwanzdeckung erhielt, modernen Ansprüchen der Energieeinsparung gerecht. In der Ebene des Mansarddachs konnte dabei sogar die historische Dämmung mit Lehmwickeln erhalten werden. In den Wohnungen blieben die überlieferten Grundrisse weitestgehend bestehen, auch wenn die Haustechnik überall der Erneuerung bedurfte. Die an der Rückseite zum bergseitig gelegenen Hof original erhaltenen Fenster wurden repariert und mit Kastenkonstruktionen energetisch



Wohnen wie zu Ludwig Uhlands Zeiten. Die Freilegung von Lambrien und Stuckprofilen gaben der Wohnung im 2. Obergeschoss mit Blick zum Neckar wieder ihre einfache Noblesse zurück. © Bernd Hausner

ertüchtigt. Auch in den Wohnungen gelang es, die erhaltene Originalsubstanz weitestgehend zu bewahren, ohne gravierende Eingriffe in die Struktur heutigen Ansprüchen an Sicherheit, Haustechnik und Hygiene zu genügen und den Wohnwert deutlich zu steigern. Der Rückbau von abgehängten Decken, die Freilegung von Stuckaturen, aufgedoppelten Fußböden sowie die Entfernung anderer unzulänglicher »Modernisierungen« der letzten Jahrzehnte machen die Geschichtlichkeit des Hauses wieder erlebbar. Besonders beispielhaft fand die Jury darüber hinaus, dass die vier Eigentümer trotz unterschiedlicher Herkunft und Berufe sowie begrenzter Mittel sich gemeinschaftlich auf das Projekt einließen und das Gebäude unter Zurückstellung von Einzelinteressen weiterhin als bauliche Einheit erscheint. Einhellig fiel die Entscheidung, dieses hervorragende Beispiel einer Sanierung durch eine engagierte Bauherrengemeinschaft mit dem Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2016 zu honorieren.

Eine gelungene Umnutzung zum Architekturbüro und Veranstaltungshaus: Der ehemalige Bahnwasserturm in Heidelberg

Bei einem animierenden Besuch der Architekturbiennele in Venedig fiel bei Armin Schäfer, Stephan Weber und Stefan Loebner der Entschluss, nach einem Jahrzehnt erfolgreicher Architektentätigkeit in Heidelberg eigene Räume für ihr Büro Aag zu suchen. Schnell geriet als mögliches Domizil ein ehemaliger Wasserturm am Rand der Eisenbahntrasse im Westen der Stadt in den Blick, wo gegenwärtig mit der »Bahnstadt« ein ausgedehntes neues Quartier entsteht. Der raue

Charme, aber auch die monumentale Geste des dreißig Meter hohen Turms auf quadratischem Grundriss mit seitlich symmetrisch anschließenden zweigeschossigen Flügeln begeisterte die Architekten, auch wenn die Umnutzung des relativ großen, auf seine spezielle Funktion zugeschnittenen Baues für die Zwecke eines Architekturbüros nicht unbedingt naheliegend war.

Das eindrucksvolle Gebäude ist ein charakteristisches Beispiel für jene moderne Baukultur der 1920er-Jahre, die Funktion mit formaler Sachlichkeit zu verbinden wusste, ohne dabei Solidität und traditionellen architektonischen Anspruch zu vernachlässigen. Im Zuge der Neuordnung der Bahnanlagen in Heidelberg war der kantige Turm mit seinem flach geneigten Zeltdach als Teil des neuen Bahnbetriebswerkes für die Wartung der Züge nach Plänen der Bauabteilung der Reichsbahndirektion Karlsruhe geplant und 1928 in Betrieb genommen worden. Hinter der flächigen dunkelroten Klinkerfassade verbirgt sich eine eindrucksvolle Betonkonstruktion mit einem runden Wasserbehälter von 333 Kubikmeter Fassungsvermögen, dem Tagesbedarf des Betriebswerkes für die damals noch dampfbetriebenen Lokomotiven auf den vorbeiführenden, stark frequentierten Eisenbahnstrecken durch das Rhein- und Neckartal. Die beiden seitlich anschließenden Flügel beherbergten Werkstätten und Aufenthaltsräume, aber auch die



Ein eindrucksvolles Beispiel für die sachliche Monumentalität von Funktionsgebäuden der 1920er-Jahre: der ehemalige Bahnwasserturm in Heidelberg nach seiner Sanierung und Umnutzung.

© Thomas Ott

Gleichrichteranlage zum Laden der Batterien für die elektrische Zugbeleuchtung sowie einen Gas- und Luftkompressor. Mit dem Ende der Dampfloks verlor der Wasserturm schon in den 1960er-Jahren seine Aufgabe, während die Flügelbauten noch weiterhin als Lehrwerkstätten der Bundesbahn benutzt wurden, bis auch für diese 1989 das Aus kam. Seitdem stand der Bau leer und vernachlässigt auf dem riesigen, ebenfalls verlassenen Gelände des Rangier- und Güterbahnhofs, das schließlich von der Kommune zur Stadtentwicklung erworben wurde. Seit 2011 entsteht hier die Bahnstadt, für deren Wohn- und Gewerbebebauung schon mehrere ehemalige Bahngelände weichen mussten, selbst wenn sie unter Denkmalschutz standen. Auch für den Wasserturm schien sich lange Zeit niemand zu interessieren, bis schließlich das Büro Aag auf den Plan trat.

Deren Eigentümer, die eine »Wasserturm GbR« gegründet hatten, erwarben 2014 den inzwischen heruntergekommenen, aber in seiner Substanz noch erhaltenen Bau, der bereits 1989 als Teil der Sachgesamtheit ehemaliges Bahnbetriebswerk als Kulturdenkmal eingestuft worden war. Schon in Vorgesprächen mit den Denkmalbehörden wurde man sich schnell über die Grundsätze für den Umgang mit der historischen Bausubstanz einig, die soweit als möglich wiederhergestellt werden sollte. Zeitschichten und Patina, aber auch Verwundungen durch den intensiven Gebrauch über Jahrzehnte, sollten ablesbar bleiben. Bauliche Veränderungen, Ergänzungen und Eingriffe, die aufgrund der neuen Funktion und der heutigen Bauvorschriften erforderlich waren, sollte in deutlich abgesetzter, moderner Formensprache erfolgen, wobei diese das historische Erscheinungsbild nicht beherrschen durfte. Da das Raumangebot die benötigte Fläche für



Der Wassertank im Turm ist heute ein Veranstaltungsraum mit besonderen ästhetischen Qualitäten. Rost und Kalk haben Spuren mit Kunstwerkcharakter hinterlassen.
© Thomas Ott

das Büro überstieg, entwickelten die Architekten ein Konzept, das dem Gebäude auch eine teilweise öffentliche Nutzung ermöglicht und es zu einem Mittelpunkt des neuen Stadtteils macht. Auf zwei Etagen des Ostflügels, im ausgebauten Dach darüber sowie in den unteren Geschossen des Turms, hat das Architekturbüro seinen Platz gefunden, während im Westflügel, in den Kellerräumen und in den Turmobergeschossen Veranstaltungsräume für gewerbliche, kulturelle und private Nutzungen angeboten werden. Unter dem Namen »Tankturm« hat sich inzwischen ein reges Leben entwickelt. Beispielsweise hat der Heidelberger Verein für zeitgenössische Musik »Klangforum« Räumlichkeiten angemietet.



Die historischen Fenster der zwanziger Jahre wurden fachgerecht repariert. Eine innere Wandschicht mit einem zusätzlichen Fenster, deutlich von der Altsubstanz abgesetzt, erzielt die erwünschte energetische Verbesserung.

© Bernd Hausner

Die historische Bausubstanz wurde dem Konzept entsprechend weitestgehend erhalten und vorsichtig repariert. Dies betrifft die originalen, dunkelgrau gestrichenen Holzfenster mit ihren für die 1920er-Jahre typischen querrrechteckigen Teilungen ebenso wie die in den Bahnwerkstätten eigens hergestellten groben Beschläge, die alten Installationen des Wasserturms oder die Betonoberflächen der Treppe im Turm sowie vor allem das Innere des ehemaligen Wassertanks, das mit seinen alten Kalk- und Rostablagerungen geradezu Kunstwerk-Charakter besitzt.

Es waren jedoch auch Eingriffe in das Gebäude notwendig. Die Büros und Veranstaltungsräume in den Flügelbauten erhielten eine isolierende Innenschale, die sich zusammen mit den integrierten zusätzlichen Innenfenstern in Kastenkonstruktion optisch geglückt als moderne Zutat zu erkennen gibt. Die Belichtung der neu ausgebauten Walmdächer der Flügel erfolgt mittels eines umlaufenden Lichtschlitzes, der unter Erhaltung des originalen Dachstuhls durch den geschickten Wechsel der Dämmung zwischen innen und außen möglich wurde. Im Turm mussten eine neue Treppe sowie ein Aufzug eingebaut werden. Aus dem früheren Wassertank wurde ein Stück herausgesägt, um ihn begehbar und für Veranstaltungen nutzbar zu machen. Alle neuen Teile sind aus fast schwarz gestrichenem Stahl und als solche deutlich als nachträgliche Zutaten erkennbar, ohne die Raumwirkung der rohen Betonkonstruktion zu zerstören. Dies gilt auch für die beiden vorn und seitlich am Turm von der Feuerwehr geforderten Anletermöglichkeiten im Brandfall. Die Architekten fanden auch dafür eine formal befriedigende Lösung mit weit auskragenden stegartigen Außenbalkonen, die für den Statiker eine Herausforderung bildeten. Ohne den Turm in seinem ruhigen charakteristischen Bild aus dem optischen Gleichgewicht zu bringen, signalisieren die Balkone schon von weitem, dass der Turm heute anderen Funktionen dient als zur Erbauungszeit.

Nach Meinung der Jury überzeugt der Heidelberger »Tankturm« trotz seiner nicht alltäglichen Nutzungsänderung durch eine geglückte Symbiose von Alt und Neu. Das Alte ist bewahrt und das Neue versteckt sich nicht, drängt sich aber auch nicht in den Vordergrund. Die engagierten und kreativen Eigentümer, Bauherren und Architekten in Per-



Ein äußerst rar gewordenes Dokument der Verkehrsgeschichte des 20. Jahrhunderts und immer noch in Betrieb: die sanierte Tankstelle in Tettang. © Bernd Hausner

sonalunion erhielten dafür den Denkmal-schutzpreis Baden-Württemberg 2016.

Trotz geringen Alters eine archi- tekturgeschichtliche Rarität: Die restaurierte Tankstelle in Tettang (Bodenseekreis)

Die ersten Automobile wurden mit Kraftstoffen betrieben, die Apotheker, Drogisten, Kohlenhändler oder Gastwirte bereithielten. Simple Pumpen standen dafür am Straßenrand vor Läden oder Wirtshäusern. Erst seit den 1920er-Jahren bildete sich der Typus der Tankstelle heraus mit separater Vorfahrt von der Straße, Zapfsäulen unter weit ausladendem Vordach und einem Kassenhäuschen mit

großzügiger Verglasung. Die erste marken-gebundene Großtankstelle dieser Art wurde 1927 in Hamburg eröffnet. Die neue Bauaufgabe sollte sich infolge der Motorisierung der Gesellschaft rasch weiterentwickeln und Stadtbilder und Landschaften bis zur Gegenwart in starkem Maße prägen – dies keineswegs immer zu deren Vorteil. Die baulichen Zeugnisse, selbst wenn sie hie und da durchaus architektonischen Ansprüchen genügten, hatten selten längeren Bestand. Der Veränderungsdruck war angesichts ständig wechselnder technischer Vorgaben, Sicherheitsauflagen und sich wandelnder Geschäftsmodellen immens, und er ist es bis heute geblieben. Allenfalls bei Aufgabe der eigentlichen Nutzung besteht normalerweise eine gewisse Chance der Erhaltung von Anlagen, die bereits in die



Dank der wiederhergestellten Beleuchtung am Flachdachrand bietet die Tankstelle auch bei Nacht ein eindrückliches Bild. © Preisträger

Jahre gekommen sind. Geradezu abenteuerlich können Nachnutzungen ausfallen, die man entdecken kann, wenn man bei der Fahrt über Land danach Ausschau hält.

Umso überraschender ist es, wenn man an einer verkehrsreichen Ausfallstraße im ober-schwäbischen Tettngang tatsächlich noch eine alte Tankstelle in Betrieb entdeckt. Und dass sie alt ist, macht ein Vergleich mit einer heute üblichen Tankstation in der unmittelbaren Nachbarschaft deutlich, die neben Kraftstoffen auch Autoservice und ein Verkaufsangebot wie ein Supermarkt anbietet. Die Dimensionen des historischen Beispiels wirken dagegen fast puppenhaft. Gerade einmal zwei Zapfsäulen stehen rechts und links einer Stütze, die sich nach oben erweitert und mit einer dünnen, fein profilierten, nach vorne

abgerundete Kragplatte trägt. Diese überdacht nur eine einzige Autovorfahrt mit einer Durchfahrtshöhe unterhalb jeder Norm. Lastwagen müssen deshalb vor den Zapfsäulen vorgefahren und ohne Wetterschutz betankt werden. Wie das Dach so ist auch der darunter geschobene Kassenraum mit seinem abgerundeten Grundriss und dem charakteristischen, ebenso gerundeten Fensterband, dem weißen Anstrich über niederem, grauem Sockel und einem schmalen, über den Fenstern umlaufenden roten Streifen von besonderem gestalterischem Reiz. Ganz offensichtlich wurde hier die Ästhetik des Neuen Bauens der späten Zwanziger Jahre rezipiert.

Die Tettnanger Tankstelle, auf einem dreieckigen Grundstück im spitzen Winkel zweier Straßen an der nördlichen Stadtausfahrt

Richtung Ravensburg gelegen, wurde aber erst 1950 errichtet und ist damit ein Zeugnis für die Kontinuität des Neuen Bauens bei Architekturen für Industrie und Technik, auch durch die Jahre des Nationalsozialismus hindurch und über sie hinaus. Sie wurde nach einem Entwurf der Bauabteilung der »Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft« errichtet, die kurz danach vom Esso-Konzern übernommen wurde. Ein fast identischer Bau – das Kassenhaus ist dort im Unterschied zu Tettngang aber weiß gefliest

– wurde gleichzeitig im nahen Friedrichshafen erstellt.

Bauherr in Tettngang war Karl Dangel, der die Tankstelle bis zu seinem Tod 1972 betrieb. Schon um 1958 war für die Erweiterung des Angebots der Tankstelle seitlich eine Reifenwerkstatt und ein Lagerraum angebaut worden. Dafür war auf der rechten Seite die Rundung des Kassenhauses über der ebenfalls gerundeten Glasscheibe hinter einer eckigen Verkleidung verschwunden, ein erster verunstaltender Eingriff in die ursprüngliche Klarheit des Baukörpers. Weitere Veränderungen, die das Erscheinungsbild beeinträchtigten, sollten im Zuge von zusätzlichen Nutzungsänderungen folgen. Dangels zweiter Nachfolger vergrößerte 1988 den Nebenraum hinter der Kasse durch die Versetzung der Trennwand, um dort eine Küche einzurichten für einen Imbiss, für den die Seitenfassade aufgebrochen und die bisher dort bestehende Tür beseitigt wurde, um hier durch ein großes Fenster nach außen bedienen zu können. Ohne jeden gestalterischen Anspruch



Unter späteren Anbauten kam die charakteristische Rundung des Kassenhäuschens wieder zum Vorschein. © Preisträger

machte von nun an auch hier ein an Tankstellen nicht unübliches Sammelsurium von Werbeschildern, Automaten, Mülleimern und eine Fassadenverkleidung in Backsteinimitat auf das zusätzliche gastronomische Angebot aufmerksam, das wirtschaftlich für den Betrieb der Tankstelle als überlebenswichtig angesehen wurde.

Trotz dieser optisch unerfreulichen Veränderungen wurde der Bau im Jahr 2000 von der Inventarisierung als Kulturdenkmal ausgewiesen – gerade noch rechtzeitig, um einen ersten Abbruchantrag der veralteten Anlage denkmalrechtlich ablehnen zu können. Eine schwierige Zeit für Eigentümer wie Denkmalbehörden folgte. 2002 gab das Landesdenkmalamt bei einem Konstanzer Architekten ein Gutachten in Auftrag, das prüfen sollte, wie man die Tankstelle unter Erhalt der ursprünglichen Substanz erweitern könnte. Aus finanziellen Gründen wurden die Vorschläge nicht weiterverfolgt. 2005 erwarb die Fritz Wahr Energie GmbH & Co. KG in Nagold, die insgesamt 21 MTB-Tankstellen betreibt,



Nach Befund wieder erlebbar gemacht: der Charme der Nierentischzeit.

die Tankstelle. Nach der dringend erforderlichen Erneuerung der Anlagentechnik im Untergrund wurde die Tankstelle vom bisherigen Eigentümer als Pächter zwar weiterbetrieben, mehrmals wurde dieser jedoch wegen einer Erweiterung bei den Denkmalbehörden vorstellig, ohne dass diese dem geplanten weiteren Verlust an Originalsubstanz zustimmen konnten.

Den gordischen Knoten durchschlug dann 2015 die Fritz Wahr Energie GmbH & Co KG selbst, die sich mittlerweile mit ihrem, dem üblichen Standard gewiss nicht entsprechen-

den Objekt angefreundet hatte. Im Vorfeld eines erneuten Pächterwechsels entschied man, auf eine Erweiterung zu verzichten und die Tankstelle in der ursprünglichen Weise auch ohne größeres Zusatzangebot weiterzubetreiben. Das ermöglichte eine Sanierung unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten. In Abstimmung mit der Denkmalpflege wurde die Tankstelle im Frühjahr 2016 vorbildlich saniert. Das Kragdach, das sich überraschenderweise nicht als Beton-, sondern als eine Holzkonstruktion erwies, wurde repariert. Der Küchenraum wurde dem Kasernenraum zugeschlagen, die verunstaltenden Um- und Anbauten, auch die für den Imbiss veränderte Seitenwand, wurden zurückgebaut und das ursprüngliche Erscheinungsbild mit samt der früheren Farbigkeit nach Befund wiederhergestellt. Die Fritz Wahr GmbH & Co KG empfindet ihre Tettninger Niederlassung heute als »unser Schmuckstück«. Es ist ihr Verdienst, ein rar gewordenes Dokument der Verkehrsgeschichte des 20. Jahrhunderts in seiner ursprünglicher Form und Funktion weiterzutradieren. Nach Auffassung der Jury gebührt ihr dafür der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2016.



Anschrift des Autors:
 Karlsruher Institut für
 Technologie (KIT)
 saai | Südwestdeutsches
 Archiv für Architektur und
 Ingenieurbau, Kaiserstraße 8,
 Gebäude 10.32
 76131 Karlsruhe

Seit April 2017 fährt die Straßburger Straßenbahn wieder nach Kehl und die beiden sich am Rhein gegenüberliegenden Städte sind verkehrstechnisch so eng aneinander gebunden, dass Fahrgäste aus beiden Nationen beinahe unbemerkt und selbstverständlich die Landesgrenze überschreiten können. Vor knapp 120 Jahren gab es diesen Moment schon einmal, als die erste Trambahn der Straßburger Straßenbahn-Gesellschaft über den Rhein dampfte und Marktfrauen wie Arbeiter aus Kehl und dem Hanauerland nach Straßburg beförderte. Besonders an Feiertagen und Wochenenden waren die Bahnen überfüllt, weil Touristen aus Straßburg im benachbarten Kehl Erholung suchten. Geradezu schwärmerisch pries am Vorabend des Ersten Weltkrieges das Adressbuch der Gesamtgemeinde Kehl von 1914 den öffentlichen Nahverkehr: »Die Verkehrsverbindungen mit dem nahen Straßburg sind vorzügliche«. Tatsächlich herrschten seinerzeit beinahe paradiesische Verhältnisse: Im Zehn-Minutentakt passierte die von Kehl kommende Straßenbahn die Rheinbrücke, von morgens 6 Uhr bis 12 Uhr nachts. Tatsächlich war die damalige Publikumserwartung an die Dienstleistung des öffentlichen Nahverkehrs deutlich höher als heute: Keineswegs zufrieden mit der bereits erreichten Zugtaktung, wollte die betreibende Straßburger Straßenbahn-Gesellschaft die Rheinüberfahrt im Fünf-Minutentakt bewältigen, scheiterte jedoch an bürokratischen Hemmnissen. Im Gegensatz zu heute erwies sich das Betreiben dieser Straßenbahnlinie keineswegs als Zuschussgeschäft, sondern als lukrative Angelegenheit. Wie auch heute musste damals eigens für die Tram eine neue Brücke gebaut werden, und es war für die Straßburger Aktiengesellschaft keine Frage, dass sie sich mit einem nicht unerheblichen Beitrag an den Baukosten beteiligte – eine Investition, die sich schon bald amortisieren sollte.

Wie alles begann: Eine Pferde- Straßenbahn für Straßburg

Die Initiative für die Einrichtung einer Straßenbahn erfolgte nicht von Kehl, sondern von Straßburg aus. Das sollte nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 gleichsam als deutsches Aushängeschild zur Metropole des unter direkter Verwaltung des deutschen Kaisers stehenden Reichslandes Elsass-Loth-

ringen ausgebaut werden. Gerade hier wollten die Repräsentanten des neu gegründeten wilhelminischen Kaiserreiches beweisen, welche architektonischen, technischen und wissenschaftlichen Glanzstücke der neue Staat zu produzieren in der Lage war. Beide Städte waren 1870 schwer zerstört worden. Von Kehl aus hatte die preußische Armee unter General August von Werder die Stadt Straßburg beschossen und die französische Seite hatte die-



Neubau im wilhelminischen Stil: Das Hauptgebäude der Universität, erbaut 1879–1884

ses Feuer erwidert. Während nach Kriegsende die Wiederaufbauarbeiten in Kehl nur langsam voranschritten, stand der Wiederaufbau Straßburgs im Fokus der Reichsregierung, die hierfür große Summen investierte.

Schon 1872 wurde die Hochschule als Kaiser-Wilhelm-Universität neu gegründet. Die Einwohnerzahl verdoppelte sich aufgrund des Zuzugs tausender sogenannter Altdeutscher aus dem ganzen Reich auf fast 180 000 im Jahr 1910. Im Nordosten der Altstadt entstand ab 1878 die Neustadt; das gigantische Bauprojekt bedeutete eine flächenmäßige Verdreifachung der Stadt. Zu dieser wilhelminischen Selbstdarstellung zählt auch der 1883 im Westen eingeweihte Hauptbahnhof. An der Entstehung all dieser Bauten waren Arbeiter aus Kehl und dem Hanauerland beteiligt, die allmorgendlich die Schiffbrücke

überquerten, um zu ihren Baustellen zu gelangen.

Unter den Ingenieuren des Deutschen Reiches sprach sich die in Straßburg herrschende Aufbruchsstimmung schnell herum. So wurde schon Anfang 1872 ein Berliner Ingenieur namens Schmetzer nicht nur in Straßburg vorgestellt, er wandte sich auch an die Kehler Verwaltungsspitze, um dort ein zukunftsweisendes Projekt zu bewerben: Er empfahl die Entwürfe eines Berliner Kollegen für eine Pferdeisenbahn und legte einen Plan vor, der nicht nur die Erschließung Straßburgs in fünf Linien umfasste, sondern den Einsatz der Bahn auch über den Rhein hinweg vorsah.

Die Pferdebahn galt damals als modernstes Nahverkehrsmittel; in Berlin hatte sie 1865 ihren Betrieb aufgenommen. Am 6. November 1876 erhielt die elsässische Rheinmetro-



Für den Trambahnverkehr ungeeignet: die Schiffbrücke von 1816

pole durch kaiserliche Verordnung die Konzession »zum Bau und Betrieb der 8 in derselben näher bezeichneten Linien«. Eine dieser Linien sollte bis Kehl führen, nämlich vom Kleberplatz über die Staatsstraße hin zur Kehler Rheinbrücke und von dort aus weiter nach Stadt und Dorf Kehl.

Die Bürgermeisterei-Verwaltung der Stadt Straßburg trat wegen der hohen Kosten für den Bau und den Unterhalt einer Pferdebahn an eine Reihe »angesehener Bürger« heran. Gemeinsam gründete man am 5. April 1877 eine Aktiengesellschaft, die Straßburger Pferde-Eisenbahn-Gesellschaft. Bereits Mitte März 1877 hatte der verwaltende Straßburger Bürgermeister Otto Back das badische Handelsministerium über die Vorgehensweise informiert und angefragt, wie man in Karlsruhe »die Weiterführung der Pferdebahn über die

Rheinbrücke durch Stadt Kehl und Dorf Kehl etwa bis zur »Alten Post«, eine Strecke von 2,5 Kilometer, zu organisieren gedenke.

In Karlsruhe begrüßte man zwar das Vorhaben, äußerte jedoch gleichzeitig ernste Bedenken, »da die Erstellung der Bahn bis Dorf Kehl wohl von der Vorfrage abhängig sein dürfte, ob und unter welchen Voraussetzungen der Eisenbahnbetrieb über die Rheinschiffbrücke ausführbar erscheint«. Da es sich bei der 1816 erbauten Brücke nicht um eine feste Brücke, sondern um eine Pontonbrücke handelte, waren die Bedenken durchaus gerechtfertigt.

Die Straßburger Pferdebahn-Gesellschaft ließ sich davon nicht weiter irritieren, sondern realisierte ihr Vorhaben zunächst auf eigenem Terrain mit zwei Linien – die eine führte nach Hönheim, die andere vom Stein-

platz bis zur Kehler Brücke. Die Bahngleise waren in der damals üblichen Normalspur (Spurbreite: 1435 mm) gebaut worden. Schon nach kurzer Zeit kam es zur ersten Modernisierung, als auch dampfbetriebene »Tramwaylokomotiven« zugelassen wurden, welche die Zugtiere ersetzten. In logischer Konsequenz benannte sich die Gesellschaft schließlich am 25. April 1888 in »Straßburger Straßenbahngesellschaft« (SSG) um.

Mit Volldampf: Die rechtsrheinische Nebenbahn der Straßburger Straßenbahn

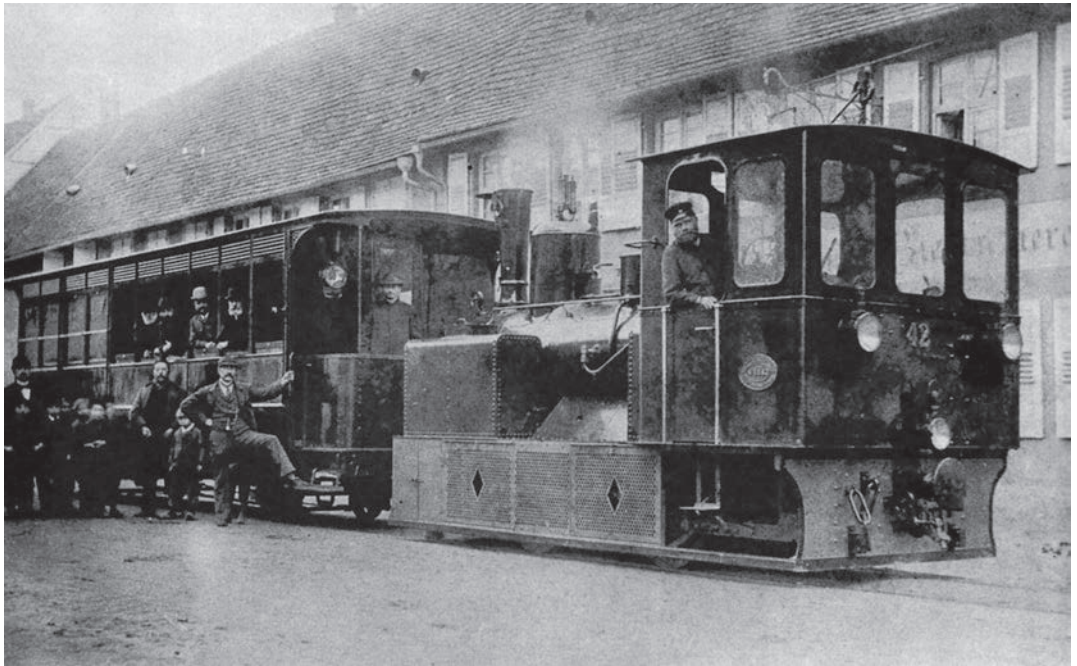
Anfang März 1883 diskutierte man die Frage einer Weiterführung der Bahn über den Rhein nach Kehl erneut auf staatlicher Ebene, nachdem nicht nur Vertreter von Dorf und Stadt Kehl, sondern auch von 38 Gemeinden in der Umgebung eine gemeinsame Petition beim badischen Innenministerium eingereicht hatten. Zunächst hoben sie in ihrem Schreiben hervor, welche wirtschaftlich bedeutende Rolle einer Verbindung über den Rhein hinweg für die rechtsrheinisch gelegenen Orte zukäme: »Straßburg mit seinen 100 000 Einwohnern [...] bildet das Hauptabsatzgebiet für die landwirtschaftlichen und gewerblichen Produkte seiner Umgebung. Andererseits werden auch von dort in grossen Mengen Gegenstände des täglichen Verbrauchs und Rohmaterialien für die gewerbliche Verarbeitung bezogen, und nicht nur ein Austausch von Waaren, sondern auch ein solcher von Arbeit findet statt: viele Bewohner Kehls und der bei Kehl gelegenen Orte arbeiten in Straßburg und kehren täglich wieder in ihre Heimath zurück.« Außerdem spielte schon damals der Tourismus eine nicht unerhebliche Rolle: »Für Kehl und für die bei Kehl nahe gelegenen Gemeinden kommt noch

hinzu, daß das sonntägliche Vergnügungspublikum von Straßburg in immer steigenderem Maße das rechte Rheinufer aufsucht.«

Die Karlsruher Ober-Direction des Wasser- und Strassenbaues mochte sich diesen Argumenten nicht verschließen. Allein – es fehlte am Geld. Sie schlug daher vor, abzuwarten, bis die Straßburger Seite aktiv würde. Die Gemeinden jedoch drängten, sie reichten deshalb beim Landtag eine weitere Petition ein und wandten sich sogar direkt an den Großherzog. Doch die Regierung beharrte eisern auf ihrer Linie.

Seit 1892 eröffnete sich den Bewohnern einiger Hanauerland-Gemeinden durch das Engagement der SSG mit der dampfbetriebenen Nebenbahn Kehl – Lichtenau – Bühl immerhin die Möglichkeit, per Bahn bis Kehl zu gelangen. Am Bahnhof war jedoch Endstation. Selbstverständlich gingen auch hier der Bau und besonders die Finanzierung nicht ganz reibungslos über die Bühne: In der ersten Hälfte der 1880er-Jahre hatten sich 15 auf der projektierten Strecke gelegene Gemeinden zusammengetan und ein »Komitee zur Herstellung einer Straßenbahn Kehl-Lichtenau-Bühl« gegründet. Dieses wandte sich mit der Bitte um Unterstützung an die Regierung in Karlsruhe: Zur Vermeidung eines drohenden wirtschaftlichen Niedergangs der Gemeinden des Hanauerlandes sei diese Straßenbahnlinie unabdingbar, denn »der gänzliche Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln im Hanauerland ist fast unerträglich geworden und wird als Ungerechtigkeit des Landes gegen die Landschaft empfunden«.

Die SSG erhielt schließlich die Konzession, diese erste Linie auf rechtsrheinischer Seite einzurichten und zu betreiben. Der Bau der fast 39 Kilometer langen Strecke dauerte knapp zwei Jahre. Als die Bahn nach Bühl fertig gestellt war, wurde am 4. Januar 1892 ein rauschen-



Seit 1892 unter Dampf: die Lokalbahn nach Bühl, auch »Entenköpfer« genannt

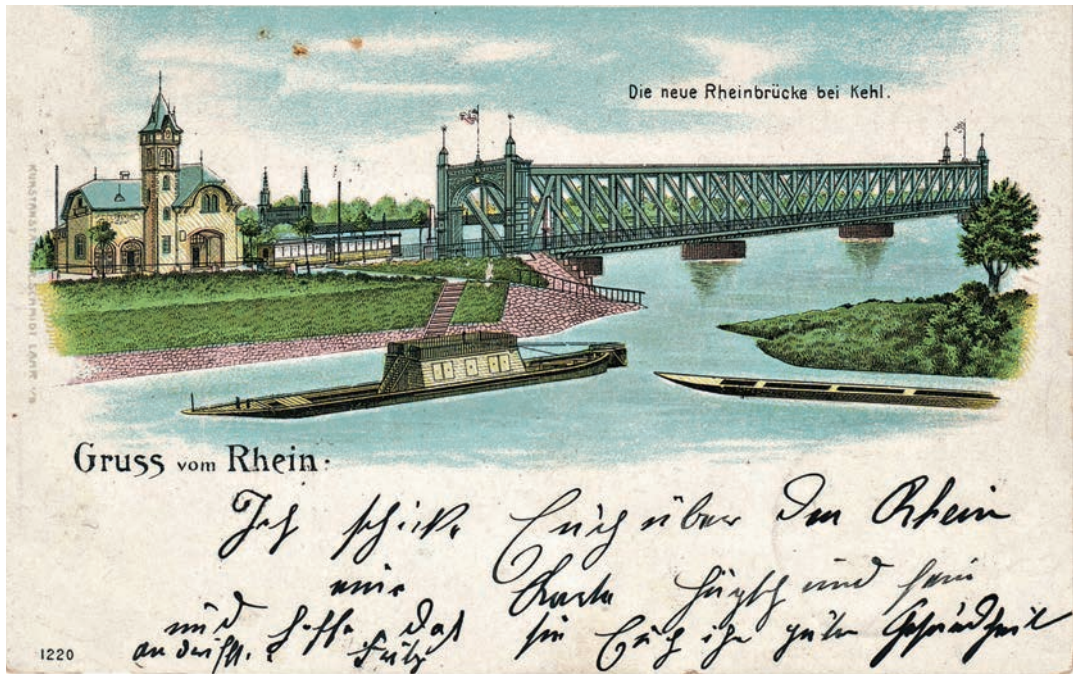
des Fest gefeiert: Der Großherzog höchstselbst begab sich nach der Eröffnungsfahrt von Bühl über Lichtenau zum Festmahl in den »Salmen«, wo er in seiner Ansprache auf das Verhältnis zum Nachbarn Elsass-Lothringen abhob: »Die Erlebnisse des heutigen Tages erwecken in mir das freudige Gefühl, daß wir eine neue Verbindung mit den Reichslanden vollzogen haben, die den Interessen beider Länder sehr nützlich sein wird.«

Taktieren auf allen Seiten: Eine feste Straßenbrücke über den Rhein

Wenig später kam auch die heikle Brückenfrage wieder auf die politische Agenda: Am 17. März 1892 wandte sich der Kaiserliche Statthalter in Straßburg an das Großherzoglich

Badische Staatsministerium und präsentierte den Beamten einen Brückenentwurf, der im Auftrag »der Stadt Straßburg in Gemeinschaft mit den in erster Linie beteiligten badischen Gemeinden auf gemeinschaftliche Kosten« entwickelt worden war. Die feste Straßenbrücke sollte fast zwei Millionen Mark kosten. Bezüglich der Finanzierung führte der Statthalter aus: »Es erscheint selbstverständlich, daß ein Theil dieser Summe von den Hauptinteressenten getragen wird.« Dabei würde es sich einerseits um die Stadt Straßburg, andererseits um die SSG handeln. Weil weitere Geldgeber nicht in Sicht seien, »dürfte, um das Unternehmen zu Stande zu bringen, nur erübrigen, daß der Rest der Bedarfsumme durch das Großherzogthum Baden u. das Reichsland gemeinschaftlich aufgebracht wird«.

Es war Straßburgs Oberbürgermeister Otto Back, der die Brückenfrage vehement



Linksrheinische Perspektive: Die Straßenbahn verlässt Straßburg in Richtung Kehl

vorangetrieben und gegen große Widerstände in seinem Gemeinderat durchgesetzt hatte. Die beiden Landesregierungen bewilligten jeweils 630 000 Mark, doch noch waren 500 000 Mark ungedeckt. Sie bemühten sich deshalb, die SSG als »besondere Interessentin« ins Boot zu holen. Konnte deren rechtsrheinisches Engagement auf Dauer doch nur dann Sinn machen, wenn eine direkte Weiterfahrt vom Kehler Bahnhof nach Straßburg ermöglicht würde. Und tatsächlich übernahm diese einen Betrag in Höhe von 272 000 Mark, allerdings als Annuitätendarlehen von der Stadt, zurückzuzahlen in Jahresraten von 8000 Mark.

Der Straßburger Gemeinderat stimmte schließlich für die Beteiligung an den Baukosten der neuen Rheinbrücke. Im Dezember 1894 vergaben die Bauherren die Planungsarbeiten für die Brücke nebst Auffahrtstraßen

an den Frankfurter Oberingenieur Wilhelm Lauter von der Firma Philipp Holzmann & Cie. Das Frankfurter Unternehmen erhielt im August 1895 auch den Auftrag für die Ausführung des Baus. Sogar die Militärs beteiligten sich am Brückenbau, allerdings in einer Weise, die von den Bauherren kaum vorgesehen gewesen sein dürfte. In den Pfeilern ließ die Armee Minenkammern anlegen, die im Kriegsfall die Sprengung ermöglichen sollten.

Am Puls der Zeit: Die Elektrifizierung der Straßenbahn

Doch bald tauchte ein weiteres Problem auf: Das Verfahren um die Genehmigung einer elektrifizierten Bahnstrecke. Längst galt



Mit Strom und Dampf durch die Kehler Hauptstraße: links die »Elektrische«, rechts der »Entenköpfer«

Strom als modernste Antriebsart für Straßenbahnen und so erlaubte am 3. April 1895 das Ministerium für Elsaß-Lothringen der Stadt Straßburg die »Einführung des elektrischen Betriebs mit oberirdischer Stromzuleitung«. Sämtliche Fahrzeuge lieferte die »Allgemeine Electricitäts-Gesellschaft« (AEG), die damals mit der Ausrüstung von Straßenbahnen einen lukrativen Geschäftszweig aufbaute. Mittels Stangenstromabnehmern sollten die Kontakte zu den Oberleitungen hergestellt werden. Gleichzeitig mit der Elektrifizierung wurde das Straßburger Gleissystem auf Schmalspur umgestellt. Mitte der 1890er-Jahre erfolgte damit faktisch eine komplette Neuverlegung des Straßenbahnnetzes. Die bereits realisierte rechtsrheinische Nebenbahn von Kehl nach Bühl hingegen fuhr von Beginn an auf Schmalspurgleisen.

Selbstverständlich entschloss sich die SSG nun, die neue Tramlinie vom Metzgerort nach Dorf Kehl gleich als »Elektrische« einzurichten. Auf badischer Seite bedeutete dies, dass die Bahn ab Mitte der neuen Rheinbrücke entlang der Hauptstraße bis Dorf Kehl und noch etwa 160 Meter über die Abzweigung der Lokalbahn nach Bühl hinaus mit Strom fahren sollte.

Dafür mussten nur wenige Meter neue Gleise verlegt werden, nämlich der Teil von der Rheinbrücke bis zum Beginn der bereits bestehenden Dampfstraßenbahn am Bahnhof. Die Hauptstraße hindurch konnten sich beide Bahnen die bereits bestehenden Gleise teilen. Fest stand, dass die Lokalzüge nach Bühl und Ottenheim auch in weiterer Zukunft von Dampflokomotiven gezogen werden sollten.



Gewonnene Wette: Josef Stenftenagel reitet als Erster über die neue Brücke

Eine zwiespältige Beziehung: Die Kehler und ihre Straßenbahn

Auch die Bevölkerung war in das Projekt einbezogen: Vom 5. bis 19. Juli 1897 lagen im Straßburger Bürgermeisteramt alle Pläne und Erläuterungsberichte zum »grenzüberschreitenden« Straßenbahnprojekt aus, Ende August auch im Kehler Bezirksamt. Hier kam es sogleich zu einem Proteststurm der Hauseigentümer in der Hauptstraße. Viele Anrainer verwahrten sich dagegen, dass ihre Gebäude »zum Befestigen von Spanndrähten für das Tragen der elektrischen Arbeitsleitung dienen soll[t]en«. In der Folge verhandelte das Unternehmen direkt mit den betroffenen Hauseigentümern, wobei verschiedentlich ansehnliche »Schmerzensgelder« geflossen sein dürften.

Der Brückenbau selbst machte dann doch schnelle Fortschritte. So konnte ab Mitte November die Brücke für Fußgänger und Landfuhrverkehr frei gegeben werden. Ab Samstag den 1. Januar 1898 konnte sogar der Dampfbahnverkehr erstmalig die Brücke passieren. Die Elektrifizierung zog sich jedoch noch hin und »der regelmäßige Betrieb der Straßenbahnstrecke Straßburg – Dorf Kehl mit elektrischen Motorwagen« begann erst am 14. März 1898, worüber das Kehler Wochenblatt tags darauf stolz berichtete: »Der erste Motorwagen, der früh um 6 Uhr 15 Min. vom Kleberplatz Straßburg abging, führte einen offenen Beiwagen und war [...] mit Flaggentuch und Wimpeln in den badischen und elsässischen Farben geschmückt.« Die sogenannte Kehler Linie, auch »Linie 1«, fuhr von jetzt ab alle zehn Minuten vom Straßburger Haupt-



Unter gallischem Hahn: die Kehler Brückenseite nach 1919

bahnhof bis zum Gasthaus »Wilden Mann« in Dorf Kehl. Ferner kündigte das Wochenblatt an, dass an Sonn- und Feiertagen die Züge im Fünf-Minutentakt verkehren würden. Von der Brücke aus gesehen hielten die Züge an den Haltestellen »Kehl-Bahnhof«, »Friedensstraße«, »Kasernenstraße«, »Marktplatz« und »Kehl Dorf«. Anfangs fuhren die Züge zwischen 6 Uhr 55 und 21 Uhr 15 ab Dorf Kehl, jeweils fünf Minuten später ab Bahnhof Kehl in Richtung Straßburg. Für die Gegenrichtung waren noch zwei nächtliche Extrazüge geplant, die offiziell als »Theaterzüge« bezeichnet wurden und das Publikum auch noch spät nach Hause bringen sollten: Der eine fuhr um 22:10 Uhr ab Bahnhof Straßburg, der andere um 23:05 Uhr ab Kleberplatz nach Dorf Kehl.

Die Inbetriebnahme der Brücke war – eigentlich unüblich – sang- und klanglos vor

sich gegangen. Das Volk indes hatte seine ganz eigene Brückenfeier bereits am 23. November des Vorjahres vollzogen, lange bevor die erste Straßenbahn über die Brücke fuhr:

Eine erhalten gebliebene Fotografie zeigt den Kehler Josef Stenftenagel, wie er auf einem weißen Schimmel über die Brücke reitet, hinter ihm eine johlende Menschenmenge, in der Mehrzahl natürlich Kinder. Er hatte gewettet, er werde der Letzte sein, der die alte, und der Erste, der die neue Brücke überquert.

Während die Kehler Zeitung über diese Glanztat ausführlich berichtete, offerierten die Straßburger Blätter eine andere Heldenversion: Eine Fahrradfahrerin habe als Erste von Straßburg aus die Brücke überquert und damit, so das Straßburger Tageblatt, ein »Zeichen der Zeit« gesetzt.

Hintergrund der schon bald gewünschten Schienenerweiterung war der Umstand, dass die Straßenbahn den wachsenden Publikumsansturm und die enorme Nachfrage nach Gütertransporten nicht mehr bewältigen konnte. Trotz Zustimmung des Gemeinderats wurde das zweite Gleis aber wegen des Ersten Weltkriegs nicht mehr realisiert, und es blieb bei den Ausweichstellen, die von Anfang an eingerichtet worden waren.

Unter die Räder gekommen: Die Straßenbahn im 20. Jahrhundert

Nachdem Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren hatte und Straßburg wieder französisch geworden war, wurde die SSG in die noch heute bestehende »Compagnie des Tramways Strasbourgeois« (CTS) umgewandelt. Die rechtsrheinischen Strecken wurden 1923 in die Verwaltung des Landes Baden übernommen und zusammen mit der »Lahrer Eisenbahngesellschaft« als »Mittelbadische Eisenbahnen AG« (MEG) weitergeführt.



Unter der Trikolore: die Straßburger Brückenseite nach 1919

Schwieriger ist es, die weitere Entwicklung der Straßenbahnverbindung über die feste Brücke nachzuvollziehen. Bislang herrschte in der Forschung Einigkeit darüber, dass die Verbindung mit Ende des Ersten Weltkriegs endgültig gekappt worden sei. Tatsächlich lassen sich den Überlieferungen in den Karlsruher und Straßburger Archiven hierzu nur wenige exakte Informationen entnehmen. Als zusätzliche Quelle können jedoch Bildpostkarten herangezogen werden, denn die Straßenbrücke war ein gerne verschicktes Motiv, und das vor wie nach dem Ersten Weltkrieg.

Zwar wurde auf solchen Karten vielfach retuschiert, jedoch ist kaum vorstellbar, dass die Straßenbahnen nachträglich hinzugefügt worden wären. Als Erstes fällt auf, dass die Brücke auf Kehler Seite von einem gallischen Hahn bekrönt wird. Da Kehl ab Januar 1919 französisch besetzt war, nahmen die neuen Herren die Brücke gleichsam symbolisch in Besitz und statteten sie an prominenter Stelle mit ihrem Wappentier aus. In der Tat gingen die Rheinbrücken infolge des Versailler Vertrags in französisches Eigentum über.

Auf der elsässischen Seite wehte ab 1919 die Trikolore und seit Ende dieses Jahres fuhr die Tram wieder bis zum Kehler Bahnhof. Allerdings nur für kurze Zeit. Spätestens ab 1922 wurde der Betrieb über die Brücke komplett eingestellt. Kein geringerer als Ernest Hemingway, der als junger Reporter 1922 und 1923 gleich zweimal für den Toronto Daily Star über Kehl berichtete, beschrieb minutiös seine Passage über den Rhein: Mit der Straßenbahn gelangte er auf Straßburger Seite bis an den Fluss, musste dann aber



Unter gallischem Hahn: die Straßburger Brückenseite nach 1930
(alle Abbildungen: Stadtarchiv Kehl, o. Sign.).

ebenso wie alle anderen Fahrgäste die Tram verlassen und die Brücke zu Fuß überqueren.

Die dritte Ansichtskarte zeigt ebenfalls einen Brückeneingang mit gallischem Hahn – allerdings auf der französischen Seite. Diese Karte wurde nach 1930 gedruckt, nachdem die Franzosen die Besetzung beendet und ihre Symbolfigur mitgenommen hatten. Die Brücke war nun wieder zur Hälfte deutsch, zur Hälfte französisch. Am 11. April 1930 wurde in einem neuen Lastenheft für die CTS festgehalten, dass künftig die Endstation der Linie 1 in der Mitte der Rheinbrücke einzurichten sei. Auch die Straßburger Adressbücher aus dieser Zeit weisen die »Pont du Rhin« als Endstation der »Kehler Linie« aus, die nach wie vor am Straßburger Hauptbahnhof startete.

In den Jahren 1926 bis 1936 spielten die Franzosen immer wieder mit dem Gedanken,

die Tram erneut bis nach Kehl hinein fahren zu lassen – mindestens bis zum Bahnhof, lieber aber bis zum Rathaus. Jedes Mal zerschlugen sich ihre Überlegungen jedoch angesichts der Tatsache, dass die an der Grenze üblichen Zoll- und Passkontrollen einen fahrplanmäßigen Verkehr nicht zugelassen hätten.

Im Mai 1940 schließlich sprengten die Franzosen die Brücke in der Hoffnung, so den »Westfeldzug« der deutschen Wehrmacht aufhalten zu können. Straßburg und Kehl waren bereits zu Kriegsbeginn am 3. September 1939 vollständig evakuiert worden.

Als die Zivilbevölkerung nach dem Waffenstillstand von Compiègne ab Ende Juni 1940 wieder zurückkehrte, waren beide Brücken zerstört. In Windeseile ließ das deutsche Besatzungsregime eine hölzerne Straßenbrücke errichten, ausgestattet mit dem neuen, mar-

tialischen »Hoheitszeichen«, einem Adler mit Hakenkreuz. Zwei Jahre später wurde die gesprengte Brücke gehoben und wieder instand gesetzt – bei gleichzeitiger Wiederherstellung der Tramverbindung. Bislang ist kein einziges Foto bekannt, das die Straßenbahn auf dieser Brücke zeigt. Jedoch existiert der Durchschlag eines Schreibens, verfasst am 7. November 1944 von der Straßburger Straßenbahngesellschaft, die seit der deutschen Okkupation ihren alten Namen wiedertrug. Hierin wird dem Kehler Bürgermeister mit Bezug auf den »Fliegerangriff v. 25.9.44« mitgeteilt: »Nach Wiederinstandsetzung der beschädigten Gleis- und Fahrleitungsanlagen auf der östlichen Brückenrampe und an der großen Rheinbrücke selbst, verkehren die Züge der Straßenbahnlinie 1 ab kommenden Donnerstag, den 9.11.1944, wieder bis zum rechten Rheinufer (Kehl-Bahnhofplatz). Heil Hitler!«

Nach der Reparatur fuhren die Straßenbahnen noch genau zwei Wochen lang über den

Rhein, denn am 23. November 1944 wurde Straßburg befreit und Kehl zum zweiten Mal evakuiert. Die Geschichte einer Tramverbindung über den Rhein fand damit ihr (vorläufiges) Ende.

(Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um eine gekürzte Fassung eines Beitrags der Autorin, der erstmals in der »Jahresschrift 2016« der Stadt Kehl publiziert wurde. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Stadt Kehl.)



Anschrift der Autorin:
Dr. Ute Scherb
Stadtverwaltung Kehl
Leiterin Archiv und Museum
Friedhofstraße 5
77694 Kehl
u.scherb@stadt-kehl.de

Schonach, Triberg, Konstanz ... und Bahia

Über Ludwig Grieshaber alias Dom Clemente Maria da Silva-Nigra

Johannes Werner

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war es vor allem die katholische Kirche, die in den unteren Schichten nach Begabungen suchte, sie förderte und dann in ihre Dienste stellte. Wie, wenn nicht so, hätte es der Sohn eines Schonacher Holzhauers in Bahia zum Ordenspriester und zugleich zum bedeutendsten Kunsthistoriker seiner neuen Heimat bringen können? Er war freilich nicht der einzige, der die Gelegenheit nutzte, die sich ihm unversehens bot – nämlich dadurch, dass die Beuroner Benediktiner die nahezu ausgestorbenen brasilianischen Abteien wieder mit Leben füllen wollten. Ludwig Grieshaber alias Dom Clemente Maria da Silva-Nigra (1903–1987) hat seine alte Heimat dennoch nie vergessen, und sie ihn ebenfalls nicht.

»Meine Vorfahren sind alle aus Schonach: Mein Urgroßvater besaß den ›Weimattenhof, mein Großvater den ›Winackerhof‹ auf der vorderen Grub, wo auch mein Vater geboren wurde. Seit 1910 wohnten meine Eltern in Triberg bei der Wallfahrtskirche.«¹ Aber er selber schlug einen Weg ein, der ihn weit über Schonach und Triberg hinausführte ... wenn auch zunächst nur nach Konstanz.

Denn am 16. Juli 1919 schrieb Ludwig Grieshaber – und von ihm soll hier zunächst die Rede sein – einen Brief an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg und bat, »gestützt auf anliegende Zeugnisse, um Aufnahme in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt Konstanz. Ich bin geboren am 17. Juli 1903 in Schonach, als Sohn des Joseph Grieshaber, Holzhauer und der Anna geb. Kopp. Ich besuchte die Volksschule Triberg von der ersten bis zur siebten Klasse. Da ich den einzigen Wunsch hatte, Priester zu werden, trat ich im Herbst 1916 als Gast in die Quinta der Realschule ein. Ich konnte am Schlusse des Schuljahres Quarta

überspringen und wurde nach Untertertia versetzt. Über meine Leistungen in der Schule liegt ein Zeugnis bei. (...) Lateinische und griechische Privatstunden erteilte mir der Hochwürdige Herr Vikar Wacker hier, und hoffe ich, das Examen nach Obertertia zu bestehen. Mit Wiederholung meiner Bitte um Aufnahme in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt zeichnet Hochwürdigstem Erzbischöflichem Ordinariat gehorsamster Ludwig Grieshaber.«²

Diese Bitte konnte der Triberger Stadtpfarrer Paul Fries nur unterstützen: »Der Petent, ein großer kräftiger Junge ohne körperliche Gebrechen oder erbliche Belastung ist recht gut begabt und ein fleißiger Schüler. Er zeigt einen ausgesprochenen Sinn für religiöse Fragen und hat großes Interesse am kirchlichen Leben. Die sittliche Führung des Ludwig Grieshaber ist sehr gut, sein Eifer im Empfang der hl. Sakramente und im Kirchenbesuche wirklich lobenswert. Derselbe hat sich auch als Ministrant durch Eifer und frommes Betragen ausgezeichnet und in Notfällen



Urkunde für Dom Clemente, gestaltet von
Irmão Paulo Lachenmayer
(Gemeindearchiv Schonach).

schon längere Zeit den Mesnerdienst mit Geschick versehen.«³ Dem Gesuch lag ein von der Stadt Triburg ausgestelltes »Vermögens-Zeugnis« bei, aus dem hervorging, dass der Vater des Ludwig über kein Vermögen verfügte und täglich nur 8 bis 10 Mark verdiente, mit denen er fünf Personen ernähren musste: nämlich sich selbst, seine Frau, den Sohn und die beiden Töchter Rosa (*1905) und Berta (*1907).⁴

Dem Gesuch wurde stattgegeben, und Grieshaber wurde zum Schuljahr 1919/20 sowohl in das »Konradhaus« als auch in die Untersekunda des ehemals Großherzoglichen Gymnasiums in Konstanz aufgenommen. Demnach hätte er im Jahre 1923 sein Abitur ablegen können – es sollte aber anders kommen. Ein Benediktiner aus Bahia hielt in Konstanz einen Vor-

trag über Brasilien, der den Schüler so begeisterte, dass er sich ihm kurzerhand anschloss. (Seit 1859 bemühten sich die Benediktiner der Beuroner Kongregation um die Wiederbelebung der nahezu ausgestorbenen brasilianischen Abteien und warben, durchaus mit Erfolg, in Europa um Nachwuchs.⁵) War es Abenteuerlust, oder auch nur die Not der Nachkriegsjahre, die Grieshaber zu diesem Schritt bewog? Jedenfalls folgte er, mit noch sechs Gefährten, seinem Mentor in das Land, das ihm zur Heimat werden sollte. Am 15. Juli 1922 ging ihr Schiff, ein Dampfschiff der »Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft« namens »Bage«, in Hamburg ab und kam über Antwerpen, Le Havre, Leixões, Lissabon und Madeira am 13. August in Bahia an.⁶ Dort trat Grieshaber noch im selben Jahr ins Kloster ein und legte am 6. Dezember 1923 seine feierliche Profess ab. Zugleich legte er auch seinen alten Namen ab und nannte sich nunmehr »Clemente Maria«, und zwar in Erinnerung an Triburg, wo der hl. Clemens Maria Hofbauer, der dem Orden der Redemptoristen angehörte, gewirkt hatte und seither sehr verehrt wurde. Ihm hatte Grieshaber, noch als Schüler, seine erste gedruckte Veröffentlichung gewidmet.⁷

In der neuen Heimat ■

Grieshaber setzte seine Studien an der Oblatenschule in Bahia sowie am »Instituto Superior« in Rio de Janeiro fort und wurde am 16. Dezember 1928 zum Priester geweiht; danach war er sechs Jahre lang an ordenseigenen Schulen in Rio de Janeiro, São Paulo und Bahia als Lehrer tätig. Doch allmählich schob sich sein Interesse an der brasilianischen Kunstgeschichte in den Vordergrund. Auf der Suche nach ihren Ursprüngen unternahm er zahlreiche Reisen: 1928 bis 1940

nach Portugal, Spanien, Italien und Deutschland, 1956 bis 1959 nach Portugal, Spanien und Marokko, 1963 bis 1966 nach Leningrad, Berlin, Weimar und Dresden. Aus Russland brachte er – was noch keinem westlichen Forscher gelungen war – über 3000 Aufnahmen aus Bibliotheken und Museen mit. Er nahm an verschiedenen internationalen Kongressen in Europa und den USA teil, wurde 1940 von der bundesstaatlichen Regierung zum Kunstsachverständigen ernannt und 1958 von der Universität Bahia mit dem Aufbau eines Kunstmuseums betraut, für das sie ein ehemaliges, aus dem 17. Jhd. stammendes Karmeliterkloster herrichten ließ. Grieshaber war dann auch sein erster Direktor.⁸ Schon zuvor hatte er durch zwei große Ausstellungen auf sich aufmerksam gemacht: 1938 zur Erinnerung an den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, den Gouverneur der Niederländischen Westindien-Kompanie in Brasilien, und 1955 zum 36. Internationalen Eucharistischen Kongress in Rio de Janeiro. Grieshaber war auch Mitglied im »International Council of Museums« (ICOM) der UNESCO. Der wissenschaftliche Ertrag seiner Forschungen schlug sich in einer eindrucksvollen Reihe von Monographien zu brasilianischen Architekten, Bildhauern und Malern nieder; auf diesem Gebiet galt er als die größte Autorität. Ebenfalls beschäftigte er sich intensiv mit dem deutschen Universalgelehrten Georg Heinrich Freiherr von Langsdorff (1774–1852) und dessen Expedition nach Brasilien.⁹

Am 16. September 1933 hatte Grieshaber (vielleicht als Reaktion auf die Vorgänge in Deutschland) die brasilianische Staatsangehörigkeit angenommen, und damit einen neuen Namen; nunmehr nannte er sich »da Silva-Nigra«, d. h. »aus dem Schwarzwald«. Auch auf diese Weise wollte er seiner alten Heimat die Treue halten.



Dom Clemente, 1968 (Gemeindearchiv Schonach).

Im Jahre 1968, anlässlich seines 65. Geburtstags, wurde er mit Ehrungen förmlich überhäuft. Man ernannte ihn zum Ehrenbürger der Gemeinde Schonach und der Stadt Triberg, verlieh ihm den Goldenen Ehrenring der Stadt Triberg und das Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland sowie den Dr. h.c. der Universität Bahia. Im Jahre 1980 nahm die Grund- und Hauptschule in Schonach den Namen »Dom-Clemente-Schule« an.¹⁰

Seiner Heimatgemeinde, mit der er immer in regem brieflichem Austausch stand, vermachte Grieshaber eine von einem brasilianischen Künstler um 1750 gefertigte silberne Pyxis, die eine Reliquie des hl. Clemens Maria Hofbauer, seines zweiten Namenspatrons, enthält.¹¹ Und bei seinem letzten Besuch, 1974, antwortete er auf die Frage, welche Sprachen er denn spreche: »Es sind nur Portugiesisch, Italienisch, Englisch, Französisch, Spanisch

und natürlich Schonacherisch.«¹² Ludwig Grieshaber, alias Dom Clemente Maria da Silva-Nigra, starb am 30. Juli 1987 in Sacra Familia da Tinguá, Brasilien.¹³

Die Gefährten ■

Grieshaber war, wie gesagt, nicht der einzige, der sich dem Werber anschloss. Zu seinen Gefährten gehörten die ›Studenten‹ Joseph Metzger und Ludwig Endres, beide, wie er selber, aus dem ›Konradhaus‹ in Konstanz, sowie der Bildhauer Ernst Lachenmayer. Auch sie traten dann in Bahia in den Orden ein: Metzger als Dom Conrado, Endres als Dom José und Lachenmayer als Irmão, d. h. Bruder Paulo.

Von Metzger¹⁴ ist nicht viel zu sagen, außer dass er am 3. Juli 1902 in Engen geboren wurde und 1922 in Konstanz das Abitur bestand. Endres¹⁵ wurde am 9. Juli 1904 in Pfullendorf geboren, besuchte ab 1910 die Volksschule seiner Heimatstadt und wechselte 1918 auf das Gymnasium in Konstanz, das auch er ohne Abitur verließ. In Bahia legte er seine Profess ab, studierte Theologie und Geschichte und wurde 1930 zum Priester geweiht. 1936 begann er ein Promotionsstudium an der Universität Münster, wurde aber wegen anonymer Briefe, die er geschrieben hatte, schon im folgenden Jahr vom Studium an allen deutschen Hochschulen ausgeschlossen, so dass er nach Brasilien zurückkehren musste. In seiner Abtei machte man ihn zum Archivar, als welcher er mehrere historische Werke verfasste.¹⁶ Am 24. September 1978 ist er bei einem Heimaturlaub in Überlingen gestorben.¹⁷

Lachenmayer kam am 2. Januar 1903 in Langenargen zur Welt. Nach dem frühen Tod des Vaters wuchs er mit drei Brüdern und zwei Schwestern (die beide Benediktinerinnen wurden) in bedrängten Umständen auf. Er ließ sich

bei dem damals bekannten Theodor Schnell d. J. in Ravensburg ausbilden, arbeitete auch noch von 1931 bis 1934 im Kloster Münsterschwarzach bei dem Bildhauer Valentin (Fr. Maurus) Kraus, setzte sich in der neuen Heimat jedoch mit seiner Kunst nicht durch. Zwei große, von ihm geschaffene Figuren, ein Christus und eine hl. Theresa, wurden auf Befehl des Erzbischofs entfernt. Lachenmayer wirkte zwar noch als Berater bei Kirchenumbauten und -neubauten mit, so etwa bei der Kathedrale von Brasilia, verlegte sich aber mehr und mehr auf die graphischen Künste, auf Kalligraphie und vor allem auf Heraldik. Er entwarf zahllose Wappen für Bischöfe (u. a. für Dom Helder Camara), für kirchliche und weltliche Institutionen, dazu Exlibris, Plakate, Buchumschläge und manches mehr.¹⁸ Nicht zuletzt schuf er die überaus genauen Zeichnungen, mit denen Dom Clemente, der ihn seinen »Mitbruder, Mitarbeiter und Freund«¹⁹ nannte, seine Bücher illustrierte. Am 7. April 1990 ist er in Bahia gestorben.

Ein Vorläufer, jedoch kein Vorbild ■

Nicht alle blieben auf dem Weg, der für sie oft nur ein Ausweg war. Gustav Alfred Kögel, der am 16. Januar 1882 als uneheliches Kind einer Bauerntochter in München geboren wurde, ließ sich ebenfalls von der Schulbank weg nach Brasilien locken und trat 1902 als Fr. Raphael in die Benediktinerabtei Olinda ein; schon nach vier Jahren durfte er in Brügge die Priesterweihe empfangen. Philosophie und Theologie waren freilich seine Sache nicht – eher die Physik und die Chemie; diese Wissenschaften waren es, mit denen er sich fast ausschließlich beschäftigte, nachdem ihn sein Abt, freilich zu einem ganz anderen Zweck, ins bayerische Wessobrunn versetzt hatte. Er erfand, unter

anderem, ein Verfahren, mit dem man den Text lesen konnte, der auf einem Pergament geschrieben gewesen war, bevor man ihn ausradierte und mit einem neuen Text überschrieb. (Bisher war dies nur auf chemischem Wege gelungen, der freilich meist zur Zerstörung des ganzen Dokumentes führte; dagegen machte sich Kögel die Entdeckung zunutze, dass Pergament unter ultraviolettem Licht fluoresziert, außer an einmal beschriebenen Stellen.) Aus dieser Erfindung ging das Palimpsest-Institut hervor, das 1912/13 im Kloster Beuron gegründet wurde und sich ein großes Ansehen erwarb; eine Vielzahl bisher unbekannter Texte wurde hier entdeckt, photographiert, reproduziert, publiziert und wissenschaftlich kommentiert. Doch damit gab sich Kögel nicht zufrieden. Ohne die eigentlich erforderlichen, ja mithilfe dreist gefälschter Zeugnisse gelang es ihm im Jahre 1921, an der Technischen Hochschule in Karlsruhe – und nur deshalb ist hier von ihm die Rede – zum Privatdozenten für wissenschaftliche Photographie und technische Photographie und dann auch zum außerordentlichen Professor ernannt zu werden. Im Jahre 1924 trat er aus dem Orden, dem er ja seinen Aufstieg erst verdankte, und dann auch aus der Kirche aus und ging eine Ehe ein. Doch konnte er sich weder als Forscher noch als Lehrer einen Namen machen, dagegen aber als politischer Aktivist, nämlich als früher und eifriger Nationalsozialist. Am 27. November 1945, nachdem seine Welt zusammengebrochen war, wurde er erhängt aufgefunden.²⁰

Fazit

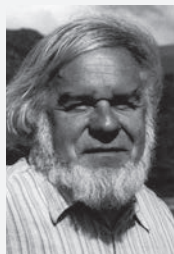
Grieshaber und seinesgleichen nahmen die Gelegenheit, die sich ihnen unversehens bot, nur zu gerne wahr; sonst hatten sie ja nicht viel zu erwarten. Andererseits waren sie ein

Gewinn für die nahezu ausgestorbenen, mit ihnen aber wieder auflebenden brasilianischen Abteien.²¹ Migration ist, wenn sie gelingt, ein Geben und ein Nehmen.

Anmerkungen

- 1 Zit. n. Werner Hamm, Professor Dom Clemente da Silva Nigra. In: Jahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises 6 (1982), S. 232–234; hier S. 232. – Vgl. auch, mit Vorbehalt: Rolf Italiaander, Der einmalige Don Clemente. In: Zwanzig. Jahrbücher der Freien Akademie der Künste in Hamburg 1968, S. 363–368.
- 2 Erzbischöfliches Archiv Freiburg C15/321.
- 3 Ebd.
- 4 Ebd. – Dieses Dokument nennt auch die Großeltern: Emanuel Grieshaber (†1894) und Kreszentia geb. Feiß (†1915).
- 5 Vgl. Michael Emilio Scherer, Beuron und die Restauration der Abteien in Brasilien, in: Beuron 1863–1963. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Erzabtei St. Martin. Beuron 1963, S. 281–307; ders., Abt Michael Kruse von São Paulo (1864–1929). Ein großer Benediktiner (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige Erg. Bd. 17). München 1963. – Im Jahre 1880 lebten in Bahia noch 20 Mönche, in Olinda, außer dem Abt, nur noch ein einziger.
- 6 Staatsarchiv Hamburg, Hamburger Passagierlisten; Bestand 373-7 I, VIII A 1 Bd. 288 A (Mikrofilm Nr. K 1843). – In der Passagierliste werden sie mit Namen, Alter, Beruf und Herkunftsort nacheinander angeführt. Zur Gruppe gehörten außerdem sechs junge »Ordenspriester«, d. h. Benediktiner, darunter der 27-jährige Gebhard Keckeisen aus Ravensburg, wohl derselbe, der 1895 geboren, 1915 als P. Beda in Bahia eingetreten und 1921 daselbst zum Priester geweiht worden war (vgl. Catalogus Monasteriorum O.S.B. Bd. 15. Rom 1980, S. 84). Er könnte auch der Werber gewesen sein.
- 7 »Der hl. Clemens Maria Hofbauer und Triberg. Zum Festtage des Heiligen am 15. März 1921«.
- 8 Vgl. Esmeraldino Sento Sè, Ação de Dom Clemente no Museu de Arte Sacra. Rio de Janeiro 1979.
- 9 Relação dos Reverendissimos Prelados das Antigas e Actuais Abadias e Presidências da Congregação Benedictina Brasileira, 1584–1936, 1936; Francisco de Frias da Mesquita, Engenheiro-mor

- do Brasil, in: Revista do Serviço do Patrimônio Histórico e Artístico Nacional Bd. 9, 1945, S. 9–88; Construtores e Artistas do Mosteiro de São Bento do Rio de Janeiro. 2 Bde., 1950; Frei Bernardo da São Bento, o Arquiteto Seiscentista do Rio de Janeiro, 1950; Frei Domingos da Conceição, o Escultor Seiscentista do Rio de Janeiro, 1950; Frei Ricardo do Pilar, o Pintor Seiscentista do Rio de Janeiro, 1950; Tres Artistas Beneditinos, 1950; Artistas Coloniais Mineiros, in: Revistade História Bd. 2, 1951, S. 411–419; A ordem dos beneditinos na cidade de S. Paulo, in: Ensaios Paulistas, 1954, S. 24–137; Frei Agostinho da Piedade. In: Revista do Instituto Brasileiro de História da Arte 1/1954; Sobre as Artes Plásticas na Antiga Capitania de S. Vicente, 1958; O Barão George Henrique de Langsdorff, 1774–1852, o grande cientista esquecido de Brasil, 1966; A História dos Nobres Langsdorff no Brasil, in: O Cruzeiro, 16.6.1966; Os dois Escultores Frei Agostinho da Piedade, Frei Agostinho de Jesus e o Arquiteto Frei Macário de São João, 1971; Museu de Arte Sacra de Bahia, 1972; A Ilha das Cobras e seus fortalezas, o J. – Die Bücher erschienen zumeist im Verlag Tipografia Beneditina, Bahia.
- 10 Erst dadurch wurden viele, so auch der Verf. selber, auf den Namensgeber aufmerksam. – Zur Begründung einer solchen Entscheidung vgl. Johannes Werner, Wenn sich eine Schule einen Namen gibt. In: Wolfgang Boeckh (Hrsg.), Mittendrin. 40 Jahre Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium Durmersheim. 1970–2010. Leipzig 2010, S. 26–27.
- 11 Vgl. Wolf-Wilhelm Adam, Außergewöhnlicher Fund im Pfarrhaus. In: Südkurier, 7.2.2004.
- 12 Zit. n. Hamm, a. a. O. S. 234.
- 13 Für hilfreiche Hinweise dankt der Verf. der Gemeindeverwaltung Schonach (Bürgermeister Jörg Frey und Frank Klausmann), dem Erzbischöflichen Archiv Freiburg (Dr. Christoph Schmider), dem Heinrich-Suso-Gymnasium Konstanz (Arnd Rummmler) sowie Klaus Schuler in Schonach. – Dazu: Gemeindearchiv Schonach Bestand 4 Nr. 42.
- 14 Schülerakte Erzbischöfliches Archiv Freiburg C15/355.
- 15 Schülerakte Erzbischöfliches Archiv Freiburg C15/316.
- 16 Catálogo dos bispos, gerais, provinciais, abades e mais cargos da Ordem de São Bento do Brasil. 1582–1975. Bahia 1976; Primeiras constituicoes da Ordem de São Bento na provincial do Brasil, in: Universitas 17 (1977), S. 105–126; A Ordem de São Bneto do Brasil. 1582–1827. Bahia 1980. – Er zeichnete als »José Lohr Endres«, indem er den Geburtsnamen seiner früh verstorbenen Mutter in seinen eigenen einfügte.
- 17 Vgl. die sehr gründliche Kurzbiographie, die David Rüschemschmidt 2017 innerhalb eines Projekts der Universität Münster (www.flurgespraech.de) vorgelegt hat. Allerdings schreibt (S. 2) auch er, dass Endres 1922 in Konstanz das Abitur abgelegt habe, während er andererseits (S. 3, Anm. 15) dessen Studierendenkarte zitiert, auf der es heißt: »Zulassung ohne Reifezeugnis zur Promotion«.
- 18 Vgl. Paulo Veiga, Irmão Paulo Lachenmayer OSB. Um artista alemão no Mosteiro de São Bento. Bahia 2012.
- 19 Os dois Escultores ..., S. 3, und anderswo.
- 20 Vgl. Johannes Werner, Über P. Raphael Kögel und die Anfänge der Palimpsestforschung in Beuron. In: Erbe und Auftrag 2/1997, S. 138–145; ders., Aufstieg und Fall von Gustav (Raphael) Kögel. Zugleich ein Kapitel Karlsruher Hochschulgeschichte. In: Badische Heimat 1/1997, S. 97–108. Dort finden sich auch die zahlreichen Belege, die der Verf. aus Archiven in München, Brügge, Rom, Löwen, Beuron, Sigmaringen, Wien, Wiesbaden, Karlsruhe und Berlin beigebracht hat.
- 21 Noch in den 1980er-Jahren trugen die älteren Mönche der Abteien Bahia, Olinda, Rio de Janeiro und São Paulo deutsche, die jüngeren hingegen brasilianische Namen (vgl. Catalogus Monasteriorum, a. a. O. S. 84–91; im Catalogus von 1995 hatte sich das Bild dann schon gewandelt). – Die Abteikirche von São Paulo wurde im Stil der Beuroner Kunstschule ausgestaltet (vgl. Johannes Werner, Immer wieder weiter. Ein Hinweis auf Adalbert Gresnicht. In: Erbe und Auftrag 6/2005, S. 498–500). Sie kann als »Symbol der in monastischer Hinsicht von Beuron geleiteten Aufbauarbeit an der Brasilianischen Kongregation« betrachtet werden (Scherer, Beuron, a. a. O. S. 306).



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Les élections en Alsace (2017)

Jean-Marie Woehrling

Was sind die wichtigsten Aspekte der jüngsten Präsidentschafts- und Parlamentswahlen im Elsass? Es handelte sich zuvörderst um nationale Wahlen, so dass nationale Überlegungen naturgemäß eine herausragende Rolle spielten. Die spezifisch elsässischen Belange waren von untergeordneter Bedeutung. Dennoch lassen sich einige regionale Besonderheiten und Anliegen identifizieren. Ziel der folgenden Ausführungen ist es, das badische Leserpublikum mit den hiermit zusammenhängenden Fragestellungen vertraut zu machen. Dies soll in fünf Schritten erfolgen, wobei zunächst die politischen Hauptströmungen analysiert werden: Das Wahlergebnis der Regionalisten, des Front National, der Sozialisten und der Konservativen, bevor abschließend ein Résumé über den Rückhalt Emmanuel Macrons in der elsässischen Wahlbevölkerung gezogen wird.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die regionale Problematik bei diesen Wahlen im Elsass von zweitrangiger Bedeutung geblieben ist. Die Debatte wurde durch nationale Themen und entsprechende Ablaufmuster bestimmt. Zahlreiche Elsässer manifestierten einen gewissen Skeptizismus sowohl gegenüber den alten wie den neu gewählten Mandatsträgern. Letztendlich kam es aber dennoch zu einer gewissen politischen Mobilisierung. Nach der Wahl haben sich die Debatten rund um das Thema »Notwendigkeit einer Revision der Regionalreform« vervielfacht. Zahlreiche politische Amtsträger haben sich für die Schaffung einer elsässischen Gebietskörperschaft mit einem besonderen Statut ausgesprochen, somit zugunsten einer Idee, die in der Zivilgesellschaft eine starke Unterstützung erfährt. Zu verweisen ist hier insbesondere auf regionale Assoziationen und Runde Tische, die die elsässischen Anliegen artikulieren. Die Probleme werden seitdem offener angesprochen und keiner der neu Gewählten kann es sich erlauben, den Anschein zu erwecken, sich dafür nicht zu interessieren. Trotz allem markieren somit die Wahlen vielleicht einen Wendepunkt, mit dem eine neue regionale Dynamik befördert wird.

Quelles sont les aspects remarquables pour l'Alsace des récentes élections présidentielles et législatives ? Ce sont des élections nationales et par conséquent les considérations nationales ont joué un rôle prédominant. Les traits particuliers du vote alsaciens sont demeurés limités. Des caractéristiques et des préoccupations régionales peuvent cependant être distinguées. L'objet de la présente étude est de présenter celle-ci au public badois. En conclusion, la problématique régionale n'a pas été absente en Alsace de ces élections, mais elle restée secondaire. Le débat a été dominé par les thèmes et les comportements nationaux. Pour nombre d'Alsaciens, un certain scepticisme se manifeste tant à l'égard des anciens que des nouveaux élus. Mais finalement une mobilisation est là : depuis la fin des élections les débats autour de la nécessité de remettre en cause la réforme régionale se sont multipliés. Nombre de responsables politiques se ont prononcés pour la création d'une collectivité alsacienne à statut particulier, idée fortement soutenue dans la société civile par des associations régionalistes et des clubs de réflexion alsaciens. Les jeux sont davantage ouverts et aucun élu ne veut apparaître comme se désintéressant de ce sujet. Ces élections sont donc peut-être malgré tout le point de départ d'une nouvelle dynamique régionale.

Le vote régionaliste

Le courant régionaliste n'a guère réussi à exercer une empreinte sur les élections présidentielles en Alsace. En effet, les mouvements régionalistes alsaciens se sont divisés quant à l'attitude à adopter face aux élections présidentielles.

Une partie de cette mouvance a opté pour Emmanuel Macron dès le premier tour car celui-ci était le seul candidat à s'être déclaré clairement et fortement européen. Pour un Alsacien conscient de l'identité de l'Alsace, cet aspect est fondamental. Au passage, est-ce par hasard qu'on a vu fleurir sur les murs de la Ville de Strasbourg des affiches rappelant le mot de Pflimlin « je suis Européen parce que je suis Alsacien ». Pour un Alsacien, l'avenir de l'Europe est plus important même que l'avenir de l'Alsace. De plus, Macron était le meilleur rempart contre le Front national. Or, l'alerte a été chaude, le danger considérable. Impossible d'accepter de jouer avec le feu quand on a une conscience historique de ce qui s'est passé en 1933. Élu, Le Pen n'aurait pas hésité à faire un coup d'État et d'entraîner le pays dans une guerre civile. Face à cette menace, on ne pouvait s'abstenir.

Mais les proches du parti Unser Land ont refusé leurs voix à Macron même au 2^e tour et

ont préconisé l'abstention, le vote blanc ou nul, en raison de leur scepticisme à l'égard de Macron quant à son attention à la question régionale et plus particulièrement à la situation de l'Alsace? ; ils étaient également incrédules quant à la volonté de celui-ci de remettre en cause la « monarchie présidentielle » à la française. Ce jugement était fondé : Emmanuel Macron apparaît à bien des égards comme un centraliste qui concentre le pouvoir à l'Élysée.

Au plan des résultats du scrutin présidentiel au niveau régional, aucune de ces deux tendances ne se manifeste clairement. Le vote d'abstention, de blanc ou de nuls n'a été guère différent que dans le reste du pays (un peu plus de blancs et nuls et un peu moins d'abstention). Quant au vote Macron, il est un peu plus faible (5 points) que dans le reste du pays. Les appels des mouvements régionalistes ne se sont donc guère illustrés dans les urnes, face à d'autres facteurs plus déterminants.

Le courant régionaliste avait davantage de possibilité de se faire entendre dans le cadre des législatives. Le parti Unser Land a présenté des candidats dans toutes les circonscriptions. Lors des élections régionales de 2015, Unser Land avait obtenu environ 11 % des voix. Au premier tour des législatives les résultats ont été nettement moins bons : Unser Land totalise au premier tour 40 063 voix en Alsace, soit 28 000 voix de moins qu'en 2015 (environ 7 %). Un seul candidat a pu se maintenir au 2^e tour, où il a finalement été battu.

Peu de temps avant les élections, le parti Unser Land avait fait réaliser, par un institut professionnel de réputation nationale, un sondage qui révèle une sensibilité forte de la population alsacienne aux idées régionalistes : 84 % est hostile à la suppression de la région Alsace, plus de 80 % est favorable au maintien ou à un renforcement du droit local, plus de 80 % favorable à un renforcement de



Placard électoraux dans la campagne alsacienne.
Wahlplakate auf dem Land im Elsass.

ELECTIONS LEGISLATIVES DES 11 ET 18 JUIN 2017

Libérons l'Alsace

de la destruction de nos valeurs
du centralisme parisien
du Grand Est

<https://www.facebook.com/gerardsimler>
 blog : gerardsimler.alsace

Gérard **SIMLER**
suppléant : Martin MEYER

UNSER LAND
Le Parti Alsacien

5^{ÈME} CIRCONSCRIPTION DU BAS-RHIN

Gérard Simler candidat « Unser Land » dans la circonscription de Selestat a pu se maintenir au 2^e tour mais a été battu.

Der Kandidat von »Unser Land«, Gérard Simler, gelangte noch in den 2. Wahlgang, musste sich dann aber geschlagen geben.

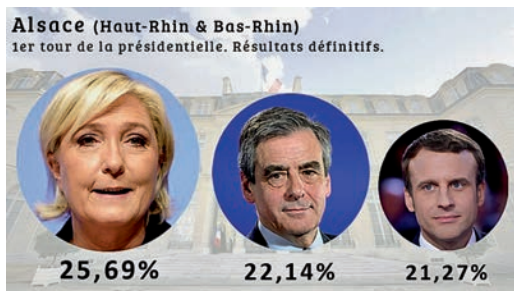
l'enseignement de l'allemand et du dialecte, 60 % favorable à l'adoption du drapeau alsacien « rot un wiss », 50 % se sent « Alsacien » ou « Européen » avant de se sentir « Français », etc. Ces convictions auraient dû logiquement se traduire par un vote plus fort pour les candidats Unser Land, seuls à représenter cette sensibilité dans les élections législatives. Cela n'a pas été le cas : on touche ici à la racine du problème alsacien : une population qui a une forte identité mais qui est incapable de l'affirmer positivement et efficacement. Un tempérament de résignation : on aimerait, il faudrait, ... mais finalement les aspirations pro-

fondes restent enfouies dans le tréfonds des personnalités et ne se traduisent pas dans les actes ou dans les expressions électorales. Que manque-t-il ? Du courage ou tout simplement le sentiment profond de légitimité, la croyance dans la possibilité de faire prévaloir ses choix face à un pouvoir lointain ?

Il ya bien sûr aussi toujours une certaine peur devant un parti qualifié « d'autonomiste », une désignation qui, après la 2^e guerre mondiale, a été systématiquement déconsidérée. Beaucoup de médias ont systématiquement présenté Unser Land de manière négative et lui ont même attribué une orientation d'extrême droite ce qui est tout à fait inexact. Les orientations de Unser Land sont plutôt de centre gauche. Mais il suffit de défendre une identité régionale pour être soupçonné de « repli » et de « xénophobie ». Les Alsaciens se laissent manipuler par ces préjugés et ne sont donc pas encore prêts comme les Corses à tirer les conséquences électorales de leurs convictions profondes.

Le vote front National

Malheureusement, un fait marquant pour l'Alsace reste le fort vote Le Pen tant au 1^{er} et au 2^e tour : près de 26 % au 1^{er} tour en Alsace contre 21 % dans le reste de la France (Marine Le Pen étant en tête dans 636 communes alsaciennes) et encore au 2^e tour où Le Pen recueille 39 % des voix en Alsace contre 34 % dans la France entière. Certes, par rapport à la fin des années 1990, cette caractéristique alsacienne s'est fortement affaiblie? : L'Alsace n'est plus en tête. Son vote « Front National » est dans la moyenne de la partie Est de la France. De plus, les scores du front national s'effondrent en Alsace comme dans le reste de la France aux élections légis-



Les résultats du 1er tour des élections présidentielles en Alsace.

Wahlergebnisse im Elsass nach dem 1. Wahlgang der Präsidentschaftswahl.

latives : il n'y aura aucun élu Front national en Alsace.

On reste cependant frappé par l'importance de ce vote d'autant qu'il s'exprime de façon particulièrement forte dans les parties de la région les moins touchées par la francisation et la globalisation. Les villes ont voté Macron, les zones périurbaines Fillon et les campagnes ou les vallées Le Pen. Déjà au début des années 1990, des intellectuels alsaciens ont dénoncé l'explication anti régionale et anti allemande consistant à expliquer le vote Front National par la mentalité « germanique » de la population alsacienne. Au regard de l'importance de ce vote dans de nombreux départements « bien français » le côté ridicule d'une telle explication est désormais patent. On reste cependant abasourdi que des « bons Alsaciens » attachés à leur région, à l'Europe, à notre tradition humaniste, votent Front national en si grand nombre, alors que ce parti est anti régional, anti européen, et dépourvu de compassion pour les situations humanitaires. Les explications se trouvent, en Alsace comme dans le reste du pays, dans l'incrédulité d'une masse croissante de citoyens face aux partis traditionnels, dans le sentiment de dégradation de la situation économique et sociale et

dans l'inquiétude suscitée par une présence croissante d'étrangers.

En Alsace, le sentiment d'une dégradation correspond à une réalité forte : certes notre situation économique n'est pas plus mauvaise que dans d'autres parties du territoire, mais nous sommes partis de plus haut pour tomber plus bas et nous voyons que nos voisins de l'autre côté de la frontière, réussissent eux bien mieux. Le problème n'est pas seulement matériel : beaucoup de personnes ont le sentiment d'une crise d'ordre culturel. C'est à raison que l'on parle d'un sentiment de malaise identitaire : en Alsace, ce malaise est double? : il porte à la fois sur le niveau national et sur le niveau régional. Pour beaucoup d'Alsaciens complexés, le vote Front national leur donne la possibilité d'affirmer à la fois leur refus du système et leur fidélité à la France. À cet égard, ce vote retrouve les mêmes bases que le vote gaulliste? : rejeter le système des partis et critiquer le pays tout en se référant à une légitimité nationale? ; contester, tout en faisant appel à l'autorité. Pour faire baisser ce vote, les arguments rationnels sont sans effet et les accusations de racisme contre productifs. Il faut redonner aux populations concernées fierté et confiance. La prise de conscience régionale peut être un moyen important à cet égard. Malheureusement, cette élection présidentielle n'a guère été positive sur ce dernier plan.

Le vote socialiste ■

S'il est un résultat clair qui ressort de ces élections, c'est l'effondrement socialiste. Sans doute, le courant socialiste est traditionnellement faible en Alsace depuis la fin de la 2^e guerre mondiale. Cela tient notamment aux orientations centralistes et « laïcistes » de ce courant, qui est resté fondamentalement

« jacobin » et hostile aux particularités alsaciennes, malgré une brève ouverture au régionalisme entre 1985 et 1995. Cette faiblesse traditionnelle semblait cependant surmontée dans les grandes villes et notamment à Strasbourg qui est dirigée par une équipe socialiste. Mais l'effondrement du parti socialiste au plan national a aussi atteint l'Alsace. De plus, ce parti a été rendu premier responsable de la réforme régionale qui a supprimé la région Alsace.

Le résultat, c'est qu'il n'y a plus un seul député alsacien socialiste en Alsace. Au premier tour des élections présidentielles, le résultat du candidat socialiste était seulement de 5 % en Alsace, ce qui correspond d'ailleurs à la moyenne nationale. Aux législatives, les résultats étaient du même ordre sauf dans l'agglomération strasbourgeoise où cependant les deux élus socialistes n'ont pas été réélus. Ce parti avait encore deux sénateurs, mais Patricia Schillinger, sénatrice socialiste, a rejoint « La République en Marche » de Macron, de sorte qu'il ne subsiste plus qu'un seul parlementaire alsacien socialiste, le sénateur Jacques Bigot.

Le vote conservateur

L'Alsace est traditionnellement une terre conservatrice où les candidats centristes et de droite occupent la majorité des sièges tant au parlement que dans les instances locales. Cette prédominance est l'héritage de la forte influence chrétienne-démocrate et gaulliste qui a prévalu durant de nombreuses années. Les responsables politiques centristes et conservateurs sont aussi dans l'ensemble plus sensibles aux questions d'identité et de culture régionale que la gauche, même s'il s'agit souvent plus d'un attachement sentimental que d'une



Le dessinateur Piela montre une Alsace réunifiée qui cherche à refleurir.

Der Zeichner Raymond Piela zeigt ein wiedervereinigtes Elsass, das versucht, zu neuer Blüte zu gelangen.

véritable orientation politique suivie d'actions concrètes.

Au premier tour des élections présidentielles le candidat de la droite, François Fillon, a recueilli 26 % contre 20 % seulement dans le reste de la France. Il assure un meilleur score qu'Emmanuel Macron en Alsace où ce dernier n'a recueilli que 21 %. Mais aux élections législatives, les résultats ont été plus contrastés : au premier tour, les élus de la droite ont connu des résultats nettement moins favorables que les élus d'En marche au point que ces derniers paraissaient en mesure de s'emparer de la plupart des sièges de députés en Alsace, les candidats La République en marche (LRM) étant en tête dans 11 des 15 circonscriptions.

La situation s'est quelque peu rétablie en faveur des candidats conservateurs (« Les Ré-



Grande réunion post électorale à Sélestat pour demander le rétablissement d'une région Alsace.

In Schlettstadt findet nach der Wahl eine Veranstaltung statt, bei der die Wiederherstellung der Region Elsass verlangt wird.

publicains») au 2^e tour : entre les deux tours, ces derniers ont compris que le point faible des candidats soutenus par Macron était leur absence de sensibilité aux dossiers régionaux (la question de la suppression de la Région Alsace, la langue et la culture, etc.) Ils ont donc orienté leur campagne sur cet aspect et cela leur a permis dans un certain nombre de cas de rattraper leur manque de voix par rapport aux candidats de la République en Marche.

Contrairement à ce que l'on pouvait penser à l'issue du premier tour, les législatives de 2017 n'ont donc pas mis fin au particularisme électoral alsacien. Alors que la France dans son ensemble passe du « rose » (gauche) au « jaune » (Macron), l'Alsace reste majoritairement en « bleu », une droite traditionnelle cependant affaiblie. Avec 9 circonscriptions, la droite reste certes prépondérante, mais elle perd la situation de quasi-monopole qui était la sienne depuis des décennies en Alsace. Elle a désormais face à elle des concurrents LRM (macronistes) dans 6 circonscriptions – les 4 circonscriptions strasbourgeoises (dont Strasbourg-Campagne) ainsi que Haguenau et Mulhouse-Illzach.

Le courant de soutien à Emmanuel Macron en Alsace

Au 1^{er} tour Le candidat Macron a bénéficié de 21 % des voix en Alsace contre 24 % dans le reste de la France. Au 2^e tour des élections présidentielles, Emmanuel Macron a recueilli 61 % en Alsace contre 66 % dans l'ensemble de la France (mais 85 % à Strasbourg). On a vu que pour les élections législatives, les candidats de « La République en Marche » ont réussi à s'emparer de 6 sièges sur 15.

Au total, la vague macroniste a bien atteint l'Alsace, mais de façon moins forte que pour la moyenne française. Le point faible des candidats de La République en Marche a clairement été leur absence d'enracinement et de sensibilité régionale, alors qu'Emmanuel Macron lui-même se montre peu sensible aux thèmes régionaux et s'avère d'un style très parisien. Beaucoup d'électeurs alsaciens sont cependant sensibles à l'esprit de réforme incarné par Macron.

Un certain nombre d'élus « En marche » ont très vite saisi cette problématique et ont cherché après les élections à mieux se profiler sur les questions régionales. Ils pourraient à l'avenir devenir des concurrents sérieux des conservateurs pour la défense des sujets régionaux. Cette concurrence sera-t-elle bénéfique pour une meilleure prise en compte de ces sujets, l'avenir nous le dira.

Anschrift des Verfassers:
Jean-Marie Woehrling
15 rue des Orphelins
F-67000 Strasbourg
E-Mail: jmwoehrl@noos.fr

Ausstellung »Hans Thoma – Wanderer zwischen den Welten«

Bis zum 4. März 2018 in Baden-Baden zu sehen

Elmar Vogt

Das Museum für Kunst und Technik des 19. Jahrhunderts in der Lichtentaler Allee 8 in Baden-Baden zeigt bis zum 4. März 2018 eine Ausstellung unter dem Titel »Hans Thoma – Wanderer zwischen den Welten«. In der Ausstellung werden Gemälde, Zeichnungen und Grafiken von Hans Thoma (1839 bis 1924) gezeigt, sowie Aspekte, die über die bekannte Vorstellung vom Maler seiner Schwarzwälder Heimat hinaus weisen. Um 1900 wurde Hans Thoma als Künstler immer berühmter und beim Publikum populär, was ihn als vermeintlich urdeutschen Heimatmaler für anti-französische Publizisten im Kaiserreich interessant

machte, schreibt die Museumsleitung in einer Pressemitteilung zur Eröffnung der Ausstellung.

Selten gezeigte Gemälde aus allen Schaffensperioden dieses langen, bis zum Schluss erfindungsreichen Künstlerlebens vermitteln einen Eindruck von Hans Thoma Vielfalt und Intensität. Der Maler erlangte zudem mit großer technischer und motivischer Experimentierfreude in seinen Radierungen, Lithografien, Algrafien und Tachografien einen noch höheren Bekanntheitsgrad.

Befreundet mit Arnold Böcklin und Adolf von Hildebrand, findet Hans Thoma auf seinen Italienreisen zum besonderen Licht seiner Landschaftsmalerei. In der Ausstellung sieht der Besucher Hochtäler des Schwarzwalds und italienische Landschaften, allerdings anders. Thoma kombiniert Eindrücke der Bernauer Heimat mit solchen der Campagna und setzt in diese Szenarien alltägliche Spaziergänger ebenso wie mythologische Fabelwesen von bestechender Präsenz.

Zwei Skizzenbücher gestatten, dem Künstler bei der Ideenfindung gewissermaßen über die Schulter zu schauen. Zum ersten Mal publizierte Blätter geben Eindrücke von Thomas erster Italienreise 1874 wieder. Thomas Entwürfe zu Möbeln und Keramiken sowie markante Beispiele der ausgeführten Stücke belegen seine Originalität als Gestalter und seine Rolle als Mitbegründer der Karlsruher Majolika.

Für diese außergewöhnliche Ausstellung hat das Bernauer Hans-Thoma-Kunstmuseum 30 Exponate aus der aktuellen Ausstellung und dem Depot zur Verfügung gestellt, darunter die Ölgemälde: »Zitronenverkäuferin«, »Neapolitanerin«, »Engelswolke«, »Bachlandschaft bei Nidda«, »Gefiederter Pan«, »Die ziehende Herde« sowie das Gemälde »Öfflingen« in Mischtechnik. Das Museum in Baden-Baden bat auch um Zeichnungen, das Skizzenbuch mit den Entwürfen der bekannten Thoma-Stühle, Majolika-



Einsamkeit, 1906, Öl auf Leinwand, Sammlung Landesbank Baden-Württemberg. Foto: Archiv Landesbank Baden-Württemberg

Objekte und Blasebälge. Als Besonderheit in der Ausstellung wird auch Thomas Tachograph aus dem Bernauer Archiv zu sehen sein, mit dem er Vervielfältigungen (Algrafien und Tachografien) anfertigte.

Die Ausstellung, ein Projekt der GRENKE-Stiftung, entstand in Zusammenarbeit und Kooperation mit dem Hans-Thoma-Kunstmuseum in Bernau und dem Augustinermuseum Freiburg im Breisgau.

Ein Katalog zur Ausstellung mit Beiträgen von Philipp Kuhn (Baden-Baden), Arthur Mehlstäubler (Karlsruhe), Gottfried Pütz (Freiburg im Breisgau), Matthias Winzen (Saarbrücken, Hrsg.), ist im Athena Verlag erschienen, ISBN 978-3-89896-699-3, 24 Euro.

*Wir wünschen unseren Mitgliedern
in Baden und Freunden
in aller Welt ein gutes Jahr*

2018

Landesvorstand, Beiräte und Leiter der Regionalgruppen der
»Badischen Heimat«



Bausteinaktion des Landesvereins Badische Heimat zur Renovierung seines Hauses in der Freiburger Hansjakobstraße

Seit dem Frühjahr 2017 wird das denkmalgeschützte Haus Badische Heimat, ein städtebaulich prachtvolles Unikat des weit bekannten Freiburger Architekten Carl Anton Meckel, einer umfassenden Sanierung unterzogen. In seiner Grundsubstanz gut erhalten, haben die Jahrzehnte seit seiner Erbauung 1928 doch ihre Spuren hinterlassen, die es in einer bautechnisch aufwändigen und finanziell anspruchsvollen Maßnahme zu beseitigen gilt. Das Projekt soll ohne Rückgriff auf das Haushaltsbudget der Badischen Heimat verwirklicht werden, um die seit Jahren bewährte Vereinsarbeit nicht zu beeinträchtigen. Umso mehr sind tatkräftige materielle Hilfen der Vereinsmitglieder hoch willkommen. Schon die Errichtung des Hauses vor bald 100 Jahren wurde von der Großzügigkeit zahlreicher Spender begleitet. Mit dem Erwerb von einem oder mehreren »Bausteinen« zur Renovierung können Sie jetzt dieses großherzige Werk unserer Vereinsvorgänger fortsetzen.

Für einen Betrag von € 150,00 erhalten Sie ein gerahmtes Bild von unserem Haus Badische Heimat in Freiburg, ein Originalaquarell auf Büttenpapier (keine Reproduktion!), geschaffen von unserem Mitglied Bernhard Oeschger, Regionalgruppe Freiburg, sowie eine Urkunde, nummeriert und signiert vom 1. Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Freiburg.

Ihr Beitrag kommt nach Abzug der Materialkosten von 50 € vollständig dem genannten Zweck zugute. Die Fertigung der Unikate durch Bernhard Oeschger erfolgt ehrenamtlich.

Sollte Ihnen dieser Baustein bzw. die Unterstützung unseres Projektes mehr als 150 € wert sein, erhalten Sie für den übersteigenden Betrag eine Spendenquittung.

Ihre Überweisung richten Sie bitte an das Konto des Landesvereins Badische Heimat bei der Sparkasse Freiburg IBAN DE 48 6805 0101 0002 0032 01 BIC: FRSPDE66XXX

Herzlichen Dank für Ihre aktive Mithilfe!

Dr. Sven von Ungern-Sternberg



Umsetzung der Bodman-Reform

Karlsruher Gespräch des Bodman-Teams mit dem Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg

1.

Vor dem Vortrag des Vorsitzenden anlässlich des Vortragsprogramms zu den Heimattagen Baden-Württemberg in Karlsruhe, war ein Treffen mit den Akteuren der Bodman-Reform in der dortigen Landesbibliothek am 7. September 2017 vereinbart worden. Nach mehreren Sitzungen zu den einzelnen Reformenschritten wurde das Gespräch mit dem Vorsitzenden als Abschluss der Einführungsphase gesehen (Arbeitstagungen hatten stattgefunden am 5.1., 27.1., 29.3., 20.6 und 20.7.2017). Thema war die Umsetzung der Bodman-Reformen durch einen entsprechend professionell arbeitenden Mitarbeiter in der Geschäftsstelle.

In der »Einführung zum Gespräch« wurde der Vorschlag gemacht, die Bodman-Reform nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit der Mitgliederversammlung 2018 und einem »Konzept BH 2018/22« nach Maßgabe der Reform zu interpretieren.

Die Bodman-Reform ist ein schlüssiges Programm, aus dem einzelne Teile nicht nach Belieben herausgebrochen werden können. Darum war es wichtig, auf die Zusammenhänge der einzelnen Teile hinzuweisen. Es hängen zusammen: Aktivitäten der Vereinsarbeit und Öffentlichkeitsarbeit, Öffentlichkeitsarbeit und Mitgliederwerbung, Homepage und Aktivitäten von Zentrale und Regionalgruppen, Kooperationen und Zielsetzungen des zukünftigen Vereins.

Auf eine Formel gebracht:

- Ohne Aktivitäten der Vereinspitze und der Regionalgruppen keine Öffentlichkeitsarbeit, ohne Öffentlichkeitsarbeit keine erfolgreiche Mitgliederwerbung,
- ohne Zusammenarbeit von Vereinsspitze, Regionalgruppen und Zeitschrift keine Homepage,
- ohne Herstellung von Öffentlichkeit keine Glaubwürdigkeit und ohne Kooperationen keine überzeugende Arbeit in den Städten und Regionen.
- Führung und Steuerung des Vereinsgeschehens sind selbst Teil der Modernisierung.

Die Bodman-Reform führt eigentlich nichts Neues ein. Herr Prof. Weinacht hat darauf hingewiesen, dass die einzelnen Teile in verblüffender Weise der »Regierungserklärung« des Vorsitzenden im Jahre 2009 entsprechen (100 Jahre für Baden, 2009, S. 450–452).

2.

Es wurde davon ausgegangen, dass Mitgliederwerbung und Öffentlichkeitsarbeit für beide Vereine, Badische Heimat und Schwäbischer Heimatbund, Ausgangspunkte für die Notwendigkeit der Modernisierung der Vereinsarbeit in der Zukunft sind. Mitgliederwerbung und Öffentlichkeitsarbeit setzen eine aktive Vereinsarbeit voraus.

Der Vorsitzende bestätigte den Akteuren, dass er die Bodman-Reform für notwendig halte. Der »Startschuss« zur Installation sei bereits in einer früheren Sitzung gegeben worden.

Festgestellt wurde, dass die »politisch-strategische Arbeit«, die zur Durchführung der Bodman-Reform notwendig ist, nicht ehrenamtlich geleistet werden kann. Zwar wurde der Versuch unternommen, Aufgaben mit »klaren Zuständigkeiten« nach einem Geschäftsverteilungsplan Bearbeitern zuzuordnen, doch scheint nach dem Vorsitzenden bisher der durchschlagende Erfolg ausgeblieben zu sein. Das hängt wohl damit zusammen, dass das »operative Geschäft«, wie es der Vorsitzende nennt, in der Geschäftsstelle nicht durch ehrenamtliche Tätigkeiten allein geleistet werden kann.

Es wurde in Erwägung gezogen, ob man beim zukünftigen Lektorat »Freiräume« für weitere geschäftsstellenrelevante Aktivitäten schaffen könne (Modell zu Stolberg). In diesem Zusammenhang warnten die Diskussionsteilnehmer allerdings nachdrücklich davor, einer Person mit genau umrissenen Tätigkeitsmerkmalen immer weitere Aufgaben »aufzuladen«.

Das »Modell Busse« – Vereinigung von Vereinsführung und Redaktion in einer Person – wurde erwähnt, ist aber unter den heutigen Umständen nicht wiederholbar. Gleichwohl scheint der Vorsitzende eine solche Position in Erwägung gezogen zu haben. Eine Einigung auf eine bestimmte Person, Arbeitsstunden in der Woche und Bezahlung konnte in der Sitzung nicht erzielt werden.

3.

Der aktuelle Stand der Regionalgruppen, die Verteilung im Land, Altersstruktur und Programme wurden kurz erläutert. Vorgesehen war, dass von den Beauftragten ein »ständiger Kontakt« zu den Regionalgruppen gehalten werden sollte.

In der zukünftigen Homepage sieht der Vorsitzende »eine ganz neue Dimension«, eine »neue Plattform« für den Verein. Es wurde allerdings darauf hingewiesen, dass ein Internetauftritt des Vereins laufend durch Aktivitäten der Geschäftsstelle und

der Regionalgruppen ergänzt werden muss. Nach der Einrichtung der Homepage beginnt die eigentliche Arbeit, die von der Geschäftsstelle kontinuierlich geleistet werden muss.

Die Zeitschrift des Vereins sollte aus dem Status der bloßen Mitgliederzeitschrift herauskommen. Deshalb sollte ein Netzwerk zu Buchhandlungen aufgebaut werden, das den Bezug im Handel ermöglicht

In Absprache mit den zukünftigen Lektor wäre zur Erleichterung der Arbeit eine Redaktionskonferenz zu installieren, die bestimmte Ressorts wie Organisation von Buchbesprechungen, Zeitschriftenumschau, aktuelle Informationen etc. »auslagert«.

Was die Renovierungskosten des Hauses der Badischen Heimat anbetrifft, bestätigte der Vorsitzende, dass die Kosten des Kredits die Arbeit des Vereins nicht beeinträchtigen. Andere Auslegungen wurden kurz angesprochen. Nach der Renovierung wird das Haus in der Hansjakobstraße den Rang eines »zweiten Flaggschiffs der Badischen Heimat« einnehmen und eine »wichtige Rolle für künftige Generationen« als »badischer Schatz« spielen (von Ungern-Sternberg).

Sollte es in den nächsten Jahren nicht gelingen, den Verein als Mitgliederverein zu stabilisieren, schlug Herr Prof. Weinacht vor, den Verein in eine Stiftung überzuführen.

Protokoll: Heinrich Hauß für Bodman-Team

Arbeitskreis »Industriekultur in Baden«

Seit Oktober 2012 besteht im Landesverein der Arbeitskreis »Industriekultur in Baden«. Der überraschende Tod von Prof. Dr. Rainer Wirtz im März 2013 bedeutete einen Rückschlag für den schwungvoll gestarteten Kreis. Denn nun wurde eine Neuorientierung der Gruppe erforderlich. Ungeachtet der widrigen Umstände entwarfen Thomas Herzig und Kurt Möser ein Konzept, das unter dem Titel »Arbeitskreis Industriekultur in Baden – Heimatgeschichte im Wandel« noch im gleichen Jahr den Lesern vorgestellt wird.

Im Laufe vieler Sitzungen der Mitglieder stellt sich heraus, dass eine von Seiten des Landesvereins angestrebte Konzeption, welche die Arbeitsgruppe als Sprachrohr der Badischen Heimat in aktuellen Fragen wie beispielsweise der Energiepolitik ausgegeben hätte, nicht tragfähig ist und auch nicht trag-

fähig sein wird. Zu unterschiedlich bis kontrovers sind die Standpunkte gerade im Bereich Energiepolitik.

Das Thema »Energiebilanzen« erweist sich in den Diskussionen als dasjenige, für das am ehesten greifbare Ergebnisse vorliegen. Die Mitglieder des Arbeitskreises sind derzeit auf der Suche nach Autoren, die sich in sachkundiger Weise hierzu äußern möchten. Dieser Prozess wird noch etwas Zeit in Anspruch nehmen.

Der Arbeitskreis möchte sich jedoch in einigermaßen regelmäßigen Abständen zu Wort melden. Dazu scheinen ihm aktuelle Themen (z. B. der Abbruch der Eisenbahnbrücke bei Albrück in Heft 3/2017) ebenso naheliegend wie Jahrestage und Jubiläen technischer Einrichtungen. Ein Anfang machten bereits Berichte über das 100-jährige Jubiläum der Jungfernfahrt von Schütte-Lanz Luftschiff SLI im Jahr 2011 oder dem 150. Geburtstag des Lokomotivbauers Emil Kessler im Jahr 2017.

Aktuell

Aktuell wendet sich der Arbeitskreis der Firma Pfadler in Schwetzingen zu. Über die Badische Heimat Regionalgruppe Schwetzingen und den Verein Rhein-Neckar-Industriekultur informiert er sich über die weitere Verwendung des Betriebsgeländes. Es scheint verdienstvoll, die Geschichte der Firma, die nun nach 110-jährigem Bestehen den Standort Schwetzingen aufgibt, für die Quartalshefte der Badischen Heimat aufzuarbeiten.

Jubiläen und Jahrestage

Im Rahmen der Jubiläen resp. Jahrestage greifen die Mitglieder des AK im Jahr 2018 das 100-jährige Bestehen des Murgtal-Kraftwerks bei Forbach sowie das 100-jährige Jubiläum der Seilbahn des Zementwerks auf. Über die Rheinschifffahrtsakte, die 150 Jahre alt wird, soll im Rahmen der dazu stattfinden Symposien und Publikationen berichtet werden. Weiter sind die »Schwäbische Hüttenwerke« in Wasseralfingen, seit 1921 privatisiert, mit ihrem ehemaligen Zweigwerk im Baiersbronner Ortsteil Friedrichstal (<http://www.shw-fr.de>) in das Blickfeld des Arbeitskreises gerückt.

Wesentlich umfangreicher als die genannten Themen gestaltet sich eine Betrachtung der technischen Innovationen, die in den 1920er Jahren als Folge des Ersten Weltkrieges in der zivilen Produktion Verwendung fanden. Erörtert werden die zivile Luftfahrt in Baden nach 1919 und der »Erste Landesflugplatz« in Böblingen. Rückbau und Weiter-

Hansjakob-Seminare im Haus der Badischen Heimat

Zugleich Rückblick auf das Jahr 2017
der Regionalgruppe Freiburg

verwendung der Luftschiffhallen in Baden-Baden, Brühl und Sandhofen. Die Herstellung von Baustoffen aus der Kohleverwertung, z. B. durch die Firma Kälberer & Cie. in Wiesloch-Frauenweiler, sowie die Entwicklung der Kohlechemie im Allgemeinen. Die Nachfolge des Schütte-Lanz-Luftschiffbaus: Franz Kruckenberg, der als Mitarbeiter der ehemaligen Schütte-Lanz Luftschiffwerke in Brühl ein Auto entwickelt; die Produktion von wasserfestem Leim, die schließlich in der Firma Luward-Leim in Berlin mündet; Schütte-Lanz Sperrholz, das als Baumaterial im Bootsbau, beim Innenausbau von Schiffen und als SEMPER-Schalungsplatten viele Anwendungen findet.

Außerdem schreitet die Elektrifizierung in Baden konsequent voran und die Dampfmaschinen werden stillgelegt. Die Motorisierung der Landwirtschaft nimmt dramatisch zu. Hohe Löhne lösen in den 1920er Jahren einen Automatisierungsschub aus. Die Normierung des Transportwesens, die in den Kriegsjahren ihren Anfang nimmt, wird intensiviert, wofür die Einheits-Paletten, 20-Liter-Kanister oder die Normierung des Brückenbaus (z. B. Bailey-Brücken) stehen.

Weitere Themen

In den 1920er Jahren findet der Bau des Neckarkanals statt. Die Badische Heimat wendet sich diesem seinerzeit unter dem Aspekt des Heimatschutzes zu. Gegenwärtig finden Arbeiten zur Erweiterung der Kammerschleusen statt.

Die ehemaligen Kalköfen und Mühlen im Odenwald finden derzeit wieder das Interesse der Öffentlichkeit. Vergleichbares trifft auf die drei alten Brücken des Mannheimer Hafens zu, darunter die als »Teufelsbrücke« bekannte Drehbrücke. Daran schließen sich thematisch Aufbau, Zerstörung und Wiederaufbau der Eisenbahnbrücke Neckarhausen-Ladenburg 1849 resp. 1945 oder die Reparatur der Pfeiler der Eisenbahnbrücke bei Karlsruhe-Maxau nach dem »Orinoko«-Unfall am 9. Juni 1987 an.

Der Arbeitskreis Industriekultur in Baden ist für weitere Anregungen dankbar. Und gerne darf auch der Kreis der Mitarbeiter in diesem Gremium erweitert werden. Wer sich dem anschließen möchte oder über technikgeschichtlich interessante Themen für die Badische Heimat schreiben möchte, wende sich bitte an einen der Mitglieder des Arbeitskreises oder an Dr. Volker Kronemayer, stellvertretender Landesvorsitzender.

Dr. Volker Kronemayer

Im Anschluss an das 100. Todesjahr Heinrich Hansjakobs (1837–1916) fanden im Haus der Badischen Heimat, das in der Hansjakobstraße liegt, in der ersten Jahreshälfte 2017 vier Hansjakob gewidmete Seminare statt. In jeweils eineinhalbstündiger Sitzung lasen und besprachen die Teilnehmer Textauszüge aus dem umfangreichen literarischen Werk Hansjakobs. Um auch Interessierte außerhalb des Landesvereins Badische Heimat einzuladen, wurden die Veranstaltungen in der Badischen Zeitung bekannt gemacht. So versammelten sich jedes Mal zehn bis 14 »Geistesarbeiter« – darunter auch Mitglieder der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft – um den langen Tisch des Sitzungsraumes im Haus der Badischen Heimat. Diejenigen, die das Haus bisher nicht kennen, waren beeindruckt von seiner denkmalgeschützten Schönheit. Dessen Einrichtung im Erdgeschoss geht – wie des Gebäude selbst – auf den Freiburger Architekten Carl Anton Meckel zurück.

Leiterin der Seminarreihe (22.2. / 29.3. / 3.5. / 21.6.) war Dr. Ursula Speckamp.

22. Februar: Volkspersönlichkeiten bei Hansjakob

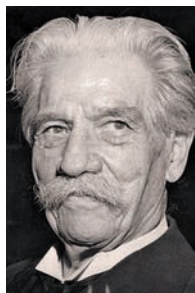
Am Beispiel des groß' Kübele, Hansjakobs langjährigem Mesner in Hagnau am Bodensee, wurde gezeigt, worum es Hansjakob bei der Fülle seiner Darstellungen von Menschen aus dem Volk ging; der Nachwelt literarisch zu bewahren, was im Volk steckte. Hansjakob schreibt: »Unbeschrien vergehen« sie und doch sind es vielfach Menschen gewesen »origineller, poetischer, charakterfester als die Gummi- und Woll- und Kautschukballen in der Kultur- und Modewelt«. Ein solch origineller, poetischer und cha-



Heinrich Hansjakob

Regionalgruppe Freiburg Vorschau auf 2018

Seminare zu Albert Schweitzer im Haus der Badischen Heimat



Die Regionalgruppe Freiburg veranstaltet 2018 eine vierteilige Seminarreihe zu Albert Schweitzer, zu der auch Interessierte über die Regionalgruppe und den Landesverein hinaus eingeladen sind. Es werden Auszüge aus dem Werk Schweitzers gelesen und besprochen.

Leitung: Dr. Ursula Speckamp

Wann? Mittwoch, 21. Februar / 28. März / 25. April / 6. Juni jeweils 17:00 Uhr
Wo? Haus der Badischen Heimat, Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Die Bekanntgabe der Termine und Themen erfolgt auch in der Badischen Zeitung.

21. Februar 2018: Prägungen Schweitzers in Kindheit, Jugend, Studium

Textgrundlage: Schweitzers autobiographische Schriften

28. März 2018: »Ehrfurcht vor dem Leben«

Wie kommt Schweitzer zu diesem Zentralsatz seiner Ethik? Und was bedeutet er?

Textgrundlage: Schweitzers Hauptwerk »Kultur und Ethik«; Nachlass-Schriften

25. April 2018: Heimat und Weltkultur

Schweitzers lebenslange Bindung an die elsässische Heimat wird uns ebenso beschäftigen wie seine Auseinandersetzung mit Goethe, mit dem indischen und chinesischen Denken.

Textgrundlage: Reden; Briefe; Nachlass-Schriften

6. Juni 2018: »Friede oder Atomkrieg«

So lautet der Buchtitel der drei 1958 über Radio Oslo weltweit ausgestrahlten Appelle Schweitzers.

Der Kampf gegen die Atomwaffen bestimmte den letzten Lebensabschnitt des »Urwalddoktors«.

Textgrundlage: Schweitzers Friedensreden und Appelle an die Menschheit.

Dr. Ursula Speckamp

rakterfester Mensch war der groß' Kübele, dessen Persönlichkeit Hansjakob in »Schneeballen«, Band 3, unter dem Titel »Mein Sakristan« auf rund 100 Seiten schildert.

29. März: Frauengestalten im Werk Hansjakobs

Zahlreich sind die Frauen, die Hansjakob in seinem Werk als in vielerlei Hinsicht vorbildlich bekannt macht. Es sind die Bäuerinnen großer und kleinerer Höfe, die ein umfangreiches Haus- und Wirtschaftswesen leiten, es sind selbstbewusste Handwerkerfrauen, Gastwirtinnen, Näherinnen,

Uhrmacherinnen, Mägde, Tagelöhnerinnen, Hausiererinnen. Über Katharina Basler, geb. Preiser, aus Mauchen bei Stühlingen (1777–1849) berichtet Hansjakob in »Verlassene Wege«. Katharina Basler war Bäckerin, Dichterin, Mutter von 17 Kindern – eine vielseitige, rundum tüchtige Frau. Etliche ihrer Gedichte teilte Hansjakob mit, u. a.: »Wenn ich täte, was ich lehrte, wär' der Himmel mein. Und wenn du tätest, was du hörtest, kämst du auch hinein.« Die Kritik, Hansjakob sei ein Gegner der Frauenemanzipation gewesen, ist zu sehen im Zusammenhang der wirtschaftlichen Umbrüche, die viele Frauen in

ihrem Wirkungsbereich stark einschränkte: statt Haus, Hof, Garten, Acker, statt eigener materieller Produktionsmittel eine Wohnung in der Stadt, die keine Möglichkeit für ausgreifendes, selbständiges Wirtschaften und »Walten« bot. Aus den Hausfrauen wurden, wie Hansjakob es ausdrückt, »Ausfrauen«, die sich außerhalb des »Hauses« in Theater, Konzerten, Kaffeekränzchen usw. vergnügten: zum Schaden der Kindererziehung und des Familienlebens.

3. Mai: Hansjakob, der Ökologe

Von Kindesbeinen an war Hansjakob mit der ihn umgebenden Pflanzen- und Tierwelt eng verbunden. Im Laufe seines Lebens vertiefte sich die Naturliebe durch vermehrtes Wissen und Nachdenken. In den meisten seiner Werke finden sich poetische Naturschilderungen, so in »Stille Stunden« die Schilderung einer winterlichen Vollmondnacht, die Hansjakob in seinem »Dichterheim« Kartause vor den Toren der Stadt Freiburg verbrachte.

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert beobachtete Hansjakob Naturzerstörung in zunehmendem Tempo und Ausmaß. Es gibt immer weniger Vögel: »die Vögel wissen nicht mehr, wohin sie in dem kultivierten Lande und in dem wie einen Tanzboden gehaltenen Walde, der gar kein Unterholz mehr hat, ihre Nester bauen sollen.« Oder: »Die Murg hat fast kein Wasser, weil ihr zahlreiche Fabriken und Sägewerke dasselbe in Kanälen abziehen.«

21. Juni: Gegen Militarismus und Ersten Weltkrieg

In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg sah Hansjakob steigende Militarisierung. Städte sind stolz darauf, Garnisonen zu haben. »Fabriken und Kasernen sind die zwei Wahrzeichen unserer Zeit, aber keine, die auf wahre Volkswohlfahrt deuten«, notiert er 1901 in »Stille Stunden«. Hansjakobs Antikriegsschrift »Zwiegespräche über den Weltkrieg gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund«, die letzte seiner Veröffentlichungen, noch kurz vor seinem Tod erschienen, beschäftigt sich mit Ursachen und Folgen »des schrecklichen Krieges«. Jede Familie bekommt die Folgen zu spüren, auch wenn sie keine Angehörigen im Felde stehen hat: Wucherpreise und schlechte Brotqualität machen das Leben schwer. Die Hauptursache des Krieges? Hier folgt Hansjakob, wie er mitteilt, dem »hervorragenden israelitischen Schriftsteller Max Nordau«: der Großkapitalismus von England. Er ist »der eigentliche Vater des jetzigen Weltkrieges.«

Dr. Ursula Speckamp

Treffen des Landesvereins und des Hegau-Geschichtsvereins in Konstanz

Am 14. Oktober 2017 fand in Konstanz ein Treffen mit dem Hegau-Geschichtsverein statt. Unsere Idee war, hier am Bodensee, wieder mehr Präsenz zu zeigen und auch die Möglichkeiten der Wiedergründung einer Regionalgruppe Konstanz zu eruieren. Den Hegau-Geschichtsverein konnten wir hierzu als Verbündeten gewinnen.

Der Hegau-Geschichtsverein wurde im Jahr 1955 gegründet und hat heute über 1100 Mitglieder. Auch dieser Verein verfügt – wie die Badische Heimat – über eine Schriftenreihe, deren erster Band 1956 erschien und die bis zum Jahr 2017 auf 179 Bände angewachsen ist.

Dank des freundlichen Entgegenkommens des Konstanzer Oberbürgermeisters Uli Burchardt konnten wir in den historischen Räumen des Schnetztorstagen, des einzigen noch erhaltenen mittelalterlichen Stadttors von Konstanz.

Nach dem Grußwort des Oberbürgermeisters folgte ein Vortrag von Prof. Dr. Kurt Andermann zum Thema »Baden, ein »Musterländle« zwischen Bodensee und Main.« Er sprach sich für ein »gesamtba-



Das Schnetztor in Konstanz

(Foto: Gregorini Demetrio CC Attribution Share Alike 3.0)

disches Landesbewusstsein« aus und knüpfte damit an seinen »Weckruf« an, der im Heft 3/2017 in der Badischen Heimat abgedruckt worden war.

Im Anschluss daran folgten Gespräche mit Mitgliedern des Hegau-Geschichtsvereins, vertreten durch ihren Präsidenten Wilderich Graf von und zu Bodman sowie dem 1. Vorsitzenden Wolfgang Kramer, Kreisarchivar des Landkreises Konstanz. Thematisiert wurden die Bemühungen der Badischen Heimat, auch am Bodensee wieder deutlicher wahrgenommen zu werden. Angesprochen wurden die Durchführung gemeinsamer Veranstaltungen wie auch gemeinsamer Buchprojekte, z. B. die Herausgabe eines Hegau-Bandes in der Schriftenreihe. Auch wurde die Idee entwickelt, dass die zukünftige Homepage der Badischen Heimat als Plattform für alle Geschichtsvereine in Baden dienen könnte. Des Weiteren ist für das kommende Frühjahr ein Zusammentreffen von Vertretern badischer Geschichtsvereine im Haus der Badischen Heimat in Freiburg geplant, um sich untereinander besser zu vernetzen und Erfahrungen auszutauschen. Koordinator der Zusammenarbeit mit den badischen Geschichtsvereinen ist das Beiratsmitglied Prof. Dr. Weinacht.

Im Anschluss an das gemeinsame Mittagessen im historischen Konzil-Gebäude konnten die Teilnehmer an einer Stadtführung mit Wolfgang Kramer teilnehmen, die unter dem Motto stand »Konstanz – das zweite Rom«. Schwerpunkt war die Kunst- und Baugeschichte der Konzilstadt, wo bereits die Kelten und Römer siedelten. Dank seiner profunden Kenntnis der Stadtgeschichte verlief diese äußerst unterhaltsam und informativ.

Für die Organisation der Veranstaltung danke ich Daniela Koehler von der Geschäftsstelle sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stadtverwaltung Konstanz. Des Weiteren allen Teilnehmern für die guten Gespräche. Im Rückblick war dies eine sehr gelungene Veranstaltung. Wir planen, auch in anderen badischen Landesteilen ähnliche Veranstaltungen durchzuführen, um die Präsenz des Landesvereins wieder zu steigern.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Regionalgruppe Pforzheim unter neuer Leitung

Seit 21. September 2017 hat die Regionalgruppe Pforzheim einen neuen Vorstand: 1. Vorsitzender ist jetzt Herr Olaf Schulze, Historiker und langjähriges Mitglied. 2. Vorsitzende und Schriftführerin ist Frau Camilla Glatz. Zuständig für Finanzen und Organisation ist Frau Brigitte Würle. Als Beiräte fungieren Herr Dr. Eduard Vinaricky und Frau Lore Schöninger.

Unter der neuen Leitung wird die Regionalgruppe ihre Aktivitäten intensivieren. Für 2018 wird wieder ein interessantes Programm mit verschiedenen Veranstaltungen – wie Führungen zu Museen, historischen Gebäuden und auch zu besonderen Naturlandschaften – zusammengestellt werden. Auch Vorträge über Badische und Pforzheimer Geschichte und Persönlichkeiten und eventuell eine Mehrtagesfahrt sind geplant.

Seit Januar 2017 gibt es auch einen Stammtisch. Die Regionalgruppe trifft sich immer am zweiten Donnerstag eines Monats um 18 Uhr im Café/Restaurant Bellevue, an der Ispringer Straße 41. Alle zwei Monate gibt es dabei einen Vortrag zu einem historischen Thema. Am 12. Oktober sprach Olaf Schulze über Reuchlins Hauptwerk »De arte cabalística« aus dem Jahr 1517. Gäste sind immer herzlich willkommen.



Der neu gewählte Vorstand v. l. n. r.: Dr. Vinaricky, Camilla Glatz, Brigitte Würle, Olaf Schulze, Lore Schöninger

Marketing und Event: Privatisierung und Entpolitisierung von Heimat

Bemerkungen zu den Heimattagen 2017

I. Konkrete Lebenswelt der Menschen vor Ort statt Heimat

Gewissermaßen leitmotivisch und etwas vorschnell programmatisch wurde Heimat für die Heimattage als »vielfältig, individuell und immer in Bewegung« von den Veranstaltern definiert¹. Ein »ganz besonderer Blick auf den Heimatbegriff«² wurde versprochen. Sollte Karlsruhe dem »Thema Heimat tatsächlich seinen Stempel aufgedrückt haben«, wie in der Presse behauptet wurde³, dann ist eine Auseinandersetzung mit den angeführten Definitionen wohl angezeigt. Vielfalt: »Genau um diese Vielfalt geht es bei den Heimattagen«. Deshalb sollen die Heimattage auch die Vielfalt des Heimatbegriffs »sichtbar, greif-

bar, erlebbar« machen⁴. Die Vielfalt, so ist anzunehmen, bezieht sich auf »unterschiedliche Kulturen und unterschiedliche Lebensentwürfe«⁵. Zu fragen ist, ob es sinnvoll ist, die aktuellen gesellschaftlichen Vorgaben, unterschiedlicher Kulturen und Lebensentwürfe unter den Begriff Heimat zu subsumieren, mit Heimat »kompatibel«, zu machen. Das Marketing der Heimattage findet so überall »Heimatpotenziale«. Am Ende kann alles Heimat werden: Museen, Bibliotheken, Archive⁶. Individualisierung, Vielfalt der Heimaten und Heimat in Bewegung sind in erster Linie ganz im Sinne von Marketing und Event. Die Veranstalter können mit Heimat etwas »machen«, sie in Events umsetzen, ohne politische Handlungskonsequenzen zu beachten, geschweige denn, sie einfordern zu müssen. Vielfalt und Wandel von Heimat bleiben unter diesem Aspekt völlig unverbindlich für das politische Handeln, außer dass ihre Anerkennung erforderlich ist. Die unter diesen Vorzeichen vermarktete »raumlose Heimat« blendet politische,



Auch Waldkirch, die nächste Ausrichterstadt der Heimattage, präsentierte sich beim Festumzug in Karlsruhe.
(Foto: KEG/Jürgen Schurr)

kommunalpolitische Konsequenzen für die konkrete Lebenswelt der Menschen vor Ort aus.

Je individueller und vielfältiger Heimat interpretiert wird, desto bedeutungsloser wird sie für die aktuelle Lebensgestaltung in den Quartieren. Es geht um »die Möglichkeit, die eigenen Lebensbedingungen zu beeinflussen«. »Engagement schafft Heimat«⁷.

Der nach den Erfahrungen der Heimattage wieder in den Fokus zu rückende politische Aspekt von Heimat legt nahe, anstatt von Heimat besser von den *Lebenswelten der Menschen vor Ort* zu sprechen. Heimat und Beheimatung sind höchstensfalls Endprodukte eines Prozesses, der mit der Wahrnehmung der konkreten Lebenswelt beginnt, sich im Engagement entfaltet und u. U. mit der Erfahrung von Heimat enden kann. Wichtiger als ein »Bestand« von Heimat ist der Prozess der Beheimatung geworden. Eine Verortung von Heimat in Regionen, Quartieren oder Stadtteilen macht politisches Engagement und Handeln dort erst möglich. Zu diesem Handeln gehören z. B. Stadtplanung, Stadtteilplanung, grüne Stadt, Gestaltung von Straßen und Plätzen, Versorgung, Stadtteilkultur, kulturelle Einrichtungen usw.

II. »Kultur des Miteinanders«

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass bei dem angesprochen Heimatkonzept die im Vorfeld des Stadtjubiläums propagierte »Kultur des Miteinanders«⁸ bei den Heimattagen keine Rolle mehr spielte. Wurde während des Stadtjubiläums eindringlich für eine »Kultur des Miteinanders« der Stadtgesellschaft geworben, spielte sie bei den Heimattagen keine Rolle.

Zwar sprach der Oberbürgermeister davon, dass es unter »Heimat im Wandel« auch um die »die Frage nach dem künftigen Zusammenlebens« gehe, sie wurde aber in den Debatten nicht weiterverfolgt⁹. Ich vermute, dass keine Überlegungen angestellt wurden, gegenwärtige Eventplanung und früherer kommunalpolitische Überlegungen zusammenzuführen. Die Thematisierung von Heimat als einer Form von problematisch gewordener Ortsbindung¹⁰ und Kultur des Miteinanders der Stadtgesellschaft hätte den »besonderen Blick« eines Heimattages in einer Großstadt ausmachen können. Wir müssen davon ausgehen, dass in einer mobilen Stadtgesellschaft die Einwohner im Allgemeinen sich nicht an einen Ort binden oder, wenn überhaupt, »Bindungen« episodisch bleiben. Dazu ist an die Stelle einer ausschließlichen Orientierung an einen Ort ist die Orientierung an Menschen getreten¹¹. Deshalb ist »Heimat nicht (mehr) objektivierbar« (Werner Mezger), aber ein

»Gefühl von Zuhause« in einem Quartier ist denkbar, wenn ich dort Kontakte zu Mitbewohnern habe und Möglichkeiten der politischen Einflussnahme gegeben sind. Es gilt auch hier Ulrich Becks Feststellung zur Moderne: »Verkleinerung der Zwecke. Alles ein paar Nummern kleiner«¹². Die kleinere Nummer von Heimat in der Großstadt ist das *Zuhause in einem Quartier* mit der Möglichkeit menschlicher Kontakte und politischer Einflussnahme. Diese Verkleinerung der Zwecke in Sachen Heimat hat aber auch Konsequenzen für die von der Kommunalpolitik, postulierte Kultur des Miteinanders der Stadtgesellschaft. Realistisch gesehen hat eigentlich nur die Stadtteilgesellschaft¹³ die Chance, politisch aktiv zu werden¹⁴. Festzustellen ist die Diskrepanz zwischen geforderter Stadtgesellschaft und den realen Stadtteilbürgern, die Diskrepanz zwischen einem unpolitisch gedachten Miteinander der Stadtgesellschaft und der politischen Partizipation in den Quartieren. Heimat in der Großstadt ist so eine Frage der Partizipation. Möglich und gewollt scheint sie nur in eng begrenzten Bereichen.

III. »Gewollte Konstruktion von badischer Heimat?«

In der Ankündigung einer Podiumsdiskussion »Was ist Heimat?« wird u. a. vorgeschlagen, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, ob es »gar eine gewollte Konstruktion von badischer Heimat gebe«.¹⁵ Die Vermutung ist wohl der Bezeichnung und der Tradition des seit über hundert Jahren gebräuchlichen Begriffs »Landesverein« geschuldet. Die Diskussion »lokaler und regionaler Vorstellungen von Heimat« meint anstelle eines politischen Raumes von einem (einheitlichen) »Kulturraum Baden« ausgehen zu sollen. Der »Kulturraum Baden« ist der Versuch, Baden wieder als Ganzes in den Blick zu bekommen, suggeriert aber eine kulturelle Einheitlichkeit, die es im Zeitalter der Diversität wohl so nicht gibt. Nach dem Verlust der politischen Selbständigkeit ist Baden wieder zerfallen in *die früheren geschichtlich gewachsenen Teile*. Die ursprüngliche badische Identität war an eine Dynastie und einen Staat gebunden. Eine badische Heimat, die heute das ganze Teilland abbilden könnte, ist zumindest fragwürdig geworden. Es wurde deshalb vorgeschlagen, die verloren gegangene Einheit durch die Verantwortung für das *Natur- und Kulturerbe* des Teillandes zu ersetzen. Bei realistischer Betrachtung der Lage ist aber anstelle einer landeseinheitlichen Kultur und Identität von *Kulturen und Identitäten der badischen Regionen am Rhein* auszugehen. Sie gehen zum Teil auf »vorbadische« geschichtliche Identitäten zurück, wie in der

Kurpfalz oder den vorderösterreichischen Breisgau. Grundlage des Engagements des Vereins für diese regionalen Kulturen ist die Überzeugung ihres *Eigenwertes*. Verbunden bleiben die einzelnen regionalen Kulturen und Identitäten miteinander durch die gemeinsame Geschichte des früheren badischen Staates. Allerdings kann die *Pflege des historischen Bestandes* allein, die Teilhabe an aktuellen kulturellen Prozessen nicht ersetzen. Verbunden bleiben die Regionen aber auch durch das Bewusstsein, Teil einer besonderen *oberrheinischen Kulturlandschaft* zu sein. Das neuerdings als zentrale Aufgabe des Vereins postulierte »*badische Zusammengehörigkeitsgefühl*« darf nicht verstanden werden als ein sich selbstständig fortzeugendes Gefühl, sondern muss sich fortlaufend in Aktionen versichern. Es gibt auch immer noch das Absingen des Badenerliedes vor Fußballspielen und das Hissen der Badenflagge in der Region. Es handelt sich aber dabei um gelegentliche und situationsbedingte »gesamtbadische« Äußerungen. Die aus der Gründung Baden-Württembergs folgende politische Segmentierung und kulturelle Regionalisierung Badens in Kulturen und Identitäten erfordert *Kooperationen des Vereins* mit den entsprechenden Städten, Regionen, Institutionen. Was dem Verein nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit fehlt, ist ein wie auch immer gearteter *politischer Träger*. Bestimmt der Verein sich in Zukunft oberrheinisch, dann käme die *Trinationale Metropolregion Oberrhein* für diese Funktion in Frage.

Eine »gewollte Konstruktion von badischer Heimat« schätze ich als das Schlimmste ein, was man dem Verein nachsagen könnte. Sie bewiese nur, wie weit der Verein inzwischen sich von der lebensweltlichen Realität entfernt hätte. Die Frage, die sich grundsätzlich stellt, ist vielmehr die Frage, ob der Verein personell und finanziell seinem aus der Geschichte abgeleiteten »*Auftrag*« mit *Publikationen* oder auch mit *Aktivitäten* nachkommen will und kann.

Heinrich Hauß

Anmerkungen

- 1 Karlsruhe startet in neuen Festivalssommer. Heimat ist vielfältig und immer in Bewegung, BNN 20.3.2017.
- 2 Heimattage lockten bisher 300 000 Besucher, BNN 5.7.2017.
- 3 Theo Westermann: Vielschichtige Heimat, BNN 11.9.2017.
- 4 Karlsruher Bürgerhefte, Juli 2017, Ausgabe Nr. 4.

- 5 BNN 29.3.2017.
- 6 Wolfgang Zimmermann: »Kultur ist Heimat«. Grußwort, KAMUNA Programm.
- 7 Ursula Weber: Engagement schafft Heimat?! In: Heimat machen? Geplante und gelebte Heimat. Bruchsal, Heimat-Symposium 2015. Regionalverband Mittlerer Oberrhein (Hrsg.), 2015, S. 21.
- 8 Karlsruher Bürgerhefte August–Dezember 2014; BNN 7.11.2014; Stadtzeitung 12.12.2014. Die Menschen sollen sich in die Stadtgesellschaft einbringen können und »sich eigenverantwortlich in der Stadt engagieren können«. Der Stadtgesellschaft werden Fähigkeiten wie »Offenheit für Neues, Toleranz anderen gegenüber und Unaufgeregtheit auch in schwierigen Situationen« zugeschrieben. Als Gemeinschaftswerk einer modernen Stadtgesellschaft werden ihr Aufgaben wie »Energie-wende, Klimaschutz, Bildung und demografischer Wandel« zugeschrieben (Karlsruher Wirtschaftsspiegel 2014).
- 9 Anstoß für Neues geben. BNN Anzeigen-Sonderveröffentlichung vom 26.4.2017. »Heimat im Netz« beschäftige sich »mit dem Miteinander von analoger und digitaler Welt«.
- 10 »Lebensabschnittsbedingte Verortung« (Robertson-von Trotha). Heimatgefühl in einer Patchwork-Kultur, BNN vom 12.5.2017.
- 11 »Wenn im Quartier viel angeboten wird, dann treffe ich automatisch meine Nachbarn und es entsteht ein Gefühl von Zuhause« (Karmann-Woessner). »Begegnung schlägt alles andere«. BNN 19.5.2017. Ursula Weber hat das auf die Formel gebracht: »Sozial eingebunden und sozial verantwortlich«.
- 12 Ulrich Beck: Die Erfindung des Politischen, 1993, S. 261.
- 13 Folgerichtig finden Anhörungen der Bürger auch immer stadtteilbezogen statt.
- 14 Wolfgang Fritz hat in dem Aufsatz »Das Karlsruhe der City und das Karlsruhe der Bürgervereine« die Konditionen beschrieben, unter denen die Stadt Bürgerbeteiligung im Stadtviertel für sinnvoll hält. »Man sollte Bürger soweit beteiligen, soweit sie kompetent sind, und es sollten die Mitglieder von beteiligten Bürgergruppen in der Lage sein, Begründungen und Ergebnisse von Fachleuten zu verstehen.« In: Karlsruhe aufge-fächert, 2015, S. 30.
- 15 Podiumsdiskussion: Was ist Heimat? Identität zwischen Baden, der Welt und dem Himmel. 28.11.2017 in der Landesbibliothek Karlsruhe. Programm Badische Landesbibliothek.

's Sprochàmt stellt sich vor

Annette Striebig-Weissenburger

Das Amt für Sprache und Kultur im Elsass (OLCA – Elsassisches Sprochàmt) setzt sich für eine stärkere Präsenz der elsässischen Sprache in allen Bereichen des Lebens ein und unterstützt Initiativen von Vereinen, Gebietskörperschaften, Verwaltungen und Unternehmen. Das OLCA ist ebenfalls Informations- und Dokumentationszentrum für die regionale Sprache und Kultur. Seine Aufgabe besteht darin, die durch den Elsassischen Regionalrat und die Generalräte des Ober- und Unterelsass initiierte Sprachpolitik zu begleiten.



Seit 1994 setzt sich das Elsassische Sprochàmt – OLCA/Office pour la Langue et la Culture d'Alsace – für die Bewahrung und Aufwertung der Sprache im Elsass ein. Seit der vor kurzem in Kraft getretenen Verwaltungsreform erweitert sich auch seine Aktion auf das Département Mosel und so lautet sein Name seit 2017: 's Sprochàmt Elsass-Mosel bzw. Office pour la Langue et les Cultures d'Alsace et de Moselle.

43 % der Einwohner
sprechen Elsassisch

Laut einer Umfrage von 2012, geben 43 % Elssässer an, den Dialekt zu sprechen. Doch nur

zwölf Prozent der Bevölkerung unter 30 sprechen Elsassisch bzw. Elssässerdeutsch. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nimmt die Zahl der Elsassisch sprechenden Bevölkerung ständig ab. Diese Tendenz erklärt sich vor allem durch den repressiven Zwang, der von der Schule ausging, sowie durch einen von den Eltern entwickelten sprachlichen Minderwertigkeitskomplex. Französisch galt als schick und wurde beworben, während Elsassisch verpönt war. Gemessen an anderen Regionalsprachen Frankreichs sind die 43 %, die Elsassisch aktuell sprechen, zwar ein verhältnismäßig hoher Anteil, aber auch er täuscht nicht darüber hinweg, dass die Zahl rapide zurückgeht.





Zweisprachiges Plakat Weihnachts-Bredle. Entstanden aus der Zusammenarbeit des OLCA mit dem unterelsässischen Verband des Bäckerhandwerks.

Doch zugleich erwacht heute ein neues Bewusstsein: Mehrsprachigkeit ist nicht nur eine Chance, sondern auch eine Bereicherung. Und es gilt vor allem in der heutigen Globalisierung eine Regionalkultur und -sprache zu bewahren und zu fördern. Die vom OLCA geführte Imagekampagne »Elsässisch isch bombisch« kommt deshalb auch sehr erfolgreich bei der Leuten an, vor allem auch bei der jüngeren Generation.

Die Aufgaben des Sprochämtes

Das Elsässische Sprochämte setzt sich für eine stärkere Präsenz der elsässischen Sprache in allen Bereichen des Lebens ein und unterstützt Initiativen von Vereinen, Gebietskörperschaften,

Verwaltungen und Unternehmen. Das OLCA ist ebenfalls Informations- und Dokumentationszentrum für die regionale Sprache und Kultur. Seine Aufgabe besteht darin, die durch den Elsässischen Regionalrat und die Generalräte des Ober- und Unterelsass initiierte Sprachpolitik zu begleiten.

Ein breitgefächertes Engagement

So werden auch die Gemeinden im Elsass dazu animiert, die Sprache in der Öffentlichkeit aufzunehmen. Die Initiative, »Ma Commune dit Ja«, wurde von mehr als 300 Gemeinden unterschrieben. Das Sprochämte bietet verschiedene Aktionen und begleitet die Gemeinden oder auch die Vereine in ihren Vorhaben, zum Beispiel: zweisprachige Straßenschilder oder außerschulischen Initiativen usw. Vergleichbare Maßnahmen werden auch den Unternehmen angeboten, damit sie das Elsässische im Alltag fördern: zweisprachige Hinweisschilder, Werbung auf Elsässisch, Identifizierung des Elsässisch sprechenden Personals usw.

Ansonsten besteht die Arbeit des OLCA am Weitergeben von Informationen über die Sprache. So gibt es jetzt zahlreiche Broschüren auf der Internetseite zum Herunterladen: über die Sprachgeschichte, kleine Wörterbücher französisch-elsässisch-deutsch für den täglichen Gebrauch, z. B. »Wàs brücht m'r im Elsass?« Oder »Gsünd ùn münter« ... 16 Themen sind erhältlich und können auch im Internet abgehört werden. Auch kann man sich im OLCA darüber informieren, wo man im Elsass Elsässischkurse besuchen kann.

Wichtig ist auch ein positives und aktuelles Bild zu vermitteln, so das Motto: Elsässisch isch bombisch. Eine Wortkreation die zeigt, dass die Sprache jung und anpassungsfähig ist. Es gibt hierzu Aufkleber, zum zwanzigjäh-



rigen Bestehen vom OLCA, konnte man sie sogar auf den Bussen im Unterelsass sehen. Für Jugendliche wurde auch die App »iYo« für das Handy konzipiert. Vier Mündler geben flotte Sprüche auf Elsässisch von sich. Ein Erfolg: die App wurde über 30 000 Mal heruntergeladen!

Eine Sprache lebt auch weiter und kann aufleben dank der Kunstszene. Die Werke sowie die Veranstaltungen der Sänger, Komponisten, Theatermacher und Dichter werden bekannt gemacht, dank der Internetseite, sowie des Kulturagenda vom »Friedhohr fer unseri Sproch«. Die Eröffnungswoche vom »Friedhohr fer unseri Sproch« wird auch vom Sprochäm organisiert.

Um weiterhin Projekte im Bereich der Regionalkultur zu unterstützen, werden auch

jährlich Projektaufrufe in Zusammenarbeit mit der Région Grand Est organisiert.

2011 wurde auch das Projekt »Sammler« ins Leben gerufen, um das mündliche Kulturgut des Elsass zu sammeln, es zu fördern, und um es überliefern zu können mittels des Internetportals »www.sammle.org«.

Ein wertvoller Schatz, der die heutige Sprache konserviert, lesbar und hörbar macht. Video- und Tonaufnahmen gibt es zu folgenden Themen: Traditionelle Lieder und Musik, altes Handwerk, Märchen und Legenden, elsässischsprachiges Theater, Zeitzeugen und Lebensgeschichten auf Elsässisch. Über 80 Videos sind zugänglich, sowie 500 Lieder (mit Text und Partitur) und 155 Tonaufnahmen.

Eine Herausforderung für die Zukunft

Im Rahmen der verschiedenen Initiativen wurden Instrumente entwickelt, um die Sprache weiterzuvermitteln. Den Schwerpunkt bilden hauptsächlich Aktionen mit Familien, um die Eltern und Großeltern zu motivieren, mit den Kindern Elsässisch zu sprechen.

M'r hoffe, dass düss alles mithelft, ùnsere Sproch weiterhin lewendig ze hâlte ùn ùnsere Kinder weiterzegewe. Däss die nächst Generàtion weiterhin Bricke baue kànn!

Bénédicte Keck

's Elsässische labt wittersch mit de Kinder!

Eine der wichtigsten Aufgaben des Sprachamtes Elsass-Mosel ist die Unterstützung bei der Weitergabe der elsässischen Sprache im Familienkreis, aber auch in Kinderbetreuungsein-

richtungen. In diesem Bereich haben sich die Tätigkeiten des Sprachamtes in den letzten Jahren verstärkt.

Insbesondere für Eltern, durch:

- Antworten und Ratschläge an die Eltern, die ihren Kindern Elsässisch weitergeben möchten;
- Bücher, CDs, DVDs, Kinderreime, Kinder-sendungen, um die Weitergabe zu erleich-tern;
- Spiele und eine Digitalanwendung, um auf Elsässisch Spaß zu haben;
- Tipps, um auszugehen und sich auf Elsäs-sisch zu unterhalten.

Aber auch für die Professionellen, die sich täg-lich um die Betreuung von Kindern kümmern (Erzieherinnen in Kitas und Kindergärten, Lehrkräfte, Mediatheekpersonal, Hausaufga-benbetreuerinnen und Leiter von außerschu-lische Aktivitäten ...), durch:

- Die »**Bäbbelkisch**«, eine Lern- und Spiel-kiste, um mit dem Elsässischen spielerisch umzugehen
- Ausbildungen: »Elsässisch-Werkstätten mit Kindern leiten«
- Unterstützung bei der Entwicklungen von Projekten, die die elsässische Sprache zur Geltung bringen

Und natürlich für alle, die Elsässisch (wieder-) entdecken, lernen oder unterrichten möchten, durch:

- Eine Karte der Elsässisch-Kurse für Kinder und Erwachsene
- Eine interaktive Sprachkarte vom Elsass
- Eine Bibliografie von Lehrmethoden, um selbstständig Elsässisch zu lernen oder als Ergänzung zum Unterricht
- Thematische Wörterbüchlein und Links zu Online-Wörterbüchern
- Sendungen und Pressechroniken

Mehr Informationen finden Sie auf dem Web-portal: www.lehre.olcalsace.org. 's Sprochàm-tisch fer àlli do!

Anschrift der Autorinnen:

Office pour la Langue et la Culture d'Alsace (OLCA)
Annette Striebig-Weissenburger
Bénédicte Keck
11a rue Edouard Teutsch
F-67000 STRASBOURG
E-Mail: benedicte.keck@olcalsace.org

¹ Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto mit Online-Überweisungen;
Genossenschaftsanteil von 15,- Euro/Mitglied.

0 800/46 22 22 6
www.bbbank.de



0, Euro¹ Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei¹ – ohne monatlichen Mindesteinzug auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!



BB Bank

So muss meine Bank sein.

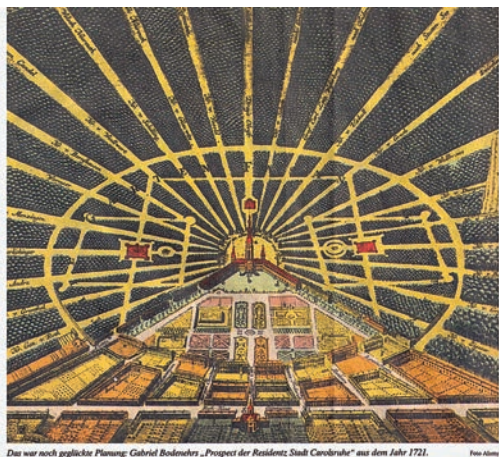


Bemerkungen zum Artikel von

Andreas Rossmann: »Unter dem Stadtniveau«. Karlsruhe verlegt die Straßenbahn unter die Erde, und Markus Lüpertz bewirbt sich als Trittbrettfahrer

»Die ... U-Strab ist ... ein technisches Bauwerk, das ohne Rücksicht auf Stadtbild, Stadträume und Sichtbeziehungen realisiert wird.«

Nach Beobachtungen der »Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild« ist es wohl das erste Mal, dass das U-Strab-»Ingenieurbauwerk« und seine Folgen für das innerstädtische, bislang als unverwechselbar gehaltene, weithin gerühmte Stadtbild von Karlsruhe kritisch untersucht und der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Wohlgermerkt von außen durch eine große deutsche Tageszeitung! Das erklärt vielleicht auch, warum die örtliche Presse von dem Artikel bislang keine Notiz genommen hat.



Unter dem Stadtniveau

Karlsruhe verlegt die Straßenbahn unter die Erde, und Markus Lüpertz bewirbt sich als Trittbrettfahrer

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 5.10.2017, S. 11

Das »technische Bauwerk« wird in dem Aufsatz als »unter dem Stadtniveau« beurteilt, es gerate »zum Angriff auf das Herz der Stadt«. Mit Herz der Stadt ist der Marktplatz mit Stadtkirche und Rathaus gemeint. »Der Marktplatz wird in seiner Symmetrie durch Aufbauten zerstört, knapp vor dem Portikus der Evangelischen Stadtkirche wird ein Eingang mit massiven Brüstungen aus dem Boden auftauchen, und beim gegenüber stehenden Rathaus ist ein Kubus für den Fahrstuhl vorgesehen« (Rossmann). »Die Konzeption der U-Strab ist allein von der Funktion her gedacht, ein technisches Bauwerk, das ohne Rücksicht auf Stadtbild, Stadtraum und Sichtbeziehungen realisiert wird« (Kabierske). Rüde werden durch die Betonwände seitlich der Ein- und Ausfahrtsstrecken zusammengehörige Straßenräume zerschnitten.

Die Planung und Ausführung eines solchen Bauwerks, das funktional von unten her gedacht ist und ebenerdig darüber die Verteilung der Öffnungen im Platz bestimmt, geschieht ohne Verständnis und Respekt gegenüber der gewachsenen Gestalt der Innenstadt, kann nur mit einem Wort als barbarisch oder ungebildet bezeichnet werden, kulturgerechtes Handeln sähe anders aus. Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, ist es unglaublich, dass die Folgen für das Stadt- und Erscheinungsbild von den »Experten« nicht rechtzeitig erkannt und thematisiert wurden, um dann doch noch die schlimmsten Auswirkungen zu verhindern! Noch im Jahr 2006 sollte der »Karlsruher Fächer durch eine stärkere Betonung eine größere Bedeutung« erhalten und zu »einer gesteigerten Identifikation der Bürger mit »ihrem« Karlsruhe führen« (Zukunftskonferenz »Innovation und Lebensqualität«, 27./28. Januar 2006). Die bislang einzige Empörung über die Planungen der Karlsruher Schieneninfrastruktur-Gesellschaft (KASIG) mit öffentlicher Resonanz löste der projektierte Abluftkamin am Karlsruher Tor aus (etwa 20 Meter Höhe, 5 Meter Durchmesser). Hier zeigte sich auf unverblümte Weise die Ignoranz der Planer (»Eingriff ins Stadtbild unakzeptabel«. Leserbrief der ARGE vom 23.11.2013). Später wurden in einer Veranstaltung des Stadtbauforums am 13. März 2014 im K-Gebäude über die Aufbauten für die Zu- und Abgänge und Treppenläufe erstmals gesprochen, allerdings zu einem Zeitpunkt, als der Wettbewerb schon stattgefunden hatte und die Aufträge zur Planung und Ausführung bereits erteilt waren.

Es wurde den Bürgern der Stadt erst durch einen Aufsatz in der FAZ jetzt klar oder klar gemacht, dass die Planung der Zugänge, von der KASIG offenbar ohne Kenntnis und Rücksicht auf das Stadtbild projektiert wurden und wohl auch ausgeführt werden.

Die jetzt sichtbar werdenden innerstädtischen Folgen durch den negativen Eingriff in die Fächerstruktur, auf den Marktplatz, den Europaplatz, auf Gehflächen in der Kaiserstraße und auf den Platz am Durlacher Tor, weiter durch Zerstückelung von Straßenräumen und Verdecken von Sichtachsen (etwa Lammstraße zum Schloss) sind nur erklärbar durch eine verblendete Großstadt-Untergrundbahn-Euphorie der Verantwortlichen in den 1990er Jahren (alle Linien der Straßenbahn fahren durch die Kaiserstraße). Die KASIG hat sich auch nicht gescheut, Zugänge zur U-Strab in den Fächer hinein zu bauen! Erschwerend kommt hinzu, dass die Planung der U-Strab offensichtlich ohne Mitsprache der Stadtplanung und anderer Fachbehörden allein der KASIG überlassen wurde. Wir nehmen an, dass wohl keine Großstadt in Deutschland durch den Bau einer »Untergrundbahn« so im Zentralbereich beeinträchtigt wurde wie die »Fächerstadt« Karlsruhe. Hätte man bei der Kombilösung zuerst mit der Kriegsstraße begonnen, wie von vielen Bürgern gefordert, hätte sich im Laufe des Umbaus vielleicht herausgestellt, dass die Kaiserstraßen-U-Strab sich womöglich erübrigt hätte, ein Vorteil, da solche Straßen (Flaniermeile) sonst durch das veränderte Kaufverhalten an Attraktivität verlieren. Nach nun sieben Jahren Bauzeit ist zudem der angestrebte urbane und ökonomische Erfolg ab 2020 (der geplanten Fertigstellung) durchaus in Frage gestellt.

Das schon genannte Stadtbauforum 2014 mit dem Thema »Neugestaltung der Kaiserstraße und Marktplatz« machte die Teilnehmer mit den Betonbauten an den Eingängen der U-Strab und auf dem Marktplatz erstmals bekannt. Auf kritische Einwände erwiderte damals der Baubürgermeister Obert, »Wettbewerbe sind zu achten. Punktum!« In dem genannten Stadtbauforum hat G. Kabierske dringend einen kritischen Diskurs zur Auseinandersetzung mit dem Stadtbild angeregt. Weiter hat sich G. Leiber in einem Schreiben an das Stadtbauamt gewandt wegen der »vorliegenden Entwürfe zur Neugestaltung des Marktplatzes«, insbesondere der über das »Platzniveau herausragenden betonierten Treppenwangen der U-Bahn-Auf- und Abgänge«. Er wies im Gegensatz dazu auf durchaus übliche durchbrochene, meist kunstvoll gestaltete Metallgeländer hin, wobei der Blick auf die Platzfläche optisch nur

minimal unterbrochen und gestört würde. Als Beispiel nannte er die U-Bahntreppen der Metro in Paris an Straßen und (im Kleinformat) das Geländer um die Nottreppe für die Tiefgarage am Friedrichsplatz in Karlsruhe.

Heinrich Hauff

Und so etwas ist des Lesens zweimal wert ...

Eine Bücherwelt in Gelb: 150 Jahre Reclam Verlag mit J. P. Hebel

Für viele Menschen sind sie so präsent wie Grimms Märchen: Die Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes von Johann Peter Hebel (1760 bis 1826).

Die bewegende Bergwerksgeschichte »Unverhofftes Wiedersehen«, die Parabel »Kannitverstan«, die Schelmengeschichte vom »Wohlfeilen Mittagessen«, die Erzählungen von den Meisterdieben, dem Zun-

Johann Peter Hebel

Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes



Reclam

Titelseite der kritischen Gesamtausgabe des »Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes« von Johann Peter Hebel, 1981 im Reclam Verlag erschienen. Bildvorlage/Repro: Elmar Vogt

delheiner, dem Zundelfrieder und dem Roten Dieter gehören zum Gemeingut, und sie haben eine weltweite Leserschaft: Weltliteratur im Taschenformat.

Und wer kennt sie nicht aus seiner Schulzeit, die gelben Klassikerausgaben der deutschen Literatur? Viele verbinden mit dem *Faust*, dem *Wilhelm Tell* oder mit anderen Klassikern den Namen »Reclam«. Die Bände, alle in der Universal-Bibliothek (UB) zum günstigen Preis erschienen, sind das Markenzeichen des traditionsreichen Verlags der vor 150 Jahren gegründet wurde. 1867 trat eine Regelung in Kraft, die besagt, dass allen deutschen Autoren eine Schutzfrist für die Veröffentlichung ihrer Werke von 30 Jahren nach ihrem Tod gewährt wird. Die wichtigsten deutschen Klassiker werden »gemeinfrei«.

1912 stellt Reclam erstmals Verkaufsautomaten auf, bis 1917 sind fast 2000 von ihnen in Betrieb. Dann kommen die Restriktionen: Die Nationalsozialisten setzen den Verlag ab 1933 unter Druck, Werke jüdischer oder politisch missliebiger Autoren müssen aus dem Programm genommen werden.

Neben den Alemannischen Gedichten von Johann Peter Hebel (Erstausgabe 1803) erschien auch eine unkommentierte Ausgabe des »Schatzkästleins des rheinischen Hausfreundes« und 1981 eine kritische Gesamtausgabe mit den Kalender-Holzschnitten, herausgegeben von Winfried Theiss.

Am 25. Mai 1807 schrieb Hebel unter anderem: »Kein Mensch liest den Calender, um belehrt und gebessert zu werden, sondern um Unterhaltung zu finden«.

Der künstlerische Wert des Schatzkästleins erhellt sich erst richtig, wenn man die Gestalt und Funktion des Kalenders betrachtet. Die Werke Hebels gelten als Kostbarkeiten der Weltliteratur. Bereits Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) fragte: »Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?«.

Elmar Vogt

Rückblick auf das 200-jährige Jubiläum 2017

Hans Eberhard Lessing und Ernst Otto Bräunche im Streitgespräch über Freiherr von Drais: »Keine zusätzliche Aufwertung«

In ihrer Ausgabe vom 17.11.2017 haben die BNN ein ganzseitiges Interview mit dem Drais-Biografen Hans-Erhard Lessing und dem Direktor des Stadtarchivs Karlsruhe, Ernst Otto Bräunche, abgedruckt.

Anlass war der Rückblick auf das 200-jährige Jubiläum der Fahrt des Freiherrn von Drais mit der Laufmaschine von Mannheim nach Schwetzingen am 12. Juni 1817. Das Jubiläum wurde in beiden Städten gefeiert, in Mannheim mit einer Internationalen Konferenz zur Geschichte des Fahrrads (ICHC) und einer Ausstellung, in Karlsruhe mit einem »Drais-Wochenende«. Die Streitpunkte des Interviews lassen sich mit drei unterschiedlichen Deutungen zusammenfassen: Der Verzicht Drais' auf den Adelstitel während der Revolution, die Tambora-These Lessings und die Annahme Lessings, Drais sei ein »Verfolgungsoffer« gewesen.

Lessing vertritt die These, dass Drais während der Revolution seinen Adelstitel niederlegte und nur noch »Bürger und Professor Drais« heißen wollte. Nach Bräunche wird auf den Verzicht des Adelstitels »zu viel Gewicht gelegt«. Man könnte daraus schließen, dass Drais als Demokrat geboren wurde. Auch die »Androhung von standesrechtlicher Erschießung« hält Bräunche »für eine unverhältnismäßige Überspitzung«. Auch ein direkter Zusammenhang mit dem Vulkanausbruch des Tambora in Indonesien im April 1815 und der Erfindung der Laufmaschine zum Ersatz für Pferde hält Bräunche als für im Nachhinein gefälscht und wurde seiner Ansicht nach von Jost Pietsch widerlegt. Die These vom »Verfolgungsoffer« Drais wie die Tambora-These Lessings hält Bräunche »sehr schwer nachweisbar«.

Fazit: »Drais war Erfinder des Fahrrads. Deshalb muss er aber nicht zusätzlich aufgewertet werden, indem man künstlich seinen Ruf als Demokrat zementiert. Das hat er nicht nötig«. Feststeht aber, dass Drais nicht »systemkonform« war, sich nicht an Vorgaben gehalten und auch Anweisungen des Großherzogs ignoriert hat. Lessings Forderung ein »Drais-Museum oder Mobilitätsmuseum« in Karlsruhe einzurichten, lehnt Bräunche mit dem Hinweis ab, dass sowohl Benz wie Drais zwar in Karlsruhe geboren wurden, aber ihre Erfindungen in Mannheim gemacht haben. Das Andenken sollte aber weiterhin in beiden Städten »hochgehalten werden«.

Heinrich Hauff

Staufermedaille in Gold für Dipl.-Ing. Prof. Robert Mürb, den Vorsitzenden der Landesvereini- gung Baden in Europa

Am 20. September 2017 erhielt Prof. Robert Mürb aus der Hand von Ministerpräsident Winfried Kretschmann in Karlsruhe in Gegenwart von Oberbürgermeister Dr. Frank Mentrup eine hohe und seltene Auszeichnung überreicht: die Staufermedaille in Gold. Zur Begründung hieß es: »Professor Robert Mürb hat sich in herausragendem Maße um die Menschen, die Natur und das Gemeinwesen in Baden-Württemberg verdient gemacht.« Beruf und Ehrenamt gehen bei ihm in überzeugender Weise Hand in Hand. Sein Beruf als Direktor des Gartenbauamts in Karlsruhe brachte es mit sich, dass er in 16 Jahren die Fächerstadt »durchgrünte« und die Bundesgartenschau im Jahr 1967 nach Karlsruhe zu ziehen vermochte. 1979 erhielt er einen Ruf auf eine Professur für Landschaftsgestaltung an der TH Darmstadt, den er annahm. Als Präsident der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur gründete er 1975 die Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung und Landschaftsbau mit. Seit 30 Jahren steht er der Arbeitsgemeinschaft Oberrheinischer Waldfreunde vor. Der Ministerpräsident würdigte auch Mürbs

langjährige Stadtratstätigkeit als Mitglied der CDU und sein »Engagement als langjähriger Vorsitzender der Landesvereinigung Baden in Europa«. Prof. Mürb war, wie er im Kreis seiner Getreuen zu erkennen gab, zunächst nicht sicher, ob er die hohe Auszeichnung aus Stuttgart annehmen dürfe. Wurde in Karlsruher Journalistenkreisen doch die Vermutung geäußert, dass der gefürchtete Kritiker des Stuttgarter Zentralismus und der chronischen Ungleichbehandlung badischer Kommunen und Institutionen handsam gemacht werden sollte. Als entschiedener Badener wich Professor Mürb gegenüber staatlichem Wohlwollen keinen Schritt zurück. Vielmehr übergab er dem Ministerpräsidenten die faktenreichen jüngsten *cahiers de doléances* der Landesvereinigung. Sie beinhalten die von hoher Fachlichkeit getragene Zusammenstellung aktueller Benachteiligungen des badischen Landesteils gegenüber dem württembergischen. Die Thematisierung der Benachteiligung Badens war eine Gelegenheit, die Toleranz des Landesvaters zu prüfen. Der Stuttgarter »grüne« Regierungschef bestand – sekundiert vom Karlsruher Oberbürgermeister – die Probe, machte wie gewohnt gute Figur und vermochte den Eindruck zu erwecken, dass badische Interessen, wie Prof. Mürb sie verfiicht, auch in Stuttgart respektiert werden.

Die Badische Heimat gratuliert dem Vorsitzenden der Karlsruher Schwesternvereinigung zur hohen Auszeichnung sehr herzlich und wünscht ihm gute Gesundheit und viele weitere Jahre jener Zusammenarbeit, die bisher in kulturellen Kooperationen überaus erfolgreich war – zuletzt im Rahmen der Baden-Württembergischen Heimmattage 2017 in Karlsruhe. Die dabei im Prinz-Max-Palais in Karlsruhe gehaltenen Vorträge, darunter auch einer von Prof. Mürb, werden zum Jahreswechsel in der Schriftenreihe der Badischen Heimat im Rombach-Verlag Freiburg erscheinen.

Univ.-Prof. em.

Dr. Paul-Ludwig Weinacht



v.l.n.r.: Ministerpräsident Winfried Kretschmann, Professor Robert Mürb und Karlsruhes Oberbürgermeister Frank Mentrup (Foto: Peter Bastian)



Nachruf

Herta Kümmerle (1921–2017)

Schon zweimal stand ein Artikel über Herta Kümmerle in der »Badischen Heimat«: zum einen 2008, als ihr für ihre herausragenden ehrenamtlichen Verdienste um die Heimatpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe die Ehrennadel verliehen wurde, zum anderen 2011 anlässlich ihres 90. Geburtstags, an dem ihr der Landesvorsitzende der Badischen Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, persönlich die Glückwünsche des Landesvereins überbrachte. Nun hat die Regionalgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat die traurige Aufgabe, den Mitgliedern mitzuteilen, dass Herta Kümmerle im Juli 2017 verstorben ist.

Herta Kümmerle wurde 1921 im Karlsruher Stadtteil Mühlburg in der ehemaligen Gaststätte zum »Goldenen Lamm« geboren; sie stammt aber aus dem historischen Seilerhäuschen in der Kaiserstraße gegenüber der Universität, aus dem die Familie aber ausziehen musste und als Entschädigung in Mühlburg das Haus in der Sedanstraße erhielt, in dem sie dann bis zu ihrem Lebensende wohnte. Wie so viele Frauen ihrer Generation blieb sie unverheiratet und lebte mit ihrer Schwester zusammen. Dankbar dafür, dass diese ihr den Rücken frei hielt und sich die Frauen gegenseitig stützen konnten, war Herta Kümmerle weit davon entfernt, ein einsames und zurückgezogenes Leben zu führen. Der Besuch der Höheren Handelsschule ermöglichte ihr eine

Stelle im G. Braun Verlag als Buchhalterin, wo sie dann mehr als 51 Jahr arbeitete und zur Prokuristin aufstieg.

Doch das zeigt nur die eine Hälfte ihres Lebens. Die andere war ein engagiertes Leben und Wirken in Verein und Ehrenamt und verband ihre Neigungen und Talent, Freude am Wandern und an Geschichte mit der Übernahme von Aufgaben für die Gemeinschaft. Dabei spielte zwar sicher am Anfang auch eine Rolle, dass ihr Chef, Direktor Knittel, auch Vorsitzender der Badischen Heimat war, aber dass sie nicht einfach nur Mitglied in Vereinen wurde, sondern sich überall auch einbrachte, das macht ihre Leistung aus.

So frönte sie im Schwarzwaldverein nicht nur einfach ihrer Wanderlust, sondern war seit 1990 für die Buchhaltung der Wanderheime verantwortlich. Im Arbeitskreis für Heimatpflege des Regierungsbezirks Nordbaden wirkte sie als Kassenprüferin und für die Regionalgruppe Karlsruhe unserer »Badischen Heimat« seit 1991 als Schatzmeisterin. Aber sie war weit mehr als das, denn in finanziell schwierigen Zeiten und Auseinandersetzungen lotste sie die Kasse loyal und kompetent durch Untiefen und Strudel »Kommt, das packen wir«, machte sie dem Vorstand und den Kassenprüfern Mut. Treu und redlich vertrat sie die Interessen der Regionalgruppe, war bei allen Veranstaltungen dabei

und kannte alle Mitglieder mit Namen. Auf Herta Kümmerle konnte man sich verlassen.

Überhaupt war es ihre soziale Kompetenz, womit sie die Herzen derer, die sie gekannt haben, eroberte. Sie war das Bindeglied zwischen Schwarzwaldverein und Badischer Heimat, sogar räumlich, denn zahlreiche Treffen, Besprechungen und die Kassenprüfung fanden in dem kleinen Zimmer des Rathauses West statt, das für den Schwarzwaldverein reserviert war. Doch wichtiger noch war sie als Ansprechpartnerin und verständnisvolle, vermittelnde Gesprächspartnerin, die immer ein Ohr auch für persönlichen Kummer hatte und bei manchen Auseinandersetzungen vermittelnd einzugreifen verstand.

Aber Herta Kümmerle konnte auch einfach aus Freude und Spaß mitmachen. Sie ging gerne ins Theater und Konzert, sang im Bach-Chor der Stadtkirche unter Kantor Karlheinz Schmidt und traf sich mit einer Gruppe von Frauen, die sich auf einer Urlaubsreise zufällig kennengelernt und beschlossen hatten, auch weiterhin gemeinsamen Urlaub zu machen, von einer der Damen lächelnd als »Karlsruher Mädels« titulierte.

Nun hat der Tod einem reichen Menschenleben ein Ende gesetzt. Die Badische Heimat wird Herta Kümmerle ein ehrendes Andenken bewahren.

Marthamaria Drützel-Heilgeist



Get the Spirit of RHEINFELDEN!

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com



Buchbesprechungen



Stefan Borchardt
(Herausgeber)
Der langsame Pfeil der
Schönheit. 30 Jahre Kunst-
museum Hohenkarpfen
Begleitpublikation anläss-
lich der Ausstellung »Land-
schaftsbild im Wandel.

30 Jahre Kunstmuseum Hohenkarpfen, Stuttgart:
Belsner, 2017, 204 Seiten, 558 Abbildungen, Format
24,4 x 22,3 cm (L x B), gebunden, ISBN 978-3-7630-
2778-1, 24,95 €.

Was man hat, das muss man zeigen und auch schriftlich dokumentieren.

Kurz zusammengefasst ist dies das Ergebnis des vorliegenden detaillierten und reich bebilderten (Bestands-)Katalogs über die Geschichte der Kunststiftung Hohenkarpfen und deren bisher gezeigten Ausstellungen.

Das in Satz, Gestaltung, Graphik und Einband sehr ansprechend gestaltete Buch widmet sich in exemplarischer Weise der breit gefächerten Aufarbeitung der Kunst im deutschen Südwesten, insbesondere der Landschaftsmalerei. Die Stiftung hat sich mit ihren bedeutenden Ausstellungen und Publikationen zu einzelnen Künstlern sowie zu Themen wie der Bernsteinschule, der Kunst an Donau und Neckar, dem schwäbischen Impressionismus oder der Landwirtschaft in der Kunst einen weit über die Region hinaus strahlenden Ruf erworben. Dazu gehört auch der Aufbau einer museumseigenen Sammlung, die Werke von stil- und schulbildenden Landschaftsmalern der Akademien in *Karlsruhe* und *Stuttgart* sowie von bedeutenden Malern der umgebenden Kunstlandschaften aus den letzten 200 Jahren umfasst.

Als Titel des vorliegenden Katalogs »Der langsame Pfeil der Schönheit« diente der erste Band des Werks von Friedrich Nietzsche »Menschliches, Allzumenschliches«, Viertes Hauptstück, *Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller*, S. 149«.

Stefan Borchardt beginnt mit einem »Rundblick« aus den drei Jahrzehnten Stiftungsgeschichte.

Am Anfang stand die Stiftung eines umfassenden Konvoluts von Darstellungen des Lebens der Men-

schen und der Landschaft der Hochbaar von der Hand des aus Tuttlingen stammenden Malers und Zeichners Ernst Rieß (1884–1962).

Ihren Zuwachs verdankt die Sammlung insbesondere Ankäufen des Landes Baden-Württemberg und anderer Institutionen, die dem Museum zur dauerhaften Bewahrung überlassen worden sind, sowie zahlreichen Schenkungen einzelner Werke oder ganzer Sammlungen aus privater Hand.

»Das Karpfenmuseum als Schule ästhetischer Landschaftserfahrung« überschreibt Friedemann Maurer seinen »subjektiven Rückblick auf ein kulturelles Experiment«.

Über die Entwicklung und Aufgaben der Kunststiftung informiert Ingrid Marquardt die Leser. Eine Chronologie der Stiftung sowie eine Auflistung der Stiftungsgremien im Zeitraum von 1984 bis 2016 schließen sich an.

Mit dem Beitrag »Der Zeichner Ernst Rieß und die Baar« von Friedemann Maurer beginnt die Beschreibung der Geschichte der Sammlung, gefolgt von einem Sammlungsquerschnitt mit jeweils ganzseitig in Farbe gedruckten Bildern mit der jeweiligen Titelbeschreibung, dem Format und der Inventar-Nummer.

Es folgt der alphabetisch, nach den Nachnamen der Künstler aufgebaute Bestandskatalog mit den jeweils biographischen Daten sowie der Abbildungen aller Bilder und Werke der Künstler mit allen Angaben zu den Werken (Titel, Jahr, Material, Format, Signaturangaben, Inventar-Nummer und Provenienz). Trotz der stark verkleinerten Abbildungen sind diese mit ihren Motiven gut erkennbar.

Es folgt eine chronologische Auflistung mit Beschreibungen aller Ausstellungen, gefolgt von Auszügen aus dem Gästebuch und einer Bibliographie aller Publikationen aus dem Zeitraum von 1985 bis 2016, die unmittelbar mit den Ausstellungen und den vertretenen Künstlern in Verbindung stehen.

Eine Auflistung aller kulturellen Beiträge zu den Jahresversammlungen, der Veranstaltungsreihe »Blaue Stunde« und der Ausflüge und Exkursionen informiert die Leser rückblickend über das informative Programm der Stiftung und des Museums.

Ein Register der in den Ausstellungen vertretenen Künstler beschließt den Band, der keine Wünsche offen lässt.

Hier ist jedes Bild wert, so lange betrachtet zu werden, wie man zum Lesen von mindestens einer Textseite benötigt. Das Buch wird seinen Wert und Platz behalten: als fundierte, wichtige und informative Bilanz über drei Jahrzehnte Malerei- und Kunstgeschichte auf der Baar. Äußerst lobenswert ist die reichhaltige Bebilderung, die das Lesevergnügen erhöht, in dem die skizzierten Personen, Ereignisse und auch Einzelaspekte gekonnt und angemessen illustriert werden. Der in Stuttgart beheimatete Belsler-Verlag hat einmal mehr ein gehaltvolles Kunstbuch vorgelegt.

Elmar Vogt



Klaus Strütt
Sippenbuch der Familien
Steinebrunner 1638-1930
(teilweise bis 2015)
Pfarrei Schönau im
Schwarzwald
mit den Gemeinden Aitern,
Böllen, Fröhnd, Geschwend,
Herrenschwand, Präg,
Schönau, Schönenberg,

Stadel (Ehrsberg), Tunau, Utzenfeld, Wembach und Wieden. Umschlaggestaltung (Relief): Heinz Strütt, Satz: Gregor Bethlen, Druck: SDL oHG, Berlin, Mai 2016, 350 Seiten mit 16 schwarz/weiß-Abbildungen, ISBN 978-3-00-051786-0, 34,00 €
Bezugsquelle: Klaus Strütt, Scheffelstraße 3, 79650 Schopfheim, Telefon (0 76 22) 22 21, E-Mail: ahnen-steinebrunner@gmx.de

»Sammelt das Verstreute, damit es nicht verloren geht!«, mahnte bereits der Nürnberger Arzt und Humanist Hartmann Schedel (1440 bis 1514).

In gut fünfjähriger Arbeit im Kirchenarchiv Schönau, im Diözesanarchiv Freiburg im Breisgau, im Stadtarchiv Zell im Wiesental (für Hög-Ehrsberg), im Archiv der Kirchengemeinde Todtmoos und in den Stadtarchiven Schönau und Todtnau hat Klaus Strütt in 1199 Hauptnummern mehr als 4600 Personen, die direkt etwas mit der Sippe der Steinebrunner zu tun haben, ermittelt und diese nach Familien zusammengestellt.

Wie ist das Buch zu lesen?

Jede Familie hat eine Familiennummer (Hauptnummer), die vor dem Namen steht. Danach ist der Familienname nach Alphabet und innerhalb eines Familiennamens nach dem Geburtsdatum geordnet. In aller Regel ist dies das Geburtsdatum des

Haushaltsvorstandes, des Mannes. Bei nichtehelichen Geburten ist die Reihenfolge nach dem Geburtsdatum der Mutter gewählt. Den Angaben zum Namen folgt das Geburtsdatum und der Geburtsort. Dem Geburtsdatum folgt, soweit bekannt, das Taufdatum und der Taufort. Es folgt das Todesdatum und der Sterbeort. Abschließend erscheinen, soweit bekannt, das Beerdigungsdatum und der Beerdigungsort.

Oftmals stößt der Familienforscher bei den Kirchenbüchern nur zu oft auf fehlende Seiten, verbrannte und verschollene Bände oder auf so ungenügende Eintragungen, dass er nur nach Heranziehung anderer Quellen zu eindeutigen Ergebnissen kommen kann.

Kirchenbücher sind eine bedeutende, ergänzende und unschätzbare Quelle für die jeweilige Ortsgeschichte. Die Bearbeitung von alten Kirchenbüchern ist eine durchaus spannende Beschäftigung. Diese Arbeit hat stets etwas mit Menschen zu tun.

Man erlebt, wie Bewohner eines Ortes ihre verstorbenen Angehörigen auf den Friedhof gebracht haben. Bauern, Handwerker, Kleinunternehmer, Dienstboten, Beamte, geistliche Herren lernt man in den oftmals schwer leserlichen Aufzeichnungen ein wenig kennen. Man begegnet fast ohne länger dauernden Frieden immer wieder Kriegswirren. Die Menschen in den kleinen Dörfern sind alle ohne Schonung unmittelbar betroffen, erdulden Einquartierungen, Plünderungen, Zwangsarbeit. Kirchenbücher geben aber auch Auskunft über die früheren Berufe und Berufsgruppen, Ein- und Auswanderungen, über Kindersterblichkeit und medizin-historische Vorgänge.

Das Buch enthält neben einem Familiennamen- und Ortsregister auch ein Berufs-, Funktions- und Titelverzeichnis. Ebenso sind die unehelichen Geburten und die Todesursachen festgehalten.

Das in einer kleinen Auflage erschienene Buch werden interessierte Genealogen und interessierte Personen die den Familiennamen »Steinebrunner« tragen, immer wieder gerne zur Hand nehmen, denn Bücher können in eine andere Welt entführen, in dem vorliegenden in die »Familien- und Verwandtschaftswelt« der »Steinebrunner«.

Klaus Strütt hat in einem bewundernswerten Kraftakt mit einem außergewöhnlichen Beispiel dazu beigetragen, die Herkunft der Steinebrunner-Familien im Raum Schönau als »Familiengeschichte« engagiert aufzuarbeiten und darzustellen.

Damit hat Klaus Strütt eine wichtige Lücke in der regionalen Geschichte geschlossen.

Elmar Vogt



Christiane Widmer und Christian Lienhard: B wie Basel 01 – Basel und seine Brunnen. Basel 2016, 107 S., ISBN 978-3-908142-65-2, 29,00 CHF

Basel und seine Brunnen heißt der jüngste Titel aus dem renommierten Basler Spalentor Verlag. Auf 207 Seiten gibt die Publikation einen umfassenden Einblick in die Geschichte der Basler Brunnen. In den 1850er Jahren gab es in der Stadt am Rheinknie über 500 öffentliche und private Brunnen. Am bekanntesten sind in der Bevölkerung wohl die Basilisken-Brunnen, von denen es 31 an der Zahl gibt. 1967 schrieb Robert B. Christ in seinem Buch »Zauber der Basler Brunnen« »Das Verhältnis der Basler, der Menschen zum Brunnen, taucht tief hinab in das Mystische. Dort gründen die wahren Wurzeln unserer Scheu jedem Brunnen gegenüber. [...] Es ist ein kleines Wunder, wenn eine Stadt auch heute noch Brunnen errichten lässt, wo sie niemand wirklich mehr braucht; wenn sie sich ehrlich müht, auch neue Brunnen schön zu formen und von Künstlerhand ausstatten zu lassen«.

Im vorliegenden Werk werden 246 von insgesamt 314 Basler Brunnen in Text und Bild mit 384 Abbildungen vorgestellt. Die Aufmachung des Brunnenbuchs erinnert an die Gestaltung der bekannten Zeitschrift »B wie Basel« aus dem gleichnamigen Verlag. Die Anordnung der Reihenfolge der Brunnen wurde gut gelöst. Die Brunnen sind nach sinnvollen Kriterien geordnet: nach der Art der Figuren (Zum Gedenken, Götter und Heilige, Basilisken, Menschen, verschiedene Tiergruppen, Märchen- und Fabelwesen), nach Art der Brunnen (Mehrtrog-Brunnen, Baden und Kneippen, Wasserspiele, Trinkbrünneli, Hof-Brunnen, Kunst-Brunnen, Klassische Brunnen, Moderne Brunnen). Begleitet werden die stimmungsvollen Bilder von Christian Lienhard aus der Welt der Brunnen mit Texten von Christiane Widmer.

Die wichtige Geschichte zum Brunnen- und Wasserwesen (Wasserversorgung und Gesundheit/Hygiene) zur Technik und zum Unterhalt schließen sich an. Eine Liste der insgesamt 314 Brunnen von A-Z mit Angabe des Standorts runden das Buch ab. Jeder an der Basler Geschichte interessierte Leser wird diesen hervorragenden Bildband wegen seines ho-

hen Informationswertes und seiner qualitätsvollen Ausstattung immer wieder gerne zur Hand nehmen. Hier ist jedes Bild wert, so lange betrachtet zu werden, wie man zum Lesen von mindestens einer Textseite benötigt.

Elmar Vogt



Beatrice Hofmann-Wiggenhauser und Jacqueline Reber: Vom Amerikanerblätz zum Zirzel – Flurgeschichten aus Olten-Gösgen und Thal-Gäu. Olten 2014, geb., 183 S., ISBN 978-3-905848-94-6, 29,00 CHF

Wer die Namen auf einer Ortskarte oder einem Gemarkungsplan hinterfragt, versteht in der Regel die Umgebung, in der er lebt, besser. Während jeder etliche Vornamen kennt, täglich von hunderten Produktnamen umgeben ist und Siedlungs-, Straßen- und Familiennamen in großem Stil aufzählen kann, gehören Flurnamen mittlerweile zu den recht unbekannteren Namentypen. Das liegt daran, dass Flurnamen heute kaum noch eine Funktion erfüllen und eher als »sprachliche Denkmäler« angesehen werden. Sie sind mehr als nur merkwürdige Relikte einer vergangenen Zeit, ermöglichen sie uns doch tiefe, ansonsten kaum zu gewinnende Einblicke in die Siedlungsgeschichte sowie in ältere Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse.

Beatrice Hofmann-Wiggenhauser und Jacqueline Reber sind von Berufs wegen fachliche Flurnamenforscherinnen, sie untersuchen seit Jahren auf der in Olten angesiedelten Forschungsstelle Solothurnisches Orts- und Flurnamenbuch der Universität Basel die Flurnamenlandschaft des unteren Kantonssteils. Einer Flurgeschichte ist jeweils ein Überthema gewidmet. Bei den »Erinnerungen an die Dreizelgenwirtschaft« dreht sich alles um Namen wie Allmend, Bunte, Bifang, Ihegi und Ischlag, beim Artikel »Guert Brand – die schwarze Kunst der Köhlerrei« werden Namen wie Cholrütli, Cholschwerziweid und Cholschwand auf den Grund gegangen. Die 32 Flurgeschichten sind als Kolumnen in den Jahren 2011 bis 2013 monatlich im Oltner Tagblatt erschienen und stehen nun erstmals in einer gesammelten Ausgabe zur Verfügung. Aus diesem Wissen schöpfen die beiden »Namen-Damen«, lassen aber den wis-

senschaftlichen Apparat, wie er für die gewichtigen Bände des Solothurner Namenbuchs (SNB) unerlässlich ist, beiseite.

Die ausgewählte Form mit Kolonnen besteht darin, die Flurnamen nicht wie ein Lexikon zu präsentieren, sondern in thematischen Zusammenhängen. So entstehen aus den Flurnamen einprägsame Bilder, wie die Landschaft in dieser Gegend in früheren Jahrhunderten ausgesehen haben muss – und wie die Vorfahren sich bei der Arbeit darin orientierten. Anschaulich führt Jacqueline Reber etwa anhand der unzähligen Wein- und Reben-Namen vor Augen, dass der Rebbau auch beidseits von Olten am Jurasüdhang ein dominanter Wirtschaftszweig war. Beatrice Hofmann zeigt, dass die Namen »Erzwäsche«, »Schmelzi« oder »Hammer« auf den Bergbau zurückgehen, Wald gerodet und »geschwendet« wurde landauf, landab, Köhlerei war allgegenwärtig.

Wer kennt nicht die Tüffelsschlucht oder den Engelberg? Nebst der Tüfelschuchi, dem Huerewägli, der Pfaffenchappe und der Engelermatte sind dies alles Namen von Flurstücken und ein wichtiger Bestandteil unserer Landschaft. Sie sind Relikte aus der Vergangenheit, Bestandteile der Gegenwart

und durchziehen auf vielfältige Weise die Landschaft.

Doch was genau bedeuten diese Namen? Lebt es sich im Himmelriich besonders paradiesisch? Oder tanzen auf der Hexenmatt Frauen ums Feuer? In dem vorliegenden »Flurnamen-Geschichten-Buch« zeigen die beiden Autorinnen die Bedeutung unterschiedlicher Namen auf, präsentieren historische Belegreihen und lösen Legenden von sagenumwobenen Flurnamen. Nicht immer können Flurnamen gedeutet werden, so zum Beispiel der Name »Zirzel«. Er gehört zu jenen Namen, bei denen auch die Wissenschaftlerinnen ans Ende ihres Lateins gelangten: »Ungedeutet«.

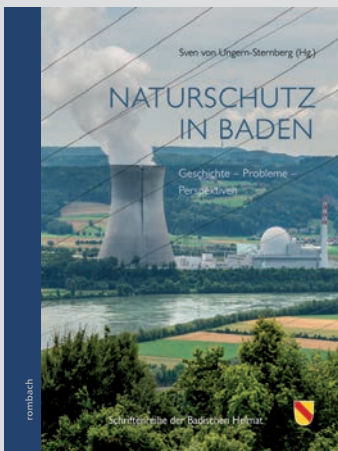
Der Oltner Knapp Verlag hat dieses Buch sehr sorgfältig und leserfreundlich gestaltet. Eine Freude sind die großformatigen Farbbilder, mehrheitlich von den Fotografen des Oltner Tagblatts Hansruedi Aeschbacher, Bruno Kissling und Ueli Wild. Vorteilhaft wäre ein Register, mit den erklärten Flurnamen. Für die Flurnamenforschung werbende und informierende Veröffentlichungen dieser Art hofft man öfter zu sehen. Lesenswert und sehr gut gemacht.

Elmar Vogt

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereinen um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.

Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de

BEIRAT

Prof. Dr. Kurt Andermann		
Prof. Dr. Gerd F. Hepp	Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Markthallenstr. 14 78315 Radolfzell	eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmshheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Olaf Schulze Kronprinzenstraße 40 75177 Pforzheim Brigitte Wörle Engelswiesen 14 75180 Pforzheim	Tel. 07 11 / 26 71 39 olafwschulze@gmx.de blwoerle2susi@gmail.com
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de